Aus dem

literarischen Nachlasse

Joseph Freiherrn von Eichendorffs.

4206

Paderborn.

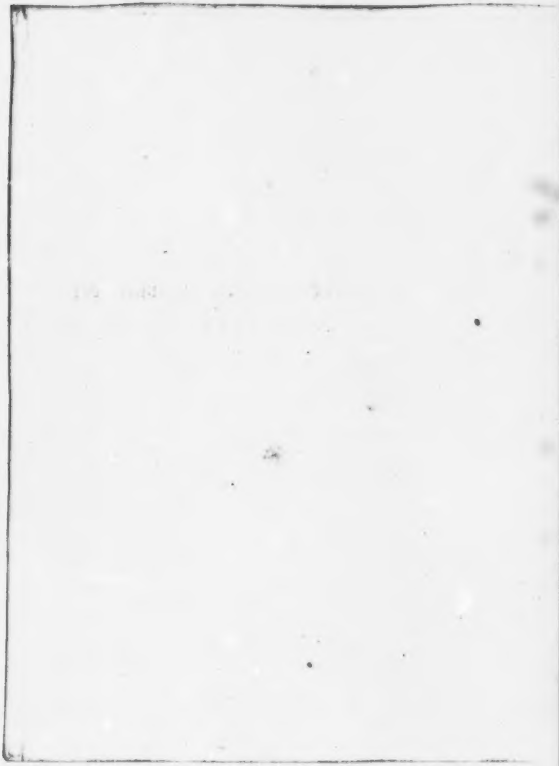
Verlag von Ferdinand Schöningh.

1866.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg.



I. Größe, Schuld und Buße.

Unter den Ritterorden des Mittelalters hat der Orden der deutschen Ritter (gestiftet vor Acre im Jahre 1190) für Deutschland bei weitem das wichtigste Interesse, nicht nur weil er uns landsmännisch angehört, sondern hauptsächlich durch die eigenthümliche Entwickelung seiner Geschichte. Nachdem die Ritterorden überhaupt durch die Veränderungen im Orient Zweck und Aufgabe, durch Reichthum und weitzerstreuten Besitz ihre ursprüngliche Bedeutung fast überall bereits verloren hatten, waren es die deutschen Ritter allein, die, ungeduldig so unwürdige Fesseln sprengend, sich unerwartet neue Bahnen hieben und mit Kreuz und Schwert mitten in den nordöstlichen Wildnissen ein neues Deutschland eroberten, ohne dessen christliche Vormauer der ganze Norden Europa's eine andere, jetzt kaum mehr berechenbare, geistige Gestaltung genommen hätte.

Und dieses Ordens Haupthaus, Marienburg, war Jahrhundertelang der Mittelpunkt jenes welthistorischen Ereignisses.

Es sei daher vergönnt, hier mit wenigen Hauptzügen an die Geschichte dieses Hauses zu erinnern, damit wir an der

großen Vergangenheit die Bedeutung erkennen, welche seine Wiederherstellung für die Gegenwart hat.

Es geht die Sage, am nördlichen Ende der Waldgegend, welche sich damals von Marienwerder heraufzog, auf dem hohen Nogat-Ufer, wo jetzt die Marienburg steht, habe in alter Zeit ein Kirchlein mit einem wunderthätigen Muttergottesbilde gestanden; eine Sage, womit das Volksgefühl am würdigsten die Weihe des Orts bezeichnet, von dem das Christenthum, unter dem Schutze der heiligen Jungfrau, jene Wälder durchleuchten sollte.

Denn zwar waren schon früher Bekehrungsversuche gemacht worden; allein ihr Mißlingen hatte die Preußen nur zu schrecklichen Verwüstungen der Nachbarländer aufgereizt, so daß endlich Herzog Konrad von Masovien sich bewogen fand, den durch seine Kriegesthaten berühmten Orden um Hülfe anzuflehen und ihm alles anzubieten, was er in Preußen erobern würde. Da sandte der Hochmeister Hermann von Salza im Jahre 1228 den Ritter Herrmann Balk als ersten Landmeister nach Preußen; nur 28 Brüder und 100 Reiter sollen ihn begleitet haben. So kamen die Ritter ins Land.

Schon hatten sie das Culmerland gewonnen, auch Pomesanien (die Landschaft Marienburgs) wurde bis zum Jahre 1235 erobert, aber das Heidenthum der kaum gebändigten Preußen brach unwillig immer wieder in die alte Freiheit hinaus und rang in wilder Empörung mit dem neuen Lichte; es fehlte diesem noch der geistige Brennpunkt, es fehlte materiell, zur Behauptung des eroberten Landes, eine tüchtige Bewehrung des Nogatstromes, welcher die nothwendige Ver-

bindung zwischen den in anderen Gegenden bereits erbauten Ordensburgen am natürlichsten herzustellen geeignet war.

Die Anhöhe aber, wo jene Marienkapelle gestanden haben soll und zu deren Füßen das, vielleicht durch Pilgerfahrten gebildete Dorf Alyem sich gelagert hatte, war durch die Nogat, die dort plötzlich ihren Lauf von Süden nach Osten wendet, von zwei Seiten schützend eingeheget. Hier erbaute daher der Landmeister Conrad von Thierberg eine neue Burg, die der Mutter Gottes geweiht und Marienburg benannt wurde. Der im Jahre 1274 begonnene Bau war im Jahre 1276 schon vollendet, wo Ritter Heinrich von Wilnowe als der erste Komthur Marienburgs mit seinem Convente in das neue Haus einzog.

Und bald erwies dieser Bau seine heilbringende Macht. Denn die alten heidnischen Götter gingen noch immer mahnend und Rache fordernd rings umher durchs Land. Doch während in Samland, in Natangen und Ermland die Flammen der Empörung von neuem aufschlugen, während das wilde Volk der Sudauer und Litthauer von Culm her plündernd, mordend und sengend vorbrach, schreckte die starke Marienburg die wüste Horde, die Wogen des Aufruhrs verstoßen immer ferner und ferner; unter den Mauern der Burg erstand aus dem Dörflein Alyem die heutige Stadt Marienburg, es bildete sich durch und um die Burg allmälig ein fester Kern christlicher Gesittung, an dem die rohe Gewalt keine Macht mehr hatte.

Aber auch die Wogen der Ströme besprach und bändigte Marienburg, denn gleichwie der Löwe den Blick des Menschen nicht verträgt, so erkennen überall die Elemente scheu die höhere Herrschaft des Geistes an. Nicht nur mußten die wilden Wasser des Landes, sechs Meilen weit über Berg, Thal

und Flüsse fortgeleitet, dienstbar die schirmenden Graben des Hauses füllen, sondern der Landmeister Graf Meinhard von Querfurt faßte im Jahre 1288 auch den kühnen Gedanken, die Weichsel und Nogat, welche bisher in ungemessener Willkür die Gauen überfluteten, durch Riesendämme einzufangen und aus der Verwilderung ein neues fruchtbares Land emporzuheben. Ueber die aufgetauchte Oase verbreiteten sich sofort, von der Fruchtbarkeit und durch Freiheiten gelockt, fleißige Ansiedler deutscher Zunge, in Dörfern und Weilern und wo ehemals meilenweite Sümpfe das Land bedeckten und die Luft verpesteten, wogen noch jetzt, in der Hut jener Dämme, unermeßliche Aehrenfelder, weiden jetzt beim Abendgeläute zahlloser Dorfkirchen buntgefleckte Rinder, im hohen Grase kaum zu sehen, wie in einem unübersehbaren Garten, von tausendfarbigen wilden Blumen üppig geschmückt. — So waltete die heilige Jungfrau von den Zinnen der ihr geweihten Burg segnend über der jungen christlichen Heimat.

Noch war die Burg zwar nur ein gewöhnliches Ordenshaus, bloß von dem Komthur der Landschaft, vom Hauskomthur und den zum Convente gehörigen geistlichen und weltlichen Ordensbrüdern bewohnt, denn der Landmeister hatte zu jener Zeit wahrscheinlich überhaupt noch keinen festen Wohnsitz. Aber ihre Pracht vor allen andern Ordensburgen, ihre Stärke und Lage, wie sie, ernst zum Himmel emporstrebend, die ganze weite Ebene bis in das fernausblickende frische Haff hinein überschaute, kündigte sie schon damals als die künftige Beherrscherin des Landes an. Und ihr Recht sollte ihr werden.

Bisher war Venedig des Ordens Haupthaus und der Sitz der Hochmeister gewesen. Allein die, wenngleich in ihrer

Weise immerhin großartige materielle Politik dieser kaufmännischen Republik, und ein Orden, dessen Streben und Bestehen seiner Natur nach ideal sein mußte: es waren zu verschiedene Elemente, um sich jemals befreunden oder auch nur für die Dauer leidlich neben einander bestehen zu können. Auch hatte sich die Lage des Ordens durch die neue Eroberung wesentlich verändert, er hatte im fernen Norden ein ganzes Land gewonnen, gegen welches seine zerstreuten Besitzungen in Italien und Deutschland fortan als unbedeutend verschwanden. Preußen war jetzt des Ordens Kern.

Schon der Hochmeister Gottfried von Hohenlohe hatte daher seinen Wohnsitz zunächst in Marburg genommen und den natürlichen Gedanken gefaßt, ihn nach Preußen zu verlegen, wohin er sich auch wirklich im Jahre 1302 mit zwei Großgebietigern begab, zugleich wohl auch um die alte Zucht der dortigen Convente wiederherzustellen, welche durch die Verwilderung eines fünfundzwanzigjährigen Kampfes mannigfach gelockert war.

Aber wie das Gemeine allzeit geschäftig ist, wo es Hohes gilt, so regte auch hier die bis dahin unerhörte Ankunft eines Hochmeisters den Staub mächtiger Leidenschaften auf. Der Landmeister und der Ordensmarschall, welche schon früher in Preußen gewohnt, mochten das Heft nicht aus den Händen geben, die Komthure fühlten ihr bisheriges freies Schalten auf den Burgen durch die unbequeme Nähe des Meisters gefährdet. Und so geschah es, daß, als auf dem Ordenskapitel zu Memel Hohenlohe unmuthig erklärte, er wolle unter solchen Ordensrittern nicht mehr Meister sein, in einem zweiten Ordenskapitel zu Elbing (1303) an seiner Statt Siegfried von Feuchtwangen zum Hochmeister erwählt wurde, welcher zunächst seinen Wohnsitz wieder in Venedig nahm, während

Hohenlohe nach Marburg zurückführte und dort im Jahre 1309 starb.

Da ging ein großes tragisches Ereigniß warnend an dem Orden vorüber. Der Orden der Tempelherren, eben in der üppigsten Blüte seiner weltlichen Macht, war den immer lauernden finsteren Mächten der Welt verfallen, mit der er übermüthig fraternisirte; er wurde unerwartet, plötzlich, durch Folter, Schwert und Flammen von dem ganzen Erdboden vertilgt. In dem blutbefleckten Todtenantlitz des verbrüderten Ordens aber konnten die deutschen Ritter ihre eigene Zukunft vorauslesen. Denn ein politischer Aberglaube gegen alle Ritterorden, von Neid und Habsucht erzeugt und genährt, verbreitete sich damals wie eine Seuche durch ganz Europa: schon wurden die scheußlichen Verbrechen, die man den Tempelherren aufgebürdet, auch auf die deutschen Ritter übertragen, schon schürte die feindlichgesinnte liefländische Geistlichkeit heimlich den Scheiterhaufen.

Aber die Mission des deutschen Ordens, die ihm die Vorsehung auferlegt, war noch nicht vollendet. Er verstand die Mahnung, und noch einmal die kleinlichen Leidenschaften männlich bezwingend, die ihn augenblicklich zerrissen, bezeugte er durch die That, daß er sich noch nicht selbst säkularisirt hatte. Und so fand denn der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen jetzt überall keinen Widerstand mehr, als er, in gleicher Erwägung der gebieterischen Verhältnisse, Hohenlohe's Plan wieder aufnahm, den Hochmeistersitz aus dem entlegenen, ungastlich-argwöhnischen Venedig nach Preußen zu verlegen, und Marienburg im Jahre 1309 zur künftigen Fürstenwohnung auserkor.

Es giebt Momente, wo dem Menschen, der immer nur einzelne Ringe der großen Kette zu überschauen vermag, plötz-

lich ein Blick in die geheime Werkstatt der Geschichte vergönnt zu sein scheint, und in den Uebergängen und Wandlungen die verborgene Hand Gottes sichtbar wird. Zu diesen Wendepunkten gehört jener Entschluß Feuchtwangens, gleich folgenreich für den Orden wie für Preußen und den Norden überhaupt.

Für den Orden, denn er hatte das alte eingerostete Rüstzeug des Orients, das die verwandelte Zeit antiquirt und unbrauchbar gemacht, im rechten Augenblicke zerbrochen und begann, die schlaffzerstreuten Glieder noch einmal in ein geschlossenes Ganze zusammenraffend, als ein Mann in blanker Rüstung, jugendlich ein neues Tagewerk. Für Preußen, denn die abgelegene unbeachtete Provinz tauchte nun, wie auf einen Zauberschlag, als ein den anderen Reichen ebenbürtiger Staat in der Weltgeschichte auf. Für den ganzen Norden aber, weil der junge Staat nicht umhin konnte, deutsch wie er war, die Wurzeln deutscher Bildung und Gesittung weit über seine Grenzen hinaus zu verbreiten und Liefland, Esthland und selbst einen Theil Polens Deutschland geistig zu verbinden.

Diese Uebersiedelung mußte indeß nothwendig auch in der Verfassung des Ordens mehrere Abänderungen herbeiführen. Zunächst machte die nunmehrige Anwesenheit des Hochmeisters das Amt eines besondern Landmeisters von Preußen überflüssig. Dagegen wurde für die übrigen obersten Gebietiger des Ordens eine neue Ordnung in nachstehender Weise festgestellt.

Den nächsten Rang nach dem Hochmeister nahm nun der Großkomthur ein, als erster Rath des Meisters, von diesem vorzugsweise zu wichtigen Gesandtschaften verwendet, und

nach dessen Tode bis zur neuen Wahl sein Stellvertreter. Ihm folgte im Range der Ordensmarschall, der Feldherr des Ordens. Ganz neu geschaffen für Preußen wurden jetzt die Aemter des Oberst-Spittlers, der die Aufsicht über die Ordenshospitäler des Landes führte, des Oberst-Trapiers, welcher für die statutenmäßige Bekleidung des Ordens zu sorgen hatte, und des Treßlers, des Schatzmeister des Ordens. Der Großkomthur aber, welcher zugleich Komthur des Haupthauses war, so wie der Treßler hatten ihren beständigen Wohnsitz in Marienburg selbst.

Es ist einleuchtend, daß die bisherige Burg, nur für einen gewöhnlichen Convent eingerichtet, für den neuen fürstlichen Hofhalt weder an Raum noch an äußerer Würde genügen konnte. Man brach daher im Jahre 1306 rasch die damalige Vorburg ab und errichtete auf ihren Fundamenten das Ordens-Haupthaus, als nunmehrigen Wohnpalast der Hochmeister, während die neue Vorburg weiter nach Nordosten hinausgerückt wurde. — Schon im September 1309 zog Siegfried von Feuchtwangen mit seinem Gefolge in die neue Hofburg ein.

Wer den Plan des neuen Baues entworfen, ist nicht mehr zu ermitteln, nicht einmal die Sage bezeichnet den unbekannten Meister. Daß es aber kein Italiener gewesen, wie früher wohl Manche wähnten, sondern ein Deutscher, und zwar einer der größten Baukünstler, bezeugt auf den ersten Blick des ganzen Werkes deutsche Art, von der es sich jedoch wieder durch manche Eigenthümlichkeit unterscheidet, wie sie theils durch den Zweck, theils durch das Material bedingt war.

Der Mangel nämlich an hinreichenden Bruch- und Sandsteinen, aus denen die schönsten Bauwerke Deutschlands auf-

geführt sind, leitete in Preußen von selbst zu dem zierlichen Baue von gebrannten, zum Theil verglasten und buntfarbigen Ziegeln, die in ihrer sauberen und sorgfältigen Zusammensetzung eine überaus anmuthige glatte Fläche bilden. Aus demselben Grunde mußte man aber auch ferner im Aeußeren jenes überreichen Schmuckes von Thürmchen, Spitzen und scheinbar oder wirklich durchbrochenen Giebeln entbehren, welcher der altdeutschen Bauart eigen ist, und sich auf die einfache Verzierung von Rauten und Zickzacken aus schwarzverglasten Ziegeln auf dem rothen Grunde der Mauern beschränken.

Insbesondere jedoch war es, wie schon erwähnt, die Bestimmung der Ordens-Bauwerke, welche ihnen ihren eigenthümlichen Charakter gab. Denn sie sollten weder blos Klöster noch Besten sein, sondern eben beide durch die innige Verbindung von Kreuz und Schwert verklären. Nirgends finden wir daher in ihnen das Zellenartige, Gedrückte, in sich selbst Versenkte, vielmehr überall großartige Heiterkeit, ringsum den frischen freien Blick in Gottes weite Welt. Und eben so wenig waren sie auch bloße Burgen, wie sie in Deutschland die Höhen krönen, nach wachsendem Bedürfniß der Bewohner wechselnd vergrößert oder verändert, hier ein Fenster ausgebrochen, dort ein Anbau unförmlich vorgeschoben, Ställe, Gemächer und Zinnen in fast willkürlicher malerischer Verwirrung durch- und übereinander gethürmt. Die preußischen Ritterburgen stiegen, nach dem ein für allemal fest geregelten Bedürfniß des Ordens, das nebst den Ritterwohnungen überall einen Conventsremter, einen Kapitelsaal und eine Kapelle erforderte, gleich versteinerten Gedanken, sogleich in allen Theilen, wie sie heut noch stehen, empor. Das Ganze aber deutet überall über das gewöhnliche Schloß

hinaus nach oben. Daher ist die alltägliche Nothdurft, Vorräthe, Vieh und alle niedere Wucht des Lebens in eine besondere, durch einen Graben getrennte Vorburg verwiesen, daher die Kirche mitten im Haus, und der Spitzbogen, der immer wiederkehrende Pfeiler selbst in den täglichen Wohngemächern.

Alles aber was in den übrigen Bauten nur angedeutet und erstrebt wird, kommt in dem Mittelschlosse der Marienburg, der Blüte der ritterlich-preußischen Baukunst, zur vollkommenen wunderbaren Erscheinung. Tief aus dem Boden, von den übermächtigen Kellern, die wie der gebändigte Erdgeist sich unwillig beugend das Ganze tragen, erhebt sich der kühne Bau, Pfeiler auf Pfeiler, durch vier Geschosse, wie ein Münster; immer höher, leichter, schlanker, luftiger bis in die lichten Sterngewölbe des obern Prachtgeschosses hinein, die das Ganze mehr überschweben, als bedecken. Und wenn oben in Meisters großem Remter die von dem einen Granitpfeiler strahlengleich sich aufschwingenden Gewölbgurten wie ein feuriges Heldengebet den Himmel zu stürmen scheinen, so gleicht der weite zarte Ton des Conventsremters dem Himmel selbst in einer gedankenvollen Mondnacht, die hie und da milde segnend den Boden berührt. Wahrlich, hier begreift man, was Schlegel meinte, als er einst in jugendlichem Uebermuth die Baukunst die gefrorene Musik nannte.

Die Einzelnheiten dieses herrlichen Baues, von denen weiterhin bei Erzählung der Wiederherstellung desselben die Rede sein wird, sind bereits so genau beschrieben, daß wir uns deshalb hier nur auf Büschings ausführliche Darstellung: „das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg", (Berlin bei Tunker 1823) beziehen.

Um jedoch diese Räume in der eigenthümlichen Beleuch-

tung ihrer Zeit möglichst zu beleben, wollen wir versuchen, das seit Jahrhunderten still gewordene Haus mit den Gestalten wieder zu bevölkern, wie die alten Chroniken sie uns noch abspiegeln. Dies führt uns aber zunächst zu der Verfassung des Ordens, denn nichts giebt ein ursprünglicheres und lebendigeres Bild des Ordensritters, als sein Gesetz und die Art seiner Aufnahme.

Die letztere erfolgte in der Regel nur nach bestandener Probezeit (Probacie) und nach erhaltenem Unterricht durch einen Ordensbruder, wonächst der Aufzunehmende im Kapitel erschien und vor dem Meister niederkniend bat, durch Gott ihn zu empfahen. Ihm wurde entgegnet: „Ob du meinest und glaubest, in diesen Orden einzugehen, um eines guten, sanften und geruhigen Lebens willen, deß wirst du höchlich betrogen; denn in diesem Orden ist es dermaßen gelegen und beschaffen, wann du zu Zeiten essen wolltest, so mußt du fasten, wenn du fasten wolltest, so mußt du essen, wenn du schlafen wolltest, so mußt du wachen, und wenn dir geboten wird, hieher oder dorthin zu gehen und zu stehen, das dir nit behagen würde, dawider mußt du nit reden, und du sollt dich deines eigenen Willens ganz und gar entschlagen und Vater, Mutter, Bruder, Schwester und aller Freunde verzeihen und diesem Orden gehorsamer und getreuer sein als ihnen. Dagegen gelobet dir unser Orden nicht mehr, denn Wasser und Brod und ein demüthiges Kleid, und magst fürbas nichts fordern."

Nun gelobte der neue Bruder, die Hände auf das Evangelienbuch und zwar auf das Evangelium Johannis (in principio) legend, ewige Keuschheit, Armuth und Gehorsam bis in den Tod. Darauf wurde er eingekleidet und, völlig geharnischt, in der Kirche während der Messe zum Ritter ge-

schlagen. Den Ritterschlag ertheilte der Meister oder ein von ihm bevollmächtigter Gebietiger mit den Worten: „Besser Ritter denn Knecht, im Namen unser lieben Frauen. Besser Ritter denn Knecht, und thue deinem Orden recht. Vertrag diesen Schlag und fortan keinen."

Jenen Gelübden gemäß war auch das Leben der Ritter streng geregelt und abgeschieden von der Welt, mit welcher sie nur als etwaige Beamte des Ordens oder im Kampfe für die Verbreitung des Christenthums in nähere Berührung kamen. Sie durften Gelage und Gasthäuser nicht besuchen, ohne Erlaubniß der Oberen überhaupt das Haus nicht ververlassen, keine Briefe annehmen oder absenden, kein Geld bei sich behalten und ihre Kisten und Läden nicht verschließen. Ihre Kleidung war schwarz, darüber ein weißer Mantel, welcher, so wie Kappe und Waffenrock, mit einem schwarzen Kreuze bezeichnet war. Die Waffen mußten, selbst in den blühendsten Zeiten des Ordens, ungeschmückt, ohne Zierrath von Gold oder Silber, die Schuhe ohne Schnüre, ohne Schnabel und Absätze, das Pelzwerk nur von Schaf- oder Ziegenfellen sein.

Der Orden bestand aus Ritter- (Laien-) Brüdern und Geistlichen. Die letzteren wurden, wenn sie zwar die Weihe, aber noch kein bestimmtes Amt hatten, Pfaffenbrüder, die bereits angestellten Priesterbrüder genannt. Zwölf Ritterbrüder bildeten nach dem alten Gesetze des Ordens einen Convent. Marienburg aber hatte, außer dem hochmeisterlichen Hofe, eine ungleich größere, zuweilen eine vierfach so große Zahl.

Außerdem wurden auch weltliche, sogar verheirathete Männer als Halbbrüder in die Ordensverbindung aufgenommen, deren Vermögen nach ihrem Tode dem Ordensschatze

anheimfiel. Auch diese leisteten das dreifache Gelübde und trugen schwarze Kleider, durften aber nur ein halbes Kreuz anlegen und mußten ihre Bärte und das Haar neben den Ohren abscheeren. Zu ihnen gehörten die dienenden Brüder, welche den Rittern für Sold oder ohne Sold (in caritate) dienten. Doch auch rittermäßige Männer dienten dem Orden als Halbbrüder mit den Waffen, und die Zahl dieser Halbbrüder mag, selbst außerhalb Preußens, nicht unbedeutend gewesen sein, da es für ehrenhaft gehalten wurde, sich in Preußen den Ritterschlag und das halbe Kreuz zu verdienen.

Die Regierung des Ordens führte der Hochmeister, jedoch eigentlich nur aus Vollmacht des ersteren. Denn sein Befehl mußte zwar unweigerlich und augenblicklich befolgt werden, er blieb aber dem Ordenskapitel verantwortlich, das ihn nicht nur wählte, sondern auch seiner Würde wieder entsetzen konnte, und ohne dessen Beirath und Funktion er keine neuen Gesetze geben durfte.

Diese Kapitel aber waren feierliche Versammlungen der Ordensbrüder, und zwar entweder große, kleinere oder gemeine Kapitel. Die letzteren mußten alle Sonntage, die kleinen, in welchen die Beamten Rechnung abzulegen oder ihr zeitweises Amt wieder abzugeben hatten, jährlich abgehalten werden. Die großen oder allgemeinen dagegen erfolgten nur auf Ladung und unter Vorsitz des Hochmeisters oder bei dessen Tode des Statthalters und betrafen die wichtigsten Angelegenheiten des Ordens, die Hochmeisterwahlen, Gesetze und neue Einrichtungen. Zu denselben wurden die beiden Meister von Deutschland und Liefland, die Ordensgebietiger und so viele Brüder, als irgend thunlich, einberufen, so daß in manchen Kapiteln 360 Brüder saßen. Ihre Beschlüsse, Urkunden und Verschreibungen sollten unter drei Schlössern mit drei Schlüsseln

verwahrt werden, welche sich in den Händen des Hochmeisters, des Großkomthurs und des Treßlers befanden. Diese Kapitel wurden so geheim gehalten, daß das Wesen, selbst die äußere Form derselben nicht einmal aus den Ordensgesetzen zu errathen ist. Jeder aufzunehmende Bruder mußte hierüber die tiefste Verschwiegenheit geloben, deren Bruch zu den schweren Vergehungen gerechnet wurde. Sie wurden nur in den Kapitelsälen abgehalten und standen unbezweifelt mit kirchlichen Feierlichkeiten in genauer Verbindung, weshalb denn auch in allen Burgen der Kapitelsaal sich neben der Kirche befand und, gleich dieser, niemals zu anderem profanen Gebrauche benutzt werden durfte.

Außer dem Kapitel bestand zur Behandlung minder bedeutender Landesangelegenheiten, als zur Besetzung der niederen Ordensämter und dergl., auch ein geheimer Rath des Hochmeisters, welchen die Gebietiger und diejenigen Ritter bildeten, die der Hochmeister aus den tüchtigsten (witzigsten d. h. weisesten) Brüdern dazu erkor.

Dem letztern standen endlich noch die obersten Gebietiger zur Seite, die vom Hochmeister und Kapitel angestellt wurden. Es ist ihrer bereits oben gedacht worden. Unter ihnen gehörten nur der Großkomthur und der Treßler zu den eigentlichen Beamten des Haupthauses.

Der Großkomthur, welcher zugleich Komthur von Marienburg war und die ehemaligen Prachtgemächer und Säle im nordöstlichen Flügel des Mittelschlosses bewohnte, beaufsichtigte den gesammten Harnisch, d. i. alles was zur Waffenkleidung der Ritter gehörte und worunter sich einmal nicht weniger als 2200 Schilde befanden. Er hatte seinen Kämmerer, Schreiber, Diener, Pferdemarschall und ein zahlreiches Gesinde an Knechten und Jungen.

Der Treßler dagegen verwaltete den Treßel (den Schatz, die Kasse) sowohl des Ordens und des Hochmeisters als auch des Convents des Hauses Marienburg, führte über alle Einnahmen und Ausgaben Buch und Rechnung, zahlte den anderen Beamten die nöthigen Summen aus u. s. w. Auch er hatte, gleich dem Großkomthur, seine besondere Dienerschaft und wohnte wahrscheinlich im nordwestlichen Flügel des Hochschlosses.

Außerdem aber waren für die Verwaltung des Hauses noch zahlreiche andere Beamte angestellt. Unter ihnen nahm der Hauskomthur den nächsten Rang nach dem Treßler ein; er bewohnte gleichfalls das obere Schloß und war der eigentliche Hauswirth der gesammten Ordensburg, indem er für alle Bedürfnisse, namentlich der hochmeisterlichen und Conventsküche zu sorgen hatte und insbesondere auch über das Sattelhaus, in welchem das Pferdegeschirr und Riemenzeug aufbewahrt wurden, die Aufsicht führte.

Von diesen Beamten hatten ferner ihren beständigen Wohnsitz in Marienburg: die beiden Kellermeister und Pferdemarschälle des Hochmeisters und des Convents, der Karwansherr, der dem Karwan (Zeughaus), dem Schirrhause und Holzhofe und einem so zahlreichen, hierzu gehörigen Gesinde vorstand, daß es von einem besondern Koche beköstigt werden mußte; sodann der Viehmeister, der im Jahre 1381 in Marienburg und den dazu gehörigen Höfen einen Bestand von 2300 Schafen hatte; der unter dem Karwansherrn stehende Steinmeister, welcher den Steinhof, d. h. den Aufbewahrungsort der Steinkugeln für die Geschütze und die Verfertigung der ersteren beaufsichtigte; der Kornmeister für die bedeutenden Getreidevorräthe, die auf den verschiedenen Speichern der Vorburg und zum Theil auch auf den Böden der Wohnburg (im

Jahre 1378 allein auf den Speichern der Burg 211,160 Scheffel Getreide) aufgeschüttet waren; ferner der Spittler, der die zum Ordenshause gehörigen Spitale verwaltete und in dem Hauptspitale zum heiligen Geist in Marienburg wohnte; der Tempelmeister, welcher dem sogenannten Tempel, einem Vorrathshause von Lebensmitteln in der Vorburg, vorstand; der Glockmeister, der die Kirchengeräthe in den verschiedenen Kirchen und Kapellen der Burg und Vorburg, mit Ausnahme der hochmeisterlichen Kapelle, unter seiner Aufsicht hatte; der Trapier, als Aufseher über sämmtliche Kleidungsvorräthe, Schneider, Wollweber u. s. w.; die beiden Küchenmeister des Convents und Hochmeisters, ein Schuhmeister, Schmiedemeister, Gartenmeister, Mühlen-, Zimmer- und Backmeister, ein Schnitzmeister über das sogenannte Schnitzhaus (Vorraths- und Arbeitshaus für Armbrüste und andere Kriegswerkzeuge), drei Thormeister oder Thorherren für die obere Burg, das Mittelschloß und die Vorburg, deren Bewachung sie durch besondere Thorwarte zu besorgen hatten, und endlich der Großschäffer von Marienburg, der außer der ihm obliegenden Anschaffung bestimmter Bedürfnisse und Materialien für die verschiedenen Küchen und Werkstätten des Hauses, zugleich auch die Aufsicht über das Schiffswesen des Ordens führte und zur Besorgung der damit verbundenen Handelsgeschäfte seine Commissionäre (Leger oder Lieger) im Auslande hatte.

Außerhalb Marienburgs dagegen lebten die zum Convent des Hauses gehörigen Vögte und Pfleger als Verwalter der sehr zahlreichen und bedeutenden Landbesitzungen in der Umgegend und in den Werdern, die der Orden gleich anfänglich nicht anderweit verliehen, sondern als Eigenthum des Hauses zu dessen Unterhalt bestimmt hatte, und welche je nach

ihrer Größe Vogteien oder Pflegerämter (einzelne Höfe) genannt wurden.

Endlich unterhielt der Hochmeister auch noch einen beständigen Gesandten am päpstlichen Hofe, der unter dem Namen eines Ordensprokurators in Rom ein eigenes Ordenshaus bewohnte.

Verschieden von diesen Hausbeamten, welche sämmtlich als Brüder dem Orden angehörten, war das eigentliche Hofgesinde des Hochmeisters. Hierzu gehörte vor allen andern der Hofjurist (doctor decretorum et jurista ordinis), welcher in der Stadt Marienburg wohnte und seine vom Hochmeister besonders gelohnten und bekleideten Schreiber und Diener hatte, ferner ein Hofarzt, ein besonderer Augenarzt, ein Wundarzt, ein Roßarzt, ein Bader, Bernsteinschneider, Goldschmidt und Hofmaler, die mit dem Schmuck der Ordenskirchen und anderen oft sehr werthvollen Kunstwerken, welche der Meister als Geschenke versandte, vollauf zu thun hatten. Zu dem Hofgesinde wurden ferner die Kapelläne und Pfarrer an den Kapellen im Hause, die Tischleser und Glöckner gerechnet; außerdem die Kämmerer und Unterkämmerer, Kammerdiener, Thorwarte und so fort bis zum Stobenroch (Stubenrauch, Stubenheizer) hinunter. Den ganzen Troß aber, wo er zuweilen langweilig werden will, hetzt und peitscht, als unermüdlicher Hauskobold, ein eigener Hofnarr, jedem Grandart jeglichen Ranges ungeahndet seine närrische Kehrseite vorhaltend; denn es machte damals den Menschen noch Freude harmlos über sich selbst zu lachen.

Auch seine eigene Hofkapelle hatte der Hochmeister, welche im Jahre 1399 aus 32 Köpfen bestand und bei feierlichen Gelegenheiten in des Meisters Kapelle zur Messe musizirte oder auch bei Tafel die fremden Gäste ergötzte.

Außerdem gehörten zur nächsten Umgebung des Meisters zwei Kompane, von diesem aus den verständigeren Ritterbrüdern erwählt, welche in seiner unmittelbaren Nähe wohnten, jederzeit freien Zutritt zu ihm hatten, ihm die ankommenden Fremden anmelden und ihn auf seinen Reisen begleiten mußten.

In den übrigen Ordenshäusern saßen Komthure mit ihren Conventen, als Befehlshaber der Burgen und der dazu gehörigen Bezirke, in welchen sie die Verordnungen des Hochmeisters und des Kapitels auszuführen hatten.

Sämmtliche Ordensbrüder in Preußen aber bildeten ein stehendes, stets schlagfertiges Heer, dessen oberster Feldherr im Kriege, wenn der Meister nicht selbst zu Felde zog, der Ordensmarschall war, welcher mit seinem Untermarschall die ganze Ausrüstung zu besorgen hatte, ohne des Hochmeisters Bewilligung jedoch nicht gegen den Feind ziehen und Niemand aus dem Heere entlassen durfte. Ein Theil der Bewohner des Landes und der Städte wurden nur im Nothfalle und auch dann nur mäßig zu den Waffen berufen, und hieraus allein schon wird zum Theil der außerordentliche Wohlstand erklärlich, zu welchem das Land durch Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel unter dem mächtigen Schilde des Ordens aufblühte, der die kleinlichen Fehden zwischen Adel und Städten, die mannigfachen Erpressungen, Wegelagerungen und was sonst das mittelalterliche Deutschland verstörte, in Preußen niemals emporwuchern ließ.

Nachdem wir in vorstehenden allgemeinen Umrissen die Gestalt und Bedeutung des Ritters möglichst zu bannen gesucht, wollen wir es versuchen, ihn auch in seinem täglichen

Thun und Treiben, sein Stillleben in der Marienburg selbst zu belauschen, soweit es die dazwischen liegende Kluft der Jahrhunderte jetzt noch gestattet. Dieses Leben aber war streng und herb und in seiner eisernen, täglich wiederkehrenden Ordnung fast wie der einförmige Takt einer Thurmuhr in tiefer Stille, hie und da nur von Waffengerassel unterbrochen. Alles deutet ernst auf die doppelte Bestimmung des geistlichen Ritters, dessen Reich zwar von dieser Welt, aber nur für jene.

Das Tagewerk begann und schloß mit Gebet und Gottesdienst. Schon um sechs Uhr des Morgens zu jeder Jahreszeit versammelten sich die Brüder in der Schloßkirche zur Prime, der ersten von den vorgeschriebenen Gezeiten, und hörten darauf die Messe, welcher um neun Uhr die Tertie folgte. Die Ritter saßen an den Seitenwänden der Kirche in chorartig verzierten und größtentheils noch jetzt erhaltenen Stühlen, die andern in der Mitte auf Bänken, von denen gleichfalls noch zwei vorhanden sind. Die Kirche hatte keine Gemeinde, sondern war allein für die Brüder bestimmt.

Derweil aber begann es immer lauter und bunter sich zu regen in den weiten Räumen der Vorburg. Der Carwansherr, der Steinmeister, der Trapier und wie die Hausbeamten alle hießen, gingen ordnend ab und zu, die Steinhauer klapperten, die Zimmerleute schwangen ihre blinkenden Aexte, willkommene Züge fruchtbeladener Kähne glitten die Nogat hinab und brachten neue Vorräthe für das große Kornhaus, dazwischen das Wiehern der Rosse und die sprühende Glut des Gießhauses mit seinen rußigen, dunkelhanthierenden Gestalten; überall ein herzhaftes Treiben, Hämmern und Wirren.

Die nichtbeamteten Ritter aber übten sich währenddeß unter der Leitung kriegserfahrener Brüder in den Waffen draußen am südlichsten Ende der Vorstadt Marienburgs auf

einem besonders hierzu eingerichteten Platze mit einer Art von Verschanzung, die im Scheinkriege auf mancherlei Weise angegriffen und vertheidigt wurde, und den sie, ihrer ursprünglichen Heimat eingedenk, Jerusalem nannten.

Andere mußten den Vorlesungen beiwohnen, welche über Theologie und Rechtskunde im Schlosse gehalten wurden. Der nach allen Seiten rastlos und großartig fördernde Hochmeister Dietrich von Kniprode hatte nämlich die berühmtesten Gelehrten seiner Zeit aus Deutschland und Italien („welsche und erfahrene Doctors im Kaiserrecht" nach Simon Grunau) in das Haupthaus berufen, wo sie, von ihm öffentlich geehrt und reichlich besoldet, in verwickelten Rechtsfällen ihr Gutachten abgeben mußten, nach welchem gewöhnlich entschieden wurde. Außerdem ließen die Hochmeister auf ihre Kosten begabte Jünglinge aus Preußen, auch Ordensbrüder, in Leipzig, Wien, Paris, Bologna oder Siena studiren, um demnächst die von ihnen im Auslande erworbenen Kenntnisse in der Heimat zu benutzen. So bildete sich nach und nach ein Kern gelehrter Ordensmitglieder, von denen in jedem Ordenshause zwei, in Marienburg aber jederzeit mehrere den andern Brüdern „in Gottes Sachen und in weltlichen Händeln" Unterricht ertheilen mußten. Hierbei wurde den Rittern öfters aufgegeben, zur Uebung ein Urtheil zu sprechen, „und des Urtheils Grund und Ursach anzuzeigen durch ein beschrieben Recht oder bewährte löbliche Gewohnheit im Lande, oder eine schöne Historie, oder sonsten eine gute Ursach aus der Natur genommen." Diese Rechtsschule aber gewann bald ein so großes Ansehen, daß ihr selbst aus Deutschland wichtigere Rechtshändel von Fürsten und Städten zur Entscheidung vorgelegt wurden, und das damalige Sprichwort: „bist du klug, so täusche die Herren von Preußen" bezeichnet den hohen

Rang, den die praktische Bildung des Ordens zu jener Zeit in der öffentlichen Meinung des Auslandes behauptete.

Verschieden von diesem gewöhnlichen Ritterleben war natürlicherweise das tägliche Walten des Hochmeisters. Auch er verrichtete zwar wie jeder andere Ordensbruder die vorgeschriebenen Gezeiten, aber nicht in der Schloßkirche, sondern mit seinem Hauskapellan in der im Mittelschlosse belegenen, für ihn allein bestimmten Hauskapelle. Und kaum noch blitzt die Morgensonne über die bunten Schildereien von Wappen und Weinlaub in seinem gegenüberstehenden Gemach, so sehen wir ihn dort schon mitten unter den höheren Hausbeamten oder Komthuren, die seine Befehle empfingen. In dem daranstoßenden kleineren Gemach aber, Meisters Stube geheißen, harrte bereits der Treßler, um dem Meister seine Rechnungen vorzulegen, wenn diesen nicht etwa wichtigere Landesangelegenheiten veranlaßten, in dem dreipfeilerigen Saal im oberen Erdgeschoß, welches die Rathsstube oder Gebietiger-Gemach genannt wurde, geheimen Rath abzuhalten. Währenddeß hörte man draußen im Hofe die Briefschweifen wiehern, Withinge kamen und gingen, Läufer wurden mit Briefen in's Ausland abgefertiget. Denn über das ganze Land war eine vollständige Reitpost verbreitet, die unter dem obersten Pferdemarschall zu Marienburg stand, deren sich aber nur der Hochmeister und die Ordensbeamten bedienen durften. Wie im Haupthause mußte nämlich auch in den andern Ordensburgen eine bestimmte Anzahl von Postpferden (Briefschweifen genannt) und Postillone (Briefjungen) jederzeit bereit stehen, welche auf jeder Burg gewechselt und mit dem genauen Vermerk der Ankunft und des Abganges auf der Adresse des Briefes weiter befördert wurden. Briefe und Aufträge von besonderer Wichtigkeit dagegen vertraute man nur Männern von be-

währter Treue und Gewissenhaftigkeit an, welche Withinge hießen und eigentliche Kabinets-Couriere für das Inland waren, während die Correspondenz in's Ausland, mit nicht geringem Aufwande von Zeit und Kosten, durch Läufer oder wohl auch reitende Boten besorgt wurde.

In den Vormittagsstunden pflegte endlich auch der Meister in seinem prächtigen großen Remter hohe Gäste und fremde Gesandte zu empfangen, worunter wir einen König und eine Königin von Dänemark, die Herzogin von Litthauen mit einem Gefolge von 400 Pferden, den Großfürsten von Moskau, die Herzoge von Geldern und Baiern, den Markgrafen von Baden, den Burggrafen von Nürnberg, die Grafen von Henneberg und viele andere, sowie Gesandte aus England und allen europäischen Ländern, ja selbst aus Persien verzeichnet finden. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten trug der Hochmeister ein mit goldenen Borten besetztes, mantelartiges Kleid vom feinsten Tuche (Schaube oder Schubel), das bis an die Knöchel reichte, auch zuweilen mit Zobelpelz gefüttert und mit einem reichen Gürtel versehen war. Die Fürsten und Gesandten aber wurden nicht in der Burg selbst aufgenommen, sondern in den Gasthäusern der Stadt untergebracht, dort nach Stand und Würden versorgt und demnächst „gelöst", d. h. ihre Zehrung aus der Kasse des Hochmeisters bezahlt. Und diese Zehrung muß nicht schlecht gewesen sein, denn dem Botschafter aus Persien, einem Bischofe mit einem langen Barte, gefiel es so wohl in der marienburgischen Herberge, daß er zweimal gelöst werden mußte.

Um zwölf Uhr aber rief die Glocke die zerstreuten Brüder von neuem zur innern Sammlung von den weltlichen Geschäften; es wurde in der Schloßkirche das dritte Tagesgebet, die Sexte, abgehalten.

Sodann begaben sich Alle zum Mittagessen in den Conventsremter, wo mehrere Tafeln gedeckt waren. An der ersten, welche die Gebietigertafel hieß, hatten der Hochmeister, der Großkomthur, der Treßler, der Hauskomthur und vielleicht noch einige andere der vornehmsten Beamten ihre Sitze. An dem zweiten, dem Conventstische, saßen sämmtliche Conventsbrüder, Priester- und Laienbrüder beisammen. Eine dritte Tafel, der Jungentisch, war für die sogenannten Jungen oder jungen Herren bestimmt, welche die zu ihrer Ordensaufnahme festgesetzte Probezeit noch nicht bestanden hatten; die übrigen Tafeln endlich wurden von den oberen Dienern des Hochmeisters und des Hauses, als Kämmerern, Glöcknern, Meßschülern u. s. w. eingenommen. Vor dem Essen sowie nach aufgehobener Tafel sprachen die Pfaffen den gewöhnlichen Segen, die Laien aber ein Paternoster und ein Ave Maria. Die Speisen wurden aus der an den Remter stoßenden Conventsküche durch die Schenkbank hereingereicht und bestanden, außer den Fasttagen, an allen Tafeln aus drei Gerichten nebst Weißbrod, welchem für die Gebietigertafel und den Conventstisch auch noch Käse beigegeben ward. Sogenannte Remterjungen besorgten die Aufwartung und mußten auf gleichmäßige Anrichtung der Schüsseln so wie auf gleiche Vertheilung des Getränkes sehen, das je zwei Brüdern mit vier Quart guten Bieres in zinnernen Kannen zugemessen war. Nur dem Hochmeister wurde, und zwar jederzeit mit seidenen Handquehlen, von jedem Gerichte viermal soviel dargereicht, als ein anderer Ordensbruder erhielt, damit er nach dem Ordensgesetz von seinem Ueberflusse mittheilen könne den Brüdern, die zur Strafe (Buße) saßen, oder wem er es sonst überschicken wolle. Während des Essens aber hielt einer der Tischleser, deren es drei bis vier im Hause gab, an einem

eigends dazu eingerichteten Pulte religiöse Vorlesungen, und tiefe Stille herrschte im ganzen Saale, wenn nicht etwa der Meister, der Gäste wegen, zu sprechen erlaubte.

Kranke oder altersschwache Brüder durften an der reichlichen und nur mit der gesündesten Nahrung versehenen Tafel der Firmarie Theil nehmen. So hießen nämlich die Krankenanstalten des Hauses, deren eine, die Herren-Firmarie, im nordwestlichen Flügel des Mittelschlosses, die andere für die Knechte in der Vorburg an der St. Lorenz-Kapelle lag.

Dem Meister dagegen stand jederzeit die Wahl der Tafel frei; hatte er aber Besuch von Gebietigern und Komthuren oder sonst vornehme Gäste geladen, so speiste er oben in seinem kleinen Remter. Hier im vollen Lichte von vier Fenstern, unter dem schönen Gewölbe, das sich von dem Pfeiler in der Mitte wie eine schlanke Palme schirmend über die Tafel erhob, ringsher an den Wänden die Bildnisse der Hochmeister, die in der Burg gewaltet, in voller Rüstung zu Roß — da mochte im heitern Tischgespräch manch ritterliches Herz aufgehen in kühnen Gedanken, die dann draußen zur segensreichen That wurden.

Um drei Uhr nach Mittag versammelten sich die Brüder abermals in der Schloßkirche, um die vorgeschriebene Vesper-Hora (None) abzusingen. Dann aber folgten die fröhlichen Stunden der Erholung, für welche der große Conventsremter als allgemeiner Versammlungsort bestimmt war, und die in der blühenden Zeit des Ordens eine höchst anziehende und merkwürdige Erscheinung darbieten mußten. Man denke sich nur im schönsten Saale, der sich jemals über heiteren Gesellen gewölbt, Männer aus den edelsten Geschlechtern von adeliger Sitte und jeglichen Alters aus allen Gauen Deutschlands, jeder in sich ein künftiger Fürst, denn das konnte er in jeder-

zeit durch die Wahl zum Meister werden, Alle aber verbrüdert zu dem höchsten Zwecke aller Zeiten, der auch den Gewöhnlichen über das Gemeine erheben mußte, und stets gerüstet mit dem Ernst des Lebens in Noth und Krieg, der nur rechtes Eisen verlangt und von selbst die Schlacke auswirft. Man wird gern zugestehen, daß dieser Reuter eine Gesellschaft umschloß, wie sie weder damals die rohen gedankenlosen Trinkgelage in den weltlichen Burgen, noch unsere nüchternen Cassino's und Börsen darbieten. Hier sah man die hohen dunkeln Gestalten in lebhaftem Zwiegespräch die prächtige Halle durchschreiten; da saßen einige, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, einander gegenüber am Tamenbrett oder beim Schach, das jedoch nicht um Geld gespielt werden durfte; andere umstanden einen eben angekommenen fremden Bruder aus Deutschland, der neue Mähr vom Kaiser und Reich brachte; und mancher saß wohl auch einsam auf der Steinbank am Fenster und trank, über die weiten Werder hin nach Westen blickend, im Gedanken der fernen Heimat zu.

An den Fastentagen aber, wo nur einmal, nämlich zu Mittag, gespeist wurde, so wie an hohen Festtagen hielten sie hier ihre Collazien, d. i. ihre Versammlungen zum Trinken, da ihnen an andern Tagen außer der Mahlzeit nur Wasser zu trinken erlaubt war. Hiezu ließ ihnen der Hochmeister zuweilen auch Wein reichen und mancherlei würzhafte Leckerbissen hinzufügen, namentlich am heil. Christfeste; denn im Winter verbreitete der mächtige Ofen unter dem Fußboden eine wohlthuende Wärme durch den ganzen Saal.

Oefter fand sich der Meister selbst zu diesen Collazien brüderlich ein. Häufiger aber pflegte er im Sommer zu dieser Tageszeit in einem kurzen schwarzen, mit einem Kreuze

geschmückten Ueberrock und mit einem in Danzig verfertigten und mit Seide gefütterten Strohhute die schattigen Gärten zu durchwandern, die an der Ostseite, da wo jetzt der Weg nach Elbing führt, im blühenden Halbkreis die Burg umgürteten. Da lag zunächst der wälsche Garten wie ein bunter Farbenteppich, künstliche Gänge zwischen Weinranken und ausländischen Gewächsen sich hinschlingend, aus deren dunklem Grün goldene Südfrüchte und seltsame hohe Blumen glühten und die Luft mit würzigem Duft erfüllten. Und an den reicher Orient, die Wiege des Ordens, mahnend, hörte man zuweilen fremden Vogellaut aus weiter Ferne herüberschallen und das dumpfe Brüllen eines Löwen dazwischen. Das war der hochmeisterliche Thiergarten am südöstlichsten Ende der Anlagen. Den Löwen hatte der Meister im Jahre 1408 zum Geschenk erhalten. Nebst ihm bewahrte dort der Zwinger mehrere Bären und Affen, Auerochsen, Meerkühe und Meerochsen, während ringsher in der kühlen Waldeinsamkeit Hirsche und Rehe grasten. — Oft sprach der Meister auch in dem angränzenden Firmarie-Garten ein, wo die siechen Brüder in einem eigenen Hause einen bequemen und gesunden Sommer-Aufenthalt hatten, oder er besuchte seine weiterhin gelegene Falkenschule, die damals für die vorzüglichste in Europa galt, so daß preußische Falken überall gewünscht und daher vom Hochmeister an Könige und Fürsten nach England, Teutschland, Ungarn und Italien, namentlich auch jährlich an Kaiser Maximilian, der das Federspiel besonders liebte, zum Geschenk versandt wurden. — Am liebsten aber weilte er in dem unmittelbar an den Thiergarten stoßenden ansehnlichen Garten, vorzugsweise Meisters Garten genannt. Dort erhob sich mitten aus dem Laubschmuck „des Meisters Sommerhaus", ein stattliches Haus, das nicht nur geräumige Wohn-

gemache, sondern auch einen Remter zur Bewirthung von Gästen enthielt. Hier pflegte er wohl auch für den ganzen Sommer seinen Wohnsitz aufzuschlagen und in dem benachbarten Baumgarten in stillen Stunden der grünenden Zucht zu warten. Ueber alle die Wipfel aber leuchtete immerfort das mächtige Standbild der heiligen Jungfrau von der Schloßkirche in das stille Grün hinüber, das Christkind und den Lilien-Scepter zu steter Mahnung emporhaltend, auf daß der Orden der großen Pflanzung draußen eingedenk bleibe, die Gott ihm anvertraut.

Doch schon senken sich die Schatten, die Abendglocke tönt durch die stillen Lüfte, die Ritter versammeln sich zur Complete, dem letzten Abendgebet. Dann eilen sie ihren, im südlichen Flügel des hohen Schlosses belegenen und stets erleuchteten, gemeinschaftlichen Schlafsälen zu. Soldatisch immerdar, wie auf dem Feld der Ehre, strecken sie sich nur halbentkleidet in Beinkleidern und Strümpfen hin; eine Matratze, ein Bettuch, ein Kissen und eine leinene oder wollene Decke ist ihre einfache Lagerstatt.

Auch der Meister hat unterdeß in seiner Kapelle einsam sein Abendgebet verrichtet und begiebt sich nun in seine daranstoßende Schlafkammer. Er aber ruht in einem blaumhangenen Himmelbette auf Flaumfederbetten mit Bettzügen von sämischem Leder, einer der Kompane oder ein getreuer Kammerdiener bei ihm, nebenan in seiner Hinterkammer Harnisch und Waffen.

So haben wir denn mit den Rittern einen stillen Tag im Hause verlebt. Wir wollen nun auch zusehen, wie es bei außergewöhnlichen, festlichen Gelegenheiten dort herging, und greifen aus dem farbigen Bilder-Reichthum jener Zeit die Wahl des größten und heitersten der Meister, Winrichs von Kniprode, heraus.

Der in Schlachten ergraute Hochmeister Heinrich Dusmer von Arfberg hatte im Jahre 1351 der Meisterwürde entsagt, jedoch, wie es scheint, noch selbst zur Wahl seines Nachfolgers den Kapiteltag bestimmt und die Meister von Deutschland und Liefland, so wie die Ordensgebietiger, obersten Beamten und Komthure nach Marienburg berufen, welches sonst durch denjenigen Gebietiger zu geschehen pflegte, den die Wahl der obersten Ordensbeamten durch Uebergabe des Ordens-Siegels zum Statthalter ernannte. Die Form der Wahl selbst aber war, diesesmal wie bei allen andern Erledigungen, unabänderlich folgende. Die Feier begann in der Schloßkirche zu Marienburg, wo den Brüdern die auf diesen Akt bezüglichen Regeln und Gesetze vorgelesen und darauf eine Messe vom heiligen Geist gesungen wurde. Zur selben Stunde mußten in allen Ordensburgen Messen gelesen werden und im HauptHause dreizehn, in jeder andern Ordensburg drei Arme für die Wahl eines Gott wohlgefälligen Meisters beten.

Darauf begaben sich die Gebietiger mit den Brüdern in den Kapitelsaal. Hier ernannte der Statthalter in Uebereinstimmung mit dem Convente des HauptHauses aus den Ritterbrüdern einen WahlKomthur. Dieser erkohr einen Wähler, beide erkoren den dritten, diese drei den vierten, die vier den fünften und so fort, bis dreizehn Wähler ernannt waren, worunter sich jedoch ein Priesterbruder, acht Ritterbrüder und vier dienende Brüder befinden mußten. Nach ihrer erfolgten Bestätigung Seitens des Kapitels schwuren die Wähler auf das Evangelium bei ihrer Seele, „daß sie weder durch Minne, noch durch Haß, noch durch Furcht, sondern mit lauterem Herzen den wählen wollten, der ihnen der würdigste und der best dünke zu einem Meister und der aller-

vollkommenſte zu dieſem Amte, daß er der Berichter und Bewahrer ſei der andern.“ Alle verſammelten Brüder ſchwuren gleichfalls, den Erwählten willig als ihren Meiſter aufzunehmen. Sodann ſchritten jene dreizehn in einem beſondern Gemache zur Wahl. Der Wahlkomthur hatte den erſten Vorſchlag, die andern folgten, die Mehrheit entſchied.

In ſolcher Weiſe ward auch Winrich von Kniprode aus den Rheinlanden zum Hochmeiſter erkoren; er galt allen für den edelſten, den tüchtigſten und unter den geſammten Gebietigern für den würdigſten.

Jetzt ging Glockengeläute von Burg zu Burg durch's ganze Land; die Prieſterbrüder im Kapitel ſtimmten das „Herr Gott, dich loben wir“ an, während die ganze Verſammlung in die Kirche zurückkehrte, wo der bisherige Statthalter den Erwählten an der Hand vor den Hochaltar führte und ihm dort durch Darreichung eines Ringes und des Ordens-Siegels die Ordensherrſchaft überantwortete. Der neue Meiſter gelobte hierauf, die Geſetze und das Beſte des Ordens zu befördern, damit er einſt am jüngſten Tage vor Gottes Urtheil beſtehen möge, und gab dann dem Statthalter und dem Prieſterbruder, welcher ſich unter den Wahlherren befunden, den Bruderkuß.

Der Meiſterweihe aber folgten glänzende Feſte auf der Marienburg, gleich dem heiteren Morgenroth einer einunddreißigjährigen, hochherzigen und ſegensreichen Regierung, welche noch heut die goldene Zeit des Ordens heißt.

Vor allem beeilten ſich die Städte des Landes dem neuen Herrn, den ſie ſchon früher als Komthur von Danzig und dann als Großkomthur liebgewonnen hatten, durch Ehrenboten zu begrüßen. Sie wurden in den Herbergen der Stadt untergebracht, während die berufenen Gebietiger und Kom-

thure die ihnen für solche Fälle ein für allemal bestimmten Gemache bezogen: der Meister von Deutschland das Großkomthurs Firmarie, der Meister von Liefland das alte Schnitzhaus, die Komthure theils die Gastkammern, die auf dem Gange im südöstlichen Flügel des mittlern Hauses lagen, theils Wohnungen in der Vorburg oder bei dem Gartenmeister im Garten.

Zur Mittagszeit aber finden wir Alle in Meisters großem Remter beim Festmahle versammelt. Dem Hochmeister zunächst sitzen die Meister von Deutschland und Liefland und andere hohe Gäste, neben diesen die fünf Ordensgebietiger, dann die Komthure, Ritter und Pfaffen. Durch die hohen Fenster ringsum blitzt die Sonne über die prächtige Tafel in den silbernen Kannen und Bechern, denn vor jedem Gaste stehen silberne Köpfe (eine Art von Trinkbecher), silberne Karken und Stutzchen, meist übergoldet oder mit Bernstein geschmückt, auch Messer, Löffel, Teller und Schüsseln sind insgesammt von Silber, dazwischen funkeln wunderlich geformte gemalte Gläser, silberne Schalen mit Südfrüchten und übergoldete, mit Silber beschlagene Straußeneier. Doch der Saal, so gewaltig er ist, faßt das fröhliche Gewimmel nicht, auch draußen vor dem Eingange auf dem herrlichen Gange prangt eine glänzende Tafel, schwirren die Gäste und klingen die Becher. Auf Remter und Gang aber, zwischen Schenkbank und Tafeln hin und her wirren die niederen Ordensbeamten, die nur für solche Feste zur Aufwartung verpflichtet waren. Der Kornmeister von Marienburg geht dem Kellermeister zur Hand, der Tempelmeister dem Küchenmeister, der Pfleger von Lesewitz reicht das Brod, der Pferdemarschall, der junge Karwansherr von Marienburg und der von Grebin nebst zwei jungen Ritterbrüdern die Speisen, die Pfleger von

Meſelanz und Montau mit dem Wald-, Mühlen- und Viehmeiſter füllen die geleerten Gläſer, während die Vögte von Dirſchau, Grebin und Stuhm, als Oberaufſeher, überall ordnend und aushelfend die Tafeln umſchreiten, luſtig parodirt von dem hin- und herfahrenden Hofnarren des Königs von Böhmen, der, mit ſeiner Schellenkappe klingelnd, von Allen geneckt wird und keinen verſchont.

Der Pferdemarſchall und ſeine Geſellen aber bringen nach der Suppe zuerſt allerlei Gemüſearten, dann verſchiedene Fiſche, als Morenen, Lachs, Lampreten, Dorſch, und hierauf die gewichtigeren Fleiſchgerichte. Nun ein neuer Anlauf auf die Schenkbank, und es erſcheinen die Mehlſpeiſen, denen die mannigfaltigſten Wildpretsbraten folgen, darunter die damals beſonders beliebten Eichhörnchen, auch Staare, Kaninchen und Kraniche. Den Beſchluß endlich machen auserleſene Obſtgattungen und zahlreiche, jetzt zum Theil räthſelhafte Confectarten von Kanehl, Kubeben, Koriander, Kardamom und Anies, Kaiſerbiſſen, Pariskörner, Roſinen, Mandeln, Datteln und Pfefferkuchen.

Zu ſolchem Mahl aber gebührt ſich ein herzhafter Trunk, und wir wollen genau Acht haben, was die Pfleger von Meſelanz und Montau mit ihren Wald-Mühlen und Viehmeiſtern leiſten. Da erblicken wir denn gleich beim Beginn des Mahles, mit des Meiſters Wappen geziert, mächtige zinnerne Flaſchen und ſtählerne oder eiſerne Kannen mit gutem Danziger oder Wismarſchem Biere. Sie müſſen jedoch ſchon bei den Mittelgerichten kleinen Schenkgläſern für den Mittel-Meth weichen, und dieſe wiederum hohen gemalten Gläſern, aus denen man den ſtarken Rigaer Meth „koſtet“. Jetzt aber thut es plötzlich, wie ein Spiegel in der Sonne, einen leuchtenden Silberblick über die ganze Tafel; das deutet auf

eine Katastrophe: es ist der edle Wein, der nur in silbernen Bechern perlen mag. Da sehen wir zunächst alten Landwein aus Thorn, Riesenburg, Rastenburg oder den Weingärten Marienburgs. Und immer edler werden die Weine, immer prächtiger und reicher übergoldet die silbernen Becher; da kreisen zum Nachessen Rheinwein aus Koblenz, Malvasier und elsässische, wälsche, griechische und Ungar-Weine, bis zum alten, mit Milch und Eier gemischten Rheinfall hinan, den der Meister aus einem Kopfe von Alabaster trank.

Von der Empore aber über dem Eingang zum Remter schmetterten Trompeten, hallten Posaunen und Paukenwirbel lustig dazwischen, wechselnd mit Gesang zur Laute von den Schülern des Hauses oder auch fremden Künstlern, die sich zu solchen Festen aus ganz Deutschland, sogar aus Burgund, Schweden und Mailand in Marienburg einzufinden pflegten. Auf einmal aber verstummte die Musik, und vor der Versammlung im Remter erschien ein Liedsprecher aus den Rheinlanden, umgeben von fahrenden Schülern und Fiedlern, denn diese und Liedsprecher hielten stets als gute Gesellen zu einander. Liedsprecher aber hießen wandernde Deklamatoren, die von Gelag zu Gelag durch alle Lande schweifend, zwischen Musikbegleitung, vielleicht recitativisch, alte Gesänge vortrugen oder neue improvisirten, meist blinde oder einäugige Bänkelsänger, zuweilen durch Talent oder durch die Gewalt des traditionellen Stoffes ihrer Lieder den Dichtern ebenbürtig. Zu den letztern mochte wohl jener Rheinländer gehört haben, denn sein Gesang übte solchen Zauber über die Gemüther, daß ihm der Meister zehn Mark, und der Großkomthur und Treßler jeder vier Mark als Ehrensold reichen ließen.

Als darauf der Meister sich endlich von der Tafel erhob, schwärmte die ritterliche Gesellschaft in freudenreichem Schalle

durch die prächtigen Hallen die Treppe hinab, um sich in der Kühle des Burghofes zu ergehen. Tiefer aber war heut wunderlich belebt „von gehrenden Leuten," d. h. geldbegehrlichem Gesindel von Nah und Fern, wie auf den Jahrmärkten kleiner Städte. Da sah man einen zahmen Hirsch seine Kunststücke produziren, da tanzte ein Bär zum einförmigen Klange von Trommel und Pfeife, dort quer über die erstaunten Köpfe hinweg war keck ein Seil von Zinne zu Zinne gespannt, worauf Tumeler und Kokeler (Luftspringer und Gaukler) in verzweifelter Lustigkeit um einen Vierdung oder Scoter Reisegeldes ihr Leben wagten, und hie und da der gellende Schrei eines frazzenhaften Hanswursten oder eines Pfeifers dazwischen, der mit dem Munde die Nachtigall nachahmte; überall buntes, schwirrendes Gassenspiel, in den Ordensgesetzen „Kaffespil" genannt, das Hennig in seltsamer etymologischer Verlegenheit in seinem Glossar so deutet, als hätten die Ritter sich nach Tisch bei einer Tasse Kaffee, wohl gar an einer Parthie Whist zu ergötzen gepflegt.

Bald aber kehrte der Ernst des Lebens zurück; man vernahm bald andere Trompetenklänge, die zum blutigen Kampfe hinausriefen, als reisige Schaaren aus Deutschland, England und Frankreich dem Meister gegen die Litthauer zu Hülfe zogen, darunter der Burggraf von Nürnberg, der Graf von Oettingen und andere edle Herren, von Winrich fürstlich aufgenommen und bewirthet. Da sah man aus den Fenstern des Remters, der noch vor kurzem von fröhlichen Fiedlern erschallte, überall in den Werdern Waffen aufblitzen aus dem Grün. Die Führer, ehe sie aufsaßen, hatten in der Schloßkirche das heilige Abendmahl empfangen; unten im Hof aber nickten in der Morgensonne hohe Helmbüsche, wieherten Rosse, glänzten und rasselten Schild und Schwert aneinander,

während die Glockenklänge von der Kirche den Ausziehenden segnend das Geleit gaben und die Schaaren draußen fromme Lieder zum Preise Maria's anstimmten.

Das ist alles verklungen und vertost, Gras wächst jetzt aus dem Pflaster des stillen Burghofes und der tapfere Meister ruht seit fast 500 Jahren in der Gruft der St. Annenkapelle, die wunderbarer Weise nur die Grabsteine der drei bedeutendsten Hochmeister, Dietrichs von Altenburg, Winrichs von Kniprode und Heinrichs von Plauen mütterlich bewahrt hat. Die Zeit und der Frevel der Menschen hatten kein Recht daran.

Der Geschichte des Ordens können wir, unserer Aufgabe gemäß, hier nur gedenken, wo ihr Flügelschlag die Burg selbst unmittelbar berührte. Es sind dies aber — außer der goldenen Zeit Winrichs von Kniprode, die wir oben in des Hauses Herrlichkeit wiederzuspiegeln versuchten — hauptsächlich zwei Momente: die rasche Herrschaft Heinrichs von Plauen, da die heilige Jungfrau zum letztenmale rettend in Flammen erscheint, und sodann der für alle Zeiten lehrreiche und tragische Untergang des Hauses, der zugleich den Untergang des Ordens bezeichnet.

Fünf Hochmeister waren bereits seit Siegfried von Feuchtwangen durch die Hallen der Marienburg geschritten und in die Annengruft gesunken. Reichthum und Glück hatten unterdeß nicht versäumt, ihre heimlich zersetzende Gewalt auch an dem Orden zu üben. Junkerhaft übermüthig hatte er in den Welthändeln seine ursprüngliche Unschuld verspielt, seine geistige Grundlage, die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams, waren innerlich schon gebrochen; an die

Stelle der eigenen begeisterten Kraft traten Schwärme kostspieliger und unzuverlässiger Söldner; überall müde Halbheit, nicht recht geistlich und nicht recht ritterlich; um so gefährlicher jetzt dem eifersüchtigen, kriegslustigen Polenkönig Jagiel gegenüber, der die Vergrößerung der benachbarten Ordensmacht schon längst mit kaum verhaltenem Groll betrachtete.

Da sehen wir, im letzten Abendgolde der fröhlichen Tage Winrichs, den frommen, friedlich gesinnten Hochmeister Konrad von Jungingen wohlthätig waltend von Burg zu Burg durch die gesegneten Fluren ziehen, wo das Bauernvolk Abends unter seinen Fenstern tanzt und die Schüler in den Städten ihn singend empfangen, gleich einem patriarchalischen Landedelmann, von den müßigen, gelangweilten Ordensbrüdern spottweis „gnädige Frau Aebtissin" genannt. — Es war eine tiefe Gewitterschwüle, schon zuckten Blitze in der Ferne und ein großer hellstrahlender Komet zog über das stille Land, den der Hofnarr, weiser wie die Gescheuten, als ein Zeichen der Verdammniß des Ordens deutete.

Sterbend noch warnte Meister Konrad vor seinem unerschrockenen kampfbegierigen Bruder Ulrich von Jungingen. Aber die Geschicke drängten in Sturmeseile; immer unverholener hatte Jagiel schon die Hand am Schwert; gerade jetzt schien den Ordensrittern ein Führer vonnöthen, der den unerträglichen Friedensbann zu lösen den Muth hätte. So wählten sie (1407) jener Warnung zum Trotz, den bisherigen Ordensmarschall Ulrich von Jungingen dennoch zum Meister.

Und er hielt ihnen Wort. Ungeduldig brach er bald nach seiner Wahl die Stille, die freilich nicht mehr zu halten war. Da begann auf der Marienburg eine fast fieberhafte Hast und Unruhe; Pulver wurde verfertigt, eilig neues Ge-

schütz von damals unerhörter Größe gegossen, Fenster und Oeffnungen wurden vermauert, Thore und Zugänge, sogar die Treppen zur Gegenwehr befestigt; die Briefjungen auf ihren Schweifen flogen hin und her durchs Land, der Meister selbst bereiste die Burgen, überall ermuthigend und rüstend.

Aufgeschreckt durch das Waffengerassel, zauderte nun auch der lauernde Polenkönig nicht länger. Mit großer Heeresmacht, Polen, Litthauern und Tataren, brach er an die Grenze auf, wo ihn der Hochmeister kampffertig schon erwartete. Einige Tage noch, dem Flusse Drewenz entlang, standen die Kriegeswetter grollend einander gegenüber, ungewiß wohin die Blitze zielten. Da dringt der König zuerst über Gilgenburg in's Land, der Meister, mit allem was wehrhaft, ihm rasch entgegen. Auf den verhängnißvollen Ebenen bei dem Dorfe Tannenberg endlich, am 15. Juli 1410, stoßen sie furchtbar zusammen. Der Meister mit fast allen Ordensgebietigern und sechshundert Rittern und Knechten sinkt auf der Wahlstatt, vierzigtausend Leichen seines Heeres um ihn her. — Der Orden schien mit einem Schlage vernichtet, Alles verloren, nur die Ehre nicht, denn sie war durch sechzigtausend erschlagene Polen blutig erkauft.

Der König selbst erschrocken über den entsetzlichen Sieg, besann sich zwei Tage lang, dann zog er über Osterode, Mohrungen und Christburg gerade auf Marienburg zu, das der gefallene Meister, vor der Schlacht alle Geschütze und Vorräthe an sich raffend, wehrlos gemacht. Das Grauen ging vor dem wilden Zuge her und übermannte alle Burgen und Städte. Ritter und Bürger huldigten ehrvergessen der Gewalt und gleißenden Verführung des Siegers, „dergleichen (sagen Lindenblatts Jahrbücher) nie ward gehört in irgend einem Lande von so großer Untreue und schneller Wandelunge."

Da, auf die erste Kunde von dem unermeßlichen Unglück, sprengte ein Ordensritter mit seiner kleinen Schaar in die Thore Marienburg, eilig, staubbedeckt, einen Löwen im Schilde. Graf Heinrich von Plauen war's, der Komthur von Schwez, den der Meister vor der Schlacht nach Pommerellen entsandt hatte, einer der Gewaltigen, welche die Geschicke wenden. Und hinter sich die Nogatbrücke abbrechend, gebot er sofort die Stadt niederzubrennen, denn sie war nicht zu vertheidigen; mit der Stadt aber fiel die Burg und mit der Burg der Orden.

Da wirrte und hallte es auf einmal in dem vor wenigen Stunden noch todtenstillen Haupthause. Die erschrockenen Marienburger, Bürger, Frauen, Mägde und Kinder füllten alle Luken des Schlosses bis in die Keller hinab. Zwischen langen Wagenzügen und brüllendem Vieh, von den nahen Höfen eiligst hereingetrieben, drängten sich Reiter und Knechte, rufend und ordnend im wilden Wiederscheine der Flammen, die der kühne Plauen als ein Wahrzeichen über dem Lande entfaltet. Und er irrte nicht, die feurige Mahnung wurde verstanden. Mehrere treugebliebene Ritter, unter ihnen Wenzel von Dohna, eilten mit ihrem aus der Schlacht geretteteten Häuflein dem Haupthause zu, wie verflogene Adler nach ihrem Horst. Jenseits der Nogat aber sah man ein Fähnlein wehen, einem reisigen Zuge von vierhundert bewaffneten Männern voran: das waren die Schiffskinder von Danzig, die ihre bereits abtrünnig gewordene Heimat verließen, um für den Orden zu streiten. So hatten sich in kurzer Frist gegen vier- bis fünftausend Mann Kriegsvolkes auf dem Hause versammelt.

Es war der zehnte Tag nach der Schlacht von Tannenberg, als man endlich von den Zinnen der Burg die ersten

feindlichen Schaaren erblickte. Sie drangen vom Stuhmer Walde her; brennende Dörfer, Mord, Raub und unübersehbarer Jammer bezeichneten die Straßen, die sie zogen. Ein billiger Friedensvorschlag Plauens war an dem Stolze Jagiels gescheitert, die siegestrunkenen Horden umzingelten rasch von allen Seiten die Burg; ihr Wurfgeschütz, das sie sogar auf der vom Stadtbrande verschonten Johanniskirche aufgepflanzt, hatte es vorzüglich auf das Mittelschloß und des Meisters Wohnhaus abgesehen. „Wohlan denn, rief da der Plauen, Gott und die heilige Jungfrau wird uns retten, aus Marienburg weiche ich nimmermehr!“

Er war inzwischen zum Statthalter ernannt worden und hatte selbst mit 2000 Mann die Vertheidigung der oberen Burg übernommen, andere 2000 Mann aber in das mittlere Haus geworfen, während er die Rettung der Vorburg seinem tapferen Bruder Heinrich mit 1000 Mann und dem Volke aus den Werdern anvertraute. Kühne und glückliche Ausfälle, oft bis an das polnische Lager vordringend, beunruhigten unausgesetzt den Feind. Da hatten sie denn — wie Lindenblatt sagt — manch ritterlich Spiel gegen die Heiden und Polen täglich vor dem Hause, so daß Jagiel endlich voll Unmuth ausrief: „wir wähnten, sie seien von uns belagert, und doch sind wir es vielmehr von ihnen.“

In dieser Zeit, so erzählen die alten Landes-Chroniken, richtete ein Büchsenschütze des Königs seine Steinbüchse gegen das große Muttergottesbild an der St. Annen-Kapelle. Der Schuß fehlte, aber der frevelhafte Schütze wurde von Stund an blind und Furcht und Schrecken über das Ereigniß gingen entmuthigend durch das polnische Heer.

Da sann Jagiel, von den Belagerten immer härter bedrängt, auf List und Tücke. Es war ihm wohl bekannt, daß

sich Plauen mit seinen Ordensbrüdern und den Soldnerführern zur Erholung und Berathung öfters in des Meisters großem Remter zu versammeln pflegte, dessen mächtiges Gewölbe auf einem einzigen Granitpfeiler ruht. Dieser sollte durch eine jenseits der Nogat versteckte Donnerbüchse zertrümmert und der Statthalter mit den Rittern unter dem nachstürzenden Gewölbe verschüttet werden. Ein erkaufter Diener Plauens bezeichnete an einem der nach dem Fluß gelegenen Fenster verabredetermaßen mit seiner rothen Mütze Zeit und Richtung. Allein die Steinkugel flog um wenige Zolle am Pfeiler vorbei in die gegenüberstehende Wand. Man schrieb darunter:

„Als man zelet M.CCCC.X Jar,
Dieß sag ich euch allen fürwar.
Der stein wart geschossen in die want,
Hie sol er bleiben zu einem ewigen pfant."

Die Zeit hat das Sprüchlein verlöscht, aber die über dem Kamin eingemauerte Kugel bewahrt noch bis heut das Angedenken des hochherzigen Plauen, dem sie galt.

So hatte der letztere schon fast zwei Monate übermenschlich mit der Uebermacht gerungen. Da vernahmen die im polnischen Lager eines Tages plötzlich Trompeten- und Posaunenschall und fröhlichen Jubel von den Zinnen der Burg. Gute Botschaft war von allen Seiten angekommen. König Sigismund von Ungarn war in Polen eingebrochen, der Marschall von Liefland mit einem starken Heere bereits in Königsberg angelangt, überall stand das Land auf, um Marienburg zu entsetzen. „Lebend laß ich das Haus nicht," ließ Plauen dem Polenkönige entbieten, der in solcher Verlegenheit jetzt seinerseits einen Friedensantrag versuchte, denn sein Heer war von vergeblichen Anstrengungen, Krankheiten und

Ungeziefer fast verzehrt. Da wandte sich Jagiel am 19. September 1410 endlich nach den Grenzen seines bedrohten Reiches zurück, auf dem Heimzuge noch einige Schlösser bezwingend. Aber der Marschall von Liefland folgte ihm auf der Ferse und eroberte alle Burgen wieder, Preußen war frei, und noch einmal hatte der heldenmüthige Statthalter das deutsche Banner über dem Lande aufgerichtet. „Also, sagt Lindenblatt, geschah es nach Schickung und Willen unseres Herrn!“

Noch im November desselben Jahres wurde Plauen einstimmig zum Ordensmeister erwählt. Seine erste Sorge, nachdem er das Land vom Feinde völlig gesäubert, war die Wiederherstellung und stärkere Befestigung des Haupthauses, dessen Vorburg so wie des Meisters Gemach durch die Belagerung am meisten gelitten hatten. So wurde in jener Zeit in der Vorburg am Nogatufer der noch jetzt stehende schiefelichte (runde) Thurm (vom Volke der Buttermilchthurm geheißen) erbaut, von dem eine ganz unbegründete Sage erzählt, es seien die reichen Bauern von Groß-Lichtenau im großen Werder wegen ihres frevlen Uebermuthes verurtheilt worden, so viel Buttermilch zu liefern, als zur Zubereitung des Kalkes für den Thurm nöthig gewesen.

Doch noch andere, mächtigere Sorgen bewegten die hohe Seele des Meisters. Die Gefahr erkennend, die auf halbem Wege lauerte, und daß dennoch Alles verloren war, wenn nicht Alles gewonnen wurde, faßte er den großen Gedanken, dem Unvermeidlichen rasch zuvorzukommen und selbst in Polen einzufallen. Allein durch die Wiederherstellung des Haupthauses und der andern Burgen, durch die Ansprüche, welche die Könige von Böhmen und Ungarn, so wie die befreundeten Söldnerführer machten, war der Ordensschatz völlig er-

ſchöpft. So beſchloß er denn kühn, des Lebens Güter an das Höchſte zu ſetzen. Eine wiederholte Schatzung, welcher Geiſtliche, Herren und Knechte unterlagen, erging über das ganze Land, alles Silbergeräth der Burgen und Kirchen wurde verſchmolzen, die Landesritter mußten die Darlehen, die ſie in beſſeren Tagen vom Orden erhalten, unnachſichtlich zurückzahlen.

Da aber wurde es auf einmal furchtbar klar, daß der Orden ſich ſelbſt nicht mehr begriff; ein Schrei des Mißmuths ging durch das ganze Land, die Gemeinheit ſchaarte ſich überall um ihre Fleiſchtöpfe. Der Held, der in den Tagen der Gefahr den Orden überwacht und gehalten, mußte ſich nun ſelbſt hinter Schloß und Riegel vor tückiſchem Verrath bewachen laſſen. Er wurde auf einem Kapitel zu Marienburg am St. Burchardstage 1413 ſeiner Meiſterwürde entſetzt und ſtarb im Jahre 1429 arm und vergeſſen in der einſamen Burg zu Lochſtädt, ein tragiſches Vorbild derer, die über ihrer Zeit ſtehen.

Seitdem war faſt ein halbes Jahrhundert vergangen. Wir ſehen die mächtigen Zinnen noch über dem Lande prangen; aber es iſt nun ſtill geworden und öde im Hauſe, das ſchon tief im Abendroth ſeiner Geſchicke ſteht. Denn der Orden hatte längſt ſeine Aufgabe ritterlich gelöſt, das Land war bekehrt und deutſch, er focht nicht mehr um Gottes willen, es galt fortan nur noch das ſtarre Behaupten ſeiner eigenen Herrſchaft, die für die verwandelte Zeit und für das neugeſchaffene Volk, das ſich bereits ſelbſt zu ſchützen im Stande war, keine innere Nothwendigkeit und Bedeutung mehr hatte. Es konnte nicht fehlen: da der begeiſternde Gedanke

unvermerkt abhanden gekommen, mußte allmälig Alles nachstürzen. Die Langeweile der Nüchternheit bereitete Eigennutz, Sittenlosigkeit und Ungehorsam. Schon hatten drei Convente, ohne des Meisters Untersuchung und Entscheidung abzuwarten, den Ordensmarschall seines Amtes entsetzt, einige Gebietiger verliehen eigenmächtig Komthurämter nach Belieben, Komthure selbst befehdeten und plünderten sich unter einander.

Dieser veralteten, leeren und morschen Schaurüstung gegenüber erhob sich aber hier, wie dazumal fast in ganz Europa, so eben mit jugendlicher Kraft das neue Bürgerthum der Städte, dem sich die Landesritter willig anschlossen. Sie hatten insgesammt Dasein und Gedeihen dem Orden zu verdanken; aber die strebsame Jugend ist jederzeit vergeßlich, und so nahmen sie denn gar Vieles, was ihnen früher als väterliche Gunst verliehen worden, jetzt trotzig und gewaltsam als Recht in Anspruch. Aus so tiefgreifendem Zwiespalt entstand zwischen dem Landadel und den Bürgermeistern der Städte im Jahre 1440 der **Preußische Bund** zum Schutze ihrer Freiheit gegen den Orden, zur Hut ihrer Gerechtsame und zur Abhülfe von Beschwerden, die, der Natur der Verhältnisse nach, nicht zu schlichten waren.

Wechselseitiger Groll und Erbitterung unterbrannten fortan den Boden, durch den Uebermuth der Ordensbrüder wie der Verbündeten, welche von jenen Bundesschälke geschimpft wurden, zu immer heftigeren Lohen geschüret. Vergebens versuchte der friedliebende Meister Paul von Rußdorf auf einem Kapitel zu Marienburg noch einmal vermittelnd einzutreten. Trotz gegen Trotz! war die Loosung der Ueberzahl der Ordensritter, die zuletzt mit gezückten Schwertern den Kapitelsaal verlassend, in wilder Wuth sich stürmend der oberen Burg bemächtigten, so daß der erschrockene Meister

noch in derselben Nacht vor seinen eigenen Brüdern nach Danzig flüchten mußte.

Endlich brach die dumpfe Gährung in offenen Kampf aus. Der Bund rief die Polen zu Hülfe und überantwortete ihnen stammvergessen das deutsche Land. In solchen Uebergangsperioden aber, welche eine neue Zeit ausgebären, fehlte es nimmer an mächtigen Charakteren, die wie leuchtende Meteore den Glanz der Vergangenheit noch einmal flüchtig wiederspiegeln. So war es hier abermals ein Heinrich Reuß von Plauen, der verzweifelt für den Orden kämpfte, und der heldenmüthige Bürgermeister Bartholomäus Blume hat sich durch seine großartige Vertheidigung der Stadt Marienburg ein unvergängliches Andenken erworben. Allein es war zu spät. Der Orden, welcher seine Miethlinge nicht zu bezahlen vermochte, war bereits ein Knecht seiner eigenen frechen Söldnerhaufen geworden. Der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen sah sich genöthigt, diesen das Haupthaus zu verpfänden, das sie demnächst, da er es nicht wieder einlösen konnte, mit vielen andern Burgen an den Polenkönig Casimir verkauften. Blume wurde, auf Geheiß des letzteren, in einem Thurm der Stadt Marienburg enthauptet, der noch lange Blums-Thurm geheißen war, und am 6. Juni 1457 zogen sechshundert polnische Reiter in die Thore des Haupthauses ein. Der ehemalige geheime Rath des Hochmeisters, Hans von Baisen jetzt zum polnischen Gubernator des Landes ernannt, hauste in denselben Gemächern, wo er einst als Page dem Hochmeister aufgewartet hatte. Der Hochmeister aber entfloh, bitterlich weinend, bei Nacht auf einem Fischerkahn nach Königsberg, das seitdem zum Hauptsitz erkoren wurde. Marienburg sah keinen Meister wieder.

II. Die polnische Wirthschaft.

Noch lange wogte der Kampf zwischen Polen und dem Orden mit wechselndem Kriegsglücke hin und her, ehe sich die neue Ordnung der Dinge feststellte, und manche Burg und Stadt wurde erobert und wieder verloren; die Polen und Verbündeten verheerten gemeinschaftlich in Pommerellen die vom Orden besetzten Gegenden. Da wagte endlich der letztere im Jahre 1462 verzweifelt eine entscheidende Schlacht, die Hauptleute der Ordensschlösser vereinigten ihre Fähnlein und griffen das polnische Heer bei dem Kloster Zarnowitz an. Die Schlacht entschied, aber zum Nachtheil des Ordens. 2000 Deutsche wurden erschlagen, 600 gefangen, alles Geschütz ging verloren.

Durch diesen Schlag war die Ordensmacht für immer gebrochen, der lange Kampf aber hatte auch die Gegner todtmüde gemacht, gemeinsame Noth Freund und Feind bezwungen.

Und so gelang es denn der wiederholten Vermittelung des päpstlichen Gesandten Rudolf, Bischofs von Lavante, den König Casimir für endliche Waffenruhe zu stimmen und, zuerst zu Brzesc, dann zu Thorn Friedens-Unterhandlungen anzuknüpfen, zu denen sich der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen selbst einfand, aber so verarmt, daß er, wie eine Chronik bemerkt, von den Preußen zu diesem Zuge nothdürftig ausgerüstet werden mußte und nicht einmal einen eigenen Narren halten konnte. — Am 19. October 1466 wurde der Friede zu Thorn abgeschlossen, wonach Polen Pommerellen, Michelau, das Kulmische Land und die vor-

nehmſten Städte Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, ſowie die Bisthümer Kulm und Ermland behielt und das übrige Preußen dem Orden als ein Lehen der Krone Polen überließ; der Hochmeiſter aber mußte dem Könige huldigen und erhielt als polniſcher Reichsfürſt ſeinen Platz im Reichsrath zur Linken des Königs.

Weſtpreußen dagegen hatte ſich gleich bei der Unterwerfung ſeine eigene Verfaſſung ausbedungen, wonach es mit Polen nur den König gemein haben, ſelbſt Geſandte zu den polniſchen Königswahlen ſchicken und ſeine beſonderen Stände und Landtage bilden ſollte, ohne deren Bewilligung der König nichts Bedeutendes im Lande abändern durfte. Dieſe Stände aber wurden durch den Landesrath und die ſogenannten Unterſtände repräſentirt. Jener beſtand aus Mitgliedern, welche die Stände ſelbſt unter den Eingebornen wählten, ſo wie aus den Abgeordneten des hohen Adels und der Städte Thorn, Danzig und Elbing, und endlich aus den polniſchen Woywoden und Staroſten in Preußen. Den Vorſitz führte der jedesmalige Biſchof von Ermland; er mußte jedoch, ſowie die Woywoden und Staroſten dem Lande einen beſondern Eid leiſten, und zwar jederzeit vor dem Hochaltar der Schloßkirche zu Marienburg.

Zu den Unterſtänden dagegen gehörten die Abgeordneten der Ritterſchaft und der kleinen Städte, welche, unter den Vorſitz der Abgeordneten der Stadt Marienburg, ihre beſondern oder die ſogenannten kleinen Landtage hielten, bei wichtigen Landesangelegenheiten aber zu den großen Landtagen des Landesrathes mit einberufen wurden.

Die Einberufung der großen Landtage oder Tagfahrten hing Anfangs von der Willkür der Landſtände ab. Allein ſchon zu Caſimirs Zeiten mußten die erſteren jährlich zwei-

mal, im Mai zu Marienburg im Rathhause und zu Michaelis in Graudenz auf Befehl des Königs abgehalten werden, der außerdem bei besonderen Veranlassungen noch außerordentliche Landtage nach eigenem Gutdünken ausschrieb und sich die Ernennung der Landesräthe vorbehielt. Gar bald wurden auch die Einmischungen der Woywoden in die Landesangelegenheiten immer häufiger und alle bedeutenden Stellen in Preußen ohne den Landtag zu fragen, durch Polen besetzt, bis endlich im Jahre 1569 unter Sigismund August eine förmliche Vereinigung mit Polen insofern zu Stande kam, als die preußischen Landstände nach langem vergeblichen Sträuben fortan Gesandte an den polnischen Reichstag schicken mußten, wo die Landesräthe in dem polnischen Reichsrathe (Senat) und die Abgeordneten der Ritterschaft in der Landbotenstube die ihnen zugewiesenen Stellen einnahmen.

Und so hatten denn die Westpreußen unversehens im falschen Spiele falsche Münze erbeutet und nichts gewonnen, als für den historischen Hochmeister einen durch Geschichte, Stamm und Sitte entfremdeten König, statt der deutschen Gebietiger polnische Woywoden, von denen sie mit brutaler Geringschätzung behandelt wurden. Das sonst blühende Land, welches einst in Kriegesruhm, Bildung und Gewerbe anderen Staaten vorgeleuchtet, war durch die Greuel des langen Bürgerkrieges verwüstet und verwildert; man zählte allein von Bauern und Bürgern aus den kleinen Städten 90,000 Erschlagene, von 21,000 Törfern der Ordenszeit jetzt nur noch 3,013, ja viele derselben waren, wie in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, spurlos verschwunden, deutsche Städte und Geschlechter aber schämten sich ihrer Herkunft und nahmen polnische Namen an.

Inmittelst konnte der Orden den Verlust Marienburgs

noch immer nicht verschmerzen, und der Nachfolger Ludwigs von Erlichshausen, der Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen machte wiederholt den Versuch, zum Zeugniß der untergegangenen Größe wenigstens das Schloß mit einem kleinen Stück Landes ringsumher, gleich einer verlorenen Insel, gegen eine jährliche Abgabe an Polen zurückzuerhalten. Doch seine Bemühungen blieben vergeblich. Ganz Westpreußen war bereits in drei Woywodschaften und mehrere Starosteien eingetheilt und der Starost von Marienburg, welcher unter ihnen den obersten Rang einnahm, hatte, gleichsam als Statthalter von Preußen, seinen Wohnsitz im Schlosse erhalten. Hier richtete er sich mit seinen zahlreichen Unterbeamten recht nach Herzenslust ein, sarmatische Laute hallten in den deutschen Gewölben; Heiducken, welche die Besatzung bildeten, hausten an den Thoren der Burg in hölzernen Baracken. Nur der nordwestliche Flügel, welcher den alten Fürstensitz und den Conventsremter umfaßte, wurde für die Könige bei ihrer gelegentlichen Anwesenheit in Preußen zu ihrer Behausung vorbehalten.

Sehr bald sprach auch Sigismund III. gastlich in dem neuen Königssitze ein. Und da erblicken wir denn nach so kurzer Frist auf einmal in den ritterlichen Remtern eine völlig verwandelte, ja fast fremdartige Scenerie, welche uns eine im Stadt-Archiv zu Marienburg befindliche handschriftliche Chronik eines Ungenannten umständlich beschreibt.

Schon acht Tage vor der Ankunft des Königs nämlich trafen in Marienburg 200 Ungarn ein, die in den kleinen Häusern am Mühlengruben einquartirt und von den armen Leuten einen Tag lang freigehalten werden mußten. Ein Antrag, den der Statthalter Magister Wisenrus (der Chronist weiß nicht, „aus weßen Anstaffirung") bei dem ehrbaren

Rathe gethan. Sr. Majeſtät auf einen Tag mit Eſſen und Trinken zu traktiren, wurde von der Stadt höflichſt abgelehnt, weil die Sache nach einem vorherigen Ueberſchlage 8000 Gulden koſten „und alles aus der Bürger Seckel geſucht" werden ſollte. Am 31. Mai 1623 aber kamen Sr. Majeſtät Pferde mit den Karreten an. Jetzt eilte der Staroſt Nowodoczky zu Roſſe mit den Trabanten in das Mittelwerder jenſeits der Nogat, während die Bürgerſchaft von Marienburg, nach erhaltenem Unterricht, wie ſie ſich mit den Musketen und langen Pieken verhalten ſollte, dieſſeits des Stromes, den Trabanten gegenüber in vier Quartieren und mit fliegenden Fahnen ſich in Schlachtordnung aufſtellte. Zwiſchen 4 und 5 Uhr Nachmittags endlich ſah man den König nebſt dem ganzen Hofe von Mewe her auf einem Kahne (Galleche) die Nogat hinabgleiten, von neunzehn anderen Kähnen gefolgt, worauf ein Schiff mit des Königs Muſikanten, welche, ſobald ſie das Mittelwerder erreicht, luſtig aufſpielten. Da fangen auf einmal jenſeits auch die Trabanten und auf des Königs Kahn die Trompeter zu ſchießen und zu blaſen an; die Bürgerſchaft dieſſeits brennt in allen vier Quartieren ihre Musketen los, die königlichen Trompeter feuern zum Gegengruß zwei Stücke ab und von den Wällen und Thürmen wird immerfort dazwiſchen aus grobem Geſchütz und Doppelhaken geſchoſſen. Auf dieſen ungeheueren Lärm folgen endlich bei der Landung lange, ſtattliche Orationen in deutſcher und lateiniſcher Sprache, unter Ueberreichung und Zurückreichung der Stadtſchlüſſel. In der Stadt aber ließ der König durch einen Trompeter ausblaſen, „daß alle fremde Handwerker, loſe Kerls, uneheliche Weiber, wiederum zurücke nach Warſchau ziehen ſollten, damit ſie den Bürgern nicht zum Vorſang und Widerwillen lebeten."

„Auch zu einer Hochzeitsfeierlichkeit im Schlosse gab die damalige Anwesenheit des Königs Veranlassung. Herr Scepanski nämlich, des Hauptmanns von Graudenz Sohn, freite eine Jungfer aus dem Frauenzimmer der Königin. Da ging der Bräutigam nach gehaltener Predigt in die Schloßkirche „mit seinen zwölf Dienern, deren jeder in rothen halbscharlachenen Tolluren mit Atlas gefüttert und einen langen, braunen, sammtnen Schupan gekleidet, er aber in einen ganz scharlachenen Tolluren, innen mit Goldstücken gefüttert und mit einem langen silberfarbenen Rock angethan." Die Braut „im weißen Goldstück mit fliegenden Haaren, darin eine subtil goldene Kette eingeflochten," wurde von Zweien vom Adel aus ihrem Sitze genöthigt und von der Königin bei der Hand zum Altare geleitet. Nach der Trauung war Musik auf dem Schlosse im großen Saal, wobei der König mit der Königin vortanzte. Die Heiducken aber ließen keine ungebetenen Zuschauer herein, „auf daß nicht die Polen, wenn sie sich besoffen, mit den Deutschen ein Parlament anfangen möchten."

Mitten in diese seltsamen Lustbarkeiten aber bricht auf einmal der Ernst des Lebens herein, und zwischen den rasch aufsteigenden Kriegeswettern sehen wir eine jugendliche Heldengestalt, die sich hier die ersten Ritterspuren verdient, flüchtig im leuchtenden Waffenschmucke aufblitzen. — Sigismund III. war nämlich, da er nach seines Vaters Tode auch die Krone Schwedens geerbt hatte und dieses Reich als Katholik von Polen aus regieren wollte, deshalb von der schwedischen Reichsversammlung des ererbten Thrones für verlustig erklärt worden und rüstete sich, um ihn mit dem Schwerte wiederzugewinnen. Da landete plötzlich der junge Schweden-König Gustav Adolf am 6. Juli 1626 mit 15,000 Mann in

Pillau, ſetzte ſofort über das Haff, bezwang im ſchnellen Siegeslauf die überraſchten Städte Braunsberg, Frauenburg und Elbing und ſtand ſchon am 17. Juli vor Marienburg.

Jetzt rächte ſich die ſchon früher von den Ständen gerügte Verwahrloſung dieſes Platzes. In der Stadt, die nur 40 Soldaten hatte, war an eine Vertheidigung gar nicht zu denken; im Schloſſe dagegen, wo 300 Heiducken und neugeworbene Teutſche ohne hinreichende Waffen und Lebensmittel lagen, ließ ſich die Beſatzung zwar die Nacht hindurch mit Schießen tapfer hören, ja der Schloßhauptmann richtete ſogar ein großes Stück Geſchütz auf die Stadt ſelbſt, aber es war in der gewöhnlichen Unordnung überladen und zerſprang. Die Schweden kletterten über die halbverfallene Mauer, eroberten noch am 18ten Abends das Schloß, und ſchon am folgenden Morgen ließ Guſtav Adolf die Pfarrkirche, deren Schlüſſel die flüchtiggewordenen Jeſuiten mitgenommen hatten, eigenhändig mit einem Beile an der Kirchenthüre arbeitend, erbrechen und evangeliſchen Gottesdienſt darin halten.

Marienburg blieb nunmehr von den Schweden beſetzt, welche Schloß und Stadt mit neuen Schanzen verſahen. Guſtav Adolf aber ließ ſich in Elbing huldigen, ſchlug das polniſche Heer vor Mewe und kehrte im November nach Schweden heim, nachdem er ſeinen Reichskanzler Oxenſtierna zum Statthalter von Preußen ernannt und den Feldmarſchall Wrangel in Marienburg zurückgelaſſen hatte.

Schon im Frühling des folgenden Jahres (1627) erſchien er jedoch mit friſchen Truppen wieder auf dem Kampfplatze und machte fortan Marienburg zum dauernden Mittelpunkte ſeiner Macht; denn da die Polen mit einem öſterreichiſchen Hilfsheere übermächtig von Graudenz hervordrangen, ließ er unter den Mauern Marienburgs gegen das kleine Werder

hin ein verschanztes Feldlager aufschlagen, in welches er sich selbst mit dem Kerne seiner Truppen zurückzog. Dieser Rückzug hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Als er nämlich arglos von Marienwerder her zog, lagen die Polen, die von allem gute Kundschaft hatten, mit 20 Cornet Deutschen und eben so vielen von ihrer Nation im Stuhmschen Walde auf der Lauer und fielen unerwartet den König mit großer Heftigkeit an. Dieser, in dem mehrstündigen Gefecht bei Verfolgung eines Husaren von den Seinigen abgekommen, gerieth plötzlich unter mehrere kaiserliche Soldaten, von denen ihn einer bereits am Schultergehenk ergriffen. Da sprengte zufällig ein schwedischer Reiter daher. Landsmann, wehr' dich! rief er dem Bedrängten zu, ihm eine seiner Pistolen reichend. Damit erlegte der König rasch den Mann, der ihn gefaßt hatte, und focht nun mit seinem treuen Reiter so lange wider die Kaiserlichen, bis ihn der Oberst Kattenhof mit zwei Compagnien Finnen befreite. Die Schweden schlugen sich darauf mit Verlust von 700 Mann und Hinterlassung von 10 ledernen Kanonen herzhaft durch und kamen um Mitternacht vor Marienburg an.

Hier hatte indeß auch das vereinte polnisch-österreichische Heer auf dem Wiesenberge, den Schweden gegenüber, ein verschanztes Lager bezogen. Sigismund III. selbst war mit dem Kronprinzen Wladislav dort angekommen und unternahm am 25. Juli 1629 von drei verschiedenen Punkten einen allgemeinen Sturm auf die schwedischen Verschanzungen, der aber mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen wurde. Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn endlich, seine Stellung gänzlich aufzugeben und die bei Nacht Abziehenden steckten selbst ihre Zelte in Brand. Da ritt, wie Hartwich berichtet, Gustav Adolf am folgenden Morgen mit Lust unter

dem Rauche des Lagers herum. Seine Seele aber bewegten bereits ganz andere Entwürfe. Und so reichte er denn willig die Hand zur Versöhnung, als ihm, da er eben auf einer Wiese bei dem Dorfe Zäver zu Rosse saß, die Bedingungen eines sechsjährigen Waffenstillstandes überbracht wurden, welcher demnächst am 26. September auf dem Felde bei Altmark wirklich zum Abschluß kam. Gustav Adolf kehrte nun wohlgemuth nach Schweden zurück; aber er sah Preußen nicht wieder, denn noch vor Ablauf dieses Waffenstillstandes war er in der Schlacht bei Lützen gefallen.

In demselben Jahre (1632) starb auch sein Gegner Sigismund. Der Waffenstillstand ging zu Ende; nun standen Wladislav IV. und die minderjährige Königin Christine von Schweden mit den unvereinbaren Ansprüchen ihrer Väter einander gegenüber, beide sich zu neuem Kampfe rüstend. Da traten Brandenburg und England vermittelnd dazwischen. Die Abgeordneten beider Mächte hielten ihre Berathungen auf dem Schlosse zu Marienburg, in dessen Nähe sich auch die andern betheiligten Gesandten eingefunden hatten. Zu den gemeinschaftlichen Zusammenkünften aber wurde das Dorf Stumsdorf erwählt, wo mitten im Dorfe für die Gesandten Polens und Schwedens zwei Zelte, und zwischen beiden ein hölzernes Gebäude für die von Brandenburg und England aufgerichtet waren. Hier hatten der schwedische und polnische Feldherr, der erstere mit einem Gefolge von 200, der andere von 300 Personen, eine verabredende Zusammenkunft. Sie sprachen unter vielen Feierlichkeiten und in Begleitung der beiderseitigen Gesandten zuerst unter freiem Himmel zwischen den Zelten, jener in deutscher, dieser in lateinischer Sprache, und traten dann, jeder durch eine besondere Thür, in das hölzerne Gebäude, in welchem am 10. September 1635 end-

lich ein sechsundzwanzigjähriger Waffenstillstand unterzeichnet wurde, wonach die Schweden alle ihre Eroberungen in Westpreußen an Polen, Pillau aber an den Kurfürsten von Brandenburg zurückgaben, ganz Westpreußen also wieder unter polnische Hoheit zurückkehrte. Und so beendigte denn dieser Krieg seinen verheerenden und blutigen Kreislauf gerade mit derselben Lage der Dinge, von welcher er vor neun Jahren ausgegangen war. Die Stelle, auf welcher der Friede von Stumsdorf unterzeichnet wurde, ist durch einen Stein bezeichnet, der von einem Geländer umgeben und mit Bäumen umpflanzt noch fortwährend erhalten wird.

Einen ganz gleichen Ausgang hatte ein zweiter schwedischer Krieg (1655—1660), durch welchen König Johann III. von Polen die Ansprüche auf die schwedische Krone erneuerte, und auch diesesmal wurde Marienburg wieder die kostbare Ehre zu Theil, für Preußen den Mittelpunkt des Kriegsgetümmels zu bilden und mehrere Belagerungen zu erfahren.

Es war namentlich der schwedische General Steenbock, welcher am 14. Februar mit seiner Mannschaft vor dem Platze erschien. Schon in der folgenden Nacht wurden die Vorstädte genommen und bald darauf ein Ausfall der Belagerten mit großem Verluste zurückgeschlagen. Hierdurch erschreckt, wollte die Bürgerschaft nicht das Aeußerste abwarten, sondern öffnete dem schwedischen General, ohne Vorwissen der Besatzung, das Marienthor. Nun warf die letztere sich in das Schloß, welchem aber durch Schießen und Bombenwerfen so scharf zugesetzt wurde, daß dasselbe sich schon am 16. März ergeben mußte. Viele von der polnischen Mannschaft traten unter die schwedischen Fahnen, die übrigen, worunter der Woywode, der Oekonom und ein Graf Schaffgotsch, wurden nach Danzig abgeführt. Marienburg aber erhielt jetzt wieder schwe-

dische Besatzung, welche es nach allen Richtungen hin stärker befestigte. Auf der Südostseite, wo die Stadt außer der Mauer und dem sehr festen Thore nur einen Graben hatte, wurden rasch Erdwälle aufgeworfen und an der Nordostseite der Vorburg, so wie um den Brückenkopf jenseits der Nogat, neue Außenwerke angelegt. Von hier aus plänkelte der Krieg noch eine Zeit lang unbedeutend fort, bis durch den Frieden von Oliva im Jahre 1660 alle widerstreitenden Ansprüche endlich ausgeglichen und in Preußen die Zustände abermals, wie sie vor dem Kampf gewesen, wiederhergestellt wurden.

Kaum aber hatte die Waffenruhe die gemeinen Leidenschaften sich selbst überlassen, so sehen wir auch schon in Polen jene vielköpfige Hyder sich emporringeln, die das unglückselige Reich allmählich zerfleischt hat. Den ersten Zankapfel unter die Händelsüchtigen warf die neue Königswahl nach Johann III. Tode. Auf der zwiespaltigen Wahlversammlung am 27. Juni 1697 wurde von der einen Partei der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, von der andern der französische Prinz von Conti zu Königen ausgerufen. Der erstere erschien zu Krakau in großer Pracht mit 4000 Sachsen und dem Anerbieten von zehn Millionen Gulden, der andere mit sechs Fregatten vor Danzig, armselig, ohne Geld und auf gemeinem Zinn speisend.

In diese Verwirrung wurde unverhofft auch Marienburg mit hineingerissen. Der dasige Starost Dzialinski gehörte nämlich, durch französisches Geld gewonnen, zu den eifrigsten Anhängern Conti's, wollte die Stadt zu derselben Ansicht zwingen und drohte die sich weigernde in den Grund zu schießen. Und in der That, die in der Umgegend zerstreuten und auf seinen Befehl heranrückenden, französisch gesinnten Litthauer gaben seinen Drohungen einen bedenklichen Nachdruck.

Die bestürzte Bürgerschaft verdoppelte ihre Wachen, der Staroſt lief wie ein Raſender mitten in der Nacht mit brennenden Fackeln auf den Zinnen des Schloſſes herum. Die gefährlichen Litthauer kamen unterdeß immer näher; ſchon ließ Dzialinski die Stücke auf die Schloßwälle bringen, um die Stadt in Brand zu ſtecken, ſchon hatte die letztere ihre Kanonen gleichfalls auf den Straßen gegen das tollgewordene Schloß gerichtet. Da langte plötzlich und zu guter Stunde die Nachricht an, daß ein Corps Sachſen die Franzoſen in Oliva überfallen und Prinz Conti ſich eiligſt wieder nach Frankreich eingeſchifft habe. Nun hielt es auch der Staroſt nicht länger für gerathen, an ſo verzweifelter Sache zum Ritter zu werden, ſondern übergab das Schloß den Sachſen, und ſo nahm der improviſirte Bürgerkrieg von Marienburg glücklicherweiſe ein unblutiges Ende.

Friedrich Auguſt war unterdeß als Auguſt II. in Krakau gekrönt worden. Sein unglücklicher Plan aber, das von den Schweden beſetzte Liefland zu erobern, veranlaßte im Jahre 1700 den dritten ſchwediſchen oder ſogenannten großen nordiſchen Krieg. Voll brennender Ruhmbegier nahm der tapfere abenteuernde König Karl XII. von Schweden den ihm zugeworfenen Fehdehandſchuh auf, verjagte die Sachſen aus Liefland, bezwang in kurzer Friſt ganz Polen, und ſchon am 12. Februar 1703 traf Auguſt II. flüchtend in Marienburg ein. Hier berief er einen Reichstag, zu welchem jedoch aus Preußen nur die Biſchöfe von Ermland und Kulm, die Wojwoden von Kulm und Marienburg und die Kaſtellane von Kulm und Elbing als polniſche Senatoren ſich einfanden. Doch Karl trieb bald alle wieder auseinander. Denn während der Reichstag noch die Mittel zur Fortſetzung des Krieges berieth, hatte er ſchon das ſächſiſche Heer bei Pultusk

geschlagen, Thorn erobert und geschleift, und erschien am 8. Dezember im Turchfluge in Marienburg, wo er selbst spät des Abends dem Bürgermeister, von diesem unerkannt, die Stadtschlüssel abforderte.

In Polen aber schlugen überall schon die Flammen des Bürgerkrieges auf. Unter dem Vorsitze des Kardinals und Reichs-Primas Radziejowski hatte sich dort die sogenannte Warschauer Conföderation gebildet, welche sich für Schweden erklärte und den bisherigen Woywoden von Posen, Stanislaus Leszinski, zum König ausrief, während das Wahlfeld mit 600 Schweden besetzt war und Karl selbst mit seinem Heere in der Nähe hielt. Sofort trat dem eine zweite, die Sendomirsche Conföderation entgegen, die für August II. war. Dieser hatte inzwischen zwar Warschau wieder erobert, allein Karl eilte ungestüm aus Preußen zurück, entsetzte die Stadt, verfolgte das sächsische Heer bis über die schlesische Grenze und brachte es nach mehreren Gefechten dahin, daß Stanislaus Leszinski am 4. October 1705 zu Warschau gekrönt und von August im Altranstädtischen Frieden anerkannt wurde.

König Stanislaus kehrte nun in sein zerrüttetes Reich, und zwar über Grodno nach Preußen zurück, und zog den 10. Juli 1708 mit vielen Kavalieren und 18 Karossen feierlich in Marienburg ein, wo er auf dem Mittelschloß vier Monate lang Hof hielt. Am folgenden Morgen ließ die Königin, wohlangekleidet im Bette sitzend, den Rath der Stadt zum Handkusse zu, von dem sie in lateinischer Rede bewillkommt wurde und gewohntermaßen ein goldstückenes Beutelchen mit 50 Dukaten empfing. Auch schrieb Stanislaus hier einen außerordentlichen Landtag aus, mußte aber wegen der fortdauernden Unruhen im October Marienburg wieder verlassen und zu der ihm ergebenen lithauischen Armee ferne

Zuflucht nehmen, während die Königin sich einstweilen nach Danzig begab.

Die äußerlich hergestellte Ordnung nämlich, ja selbst der Triumph eines freilich auf schwedischen Schilden erhobenen, eingeborenen Königs vermochten keineswegs die in rohem Dünkel, Eigennutz und getäuschten Hoffnungen wildzerfahrenen Gemüther zu bändigen. Die Sendomirsche Confoderation hatte vielmehr das schon früher von August II. angeknüpfte Bündniß mit Czar Peter eifrig wieder erneuert, und nun schwärmten, um die Verwirrung immer bunter zu machen, auch noch Russen im Lande umher, und Marienburg, im Mittelpunkt zwischen den reichen, alles Raubgesindel anlockenden Werdern, mußte abermals für Alles die Zeche bezahlen.

Schon im Jahre 1705 war es von dem Marschall der für August verbundenen Kron-Armee, Chomentowski, berannt worden. Die Bürgerschaft war zur Uebergabe bereit, allein ein schwedischer Hauptmann, welcher mit 80 Mann in der Stadt lag, wollte den ihm von dem Rath bewirkten freien Abzug nicht annehmen. Da drangen gegen 3000 Polen und Sachsen durch's Marienthor herein, das Schießen der Polen, das Angstgeschrei der sterbenden Schweden war, wie eine [illegible] schriftliche Chronik berichtet, entsetzlich anzuhören; dann stürmten die Polen, von den besonneneren Sachsen vergeblich auseinandergepeitscht, die Häuser, die Schweden wurden theils niedergehauen, theils mit ihrem tapferen Hauptmann gefangen, die Stadt aber zwei Tage lang geplündert.

Ein andermal (1709) machten Streifzügler von der Sendomirschen Confoderation zur Nachtzeit einen Angriff auf Marienburg. Sie schlichen über das Eis der zugefrorenen Nogat in das unbesetzte Schloß, überfielen die schwedische Thorwache und drangen nun aus dem Schlosse über den

Kirchhof gegen den Markt vor. Nun eilten indeß die Schweden auf's Vorschloß und leisteten dort so lange entschlossenen Widerstand, bis schwedische Hülfe aus Mewe eintraf.

Doch mitten in diesem Gewirre, in dem man kaum Freund und Feind zu unterscheiden vermag, wechselt schon wieder die Scene des tumultuarischen Trama's. Karl XII., welcher tollkühn die Sache auf die Degenspitze gestellt und wie ein verwegener Spieler die Kriegswürfel in das Moskowiter-Reich geschleudert hatte, war am 8. Juli 1709 geschlagen worden. Da fühlte plötzlich auch sein Schützling Stanislaus seinen Thron unter sich wanken, gab fortan alle Hoffnung auf und flüchtete mit den Schweden nach Pommern. Eben so rasch mußte auch in Marienburg die schwedische Besatzung den Polen und die polnische den Sachsen unter Goltz weichen, der als sächsischer Bevollmächtigter die Starostei und das ökonomische Amt übernahm.

Am 2. Juni 1710 aber kam August II. selbst, nachdem er auf dem Reichstage zu Warschau sich auf dem polnischen Throne befestiget, in Marienburg an. Er hatte die Reise zu Wasser gemacht, vor Marienburg stieg er ans Land und ritt eiligst durch die Stadt nach dem Schlosse. Ihm folgten seine Geliebte, die Gräfin Cosel, und ein Troß von einigen hundert Handpferden, Wagen und Mauleseln.

Für die erstere waren im Schlosse mehrere eigene Zimmer besonders eingerichtet worden, und es ist eine seltsame, fast bittere Ironie des Schicksals, die schöne leichtfertige Gräfin in denselben Gemächern ihre Schminkpflästerchen auskramen und mit Fächer und Reifrock einherrauschen zu sehen, wo einst der Hochmeister waltete und nur der ernste Tritt geharnischter Männer erklang. — Der lebensfrohe sinnlichkräftige König hatte im Schloß beinah drei Monate lang sein lustiges

Hoflager aufgeschlagen. Da wir jedoch diesen Aufenthalt eben durch keine bedeutende Staatsaktion bezeichnet finden, so mag hier eines der von ihm dort veranstalteten Feste, als ein lebhaftes Spiegelbild jener Zeit, die Lücke ausfüllen.

Es war dies nämlich ein großes sechstägiges Scheibenschießen nach neun verschiedenen Scheiben, wozu der König die noch von Winrich von Kniprode herstammende Schützen-Brüderschaft von Marienburg eingeladen hatte. In dem äußersten Schloßgraben nach dem Buttermilchsthurm hin waren das Schießhäuschen und besondere Zelte für den König, die Generale, Offiziere und Bürgerschaft aufgerichtet; hinter dem Thurm am Ziele aber saßen in einem schönen Zelte der Hofmarschall Reinbold, der Hofstallmeister Raquiz und der oberste Bürgermeister nebst einem Rathsverwandten als Kampfrichter, hinter jedes Schützen Namen die Nummer des Schusses vermerkend, die außerdem noch von dem Zieler in Courtisans-Kleidung mit einer Fahne angedeutet wurde. Auch der königliche Mohr mußte mitschießen, und da er als ein schlechter Schütze bekannt war, so ließ man, so oft er die Scheibe vorbeigeschossen, über derselben, zum großen Vergnügen des Königs, einen hölzernen Hasen, Fuchs oder Hahn erscheinen. Den Preis des ersten Tages, einen großen, gläsernen, schöngearbeiteten Pokal, gewann der marienburgische Chirurgus Wagner. Da erhob sich nun des Abends der Zug von dem Kampfrichter-Gezelt nach der Schießbude: zuerst der königliche Kämmerer, darauf zwei königliche Pagen, deren einer den Pokal, der andere einen neuen Teller mit Marzipan trug, ihnen folgten die Stadtmusikanten, dann kam ein königlicher Lakay, welcher eine Schüssel mit Sauerkraut und gekochter Wurst trug, neben ihm ein anderer mit einer irdenen Kanne Bier, und endlich die jüdischen Musikanten des Königs. Bei der

Schießbude wurde dem Wagner der Pokal mit ungarischem Wein gefüllt, den er auf des Königs Gesundheit austrinken mußte, dem aber, der den schlechtesten Schuß gethan, ward das Sauerkraut nebst Wurst und der Kanne Bier überreicht. — Diese lächerliche Prozession wiederholte sich an jedem Abende des Festes und nur die Preise wechselten. So bekam der Portenwirker Käser eine fette Sau mit sieben Ferkeln in einem mit einem eisernen Gitter versehenen Käfig auf Rollen, der ihm mit wohlklingendem Spiel der jüdischen Hofmusikanten nach Hause gebracht wurde. Nach völlig beendetem Schießen aber mußten diejenigen, welchen in allen Scheiben keinen Schuß hatten, ihre rechten Schuhe hergeben, die der König an die letzte Scheibe nageln und diese in dem Bürgerschießhause aufhängen ließ, in welchem sie sich bis zum Jahre 1807 befand, wo sie von den Franzosen sammt dem Schießhause vernichtet wurde. Der König selbst hatte sich bei dem Feste als ein wackerer Schütze erwiesen und unter andern eine silberne starkvergoldete Tabakdose gewonnen, die er der Gräfin Cosel schenkte; nicht so sicher muß die letztere gezielt haben, denn die Sage bezeichnete einen der angenagelten Schuhe als den ihrigen.

Schon am ersten Schießtage aber, ohne sich jedoch dadurch in seiner Lust stören zu lassen, erhielt August die Kunde, daß die Polen abermals den König Stanislaus und die Schweden ins Land gerufen. Auch war nach einem unerhört harten Winter, der über die Ostsee, die beiden Belte und den Sund eine Eisbrücke schlug und ganze Häuser mit Schnee bedeckte, in Preußen die Pest ausgebrochen und näherte sich immer drohender auch Marienburg, wo sie in diesem Jahre allein 1102 Menschen, den vierten Theil aller Einwohner, hinwegraffte. Der König zögerte lange, ihr zu wei-

chen; als jedoch zwei von seiner eigenen Dienerschaft daran starben, setzte er den bereits nach Marienburg ausgeschriebenen Landtag aus und begab sich zuerst nach Danzig und am 14. Dezember endlich nach Sachsen zurück.

Hinter ihm aber schlugen die empörten Wogen sogleich wieder in das alte Chaos zusammen. Neue Conföderationen sandten neue Schwärme nach allen Richtungen aus, und Marienburg wurde, obgleich der Krieg mit den Schweden diesmal in Pommern spielte, noch einmal der Tummelplatz sächsischer, russischer und polnischer Truppen. Wenig änderte es, daß der Friede mit Schweden im Jahre 1721 die Ruhe wenigstens äußerlich wieder herstellte; denn unbelehrt von der Erfahrung wählten die Polen nach August II. Tode (1733) von neuem zwei Könige, den oftерwähnten Stanislaus Leszinski und August III. Auch diesesmal mußte zwar der in vergeblicher Prätendentschaft ergraute Stanislaus seinem von russischen Heeren unterstützten Gegner, welcher auf dem Reichstage von 1736 allgemein als König anerkannt wurde, das Feld räumen, allein die innern Parteien wütheten gegen einander und gegen die Russen im Lande unaufhaltsam fort und versenkten das unglückliche Reich immer tiefer in die vollständigste Anarchie. Kein Wunder daher, daß die Russen dasselbe schon während des siebenjährigen Krieges als ein herrenloses Gut behandelten und, obgleich der polnische Staat bei diesem Kriege nicht betheiligt war, im Lande und namentlich zu Marienburg ihre fortdauernden Winterquartiere nahmen.

Auf solche Weise hatten die Polen endlich ihr Staatsschiff, das jeder nach seinem Kopfe steuern wollte, gründlich zerschlagen, es mußte an der eigenen Maßlosigkeit zerschellen. Am Ufer aber saßen die Nachbarn und übten das uralte

Strandrecht an den Trümmern; so entstand im Jahre 1772 die erste Theilung Polens zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen, wobei dem letztern Westpreußen mit Marienburg zufiel.

In dem vorbeschriebenen Zeitraume näherte sich das Schloß Marienburg immer mehr dem Verfalle. Schon seit dem ersten schwedischen Kriege hatten die westpreußischen Stände auf ihren Landtagen zu wiederholten Malen auf die Instandhaltung und stärkere Befestigung desselben gedrungen. Aber ihre Anträge blieben unbeachtet; die Starosten, nur auf ihren kleinlichen Vortheil bedacht, legten auf den Schloßumgängen und Wällen Gärten an und bauten gelassen ihren Kohl in den Festungswerken. Um so emsiger zerarbeiteten Wind und Regen die alten Zinnen und Mauern. Im Jahre 1696 stürzte der rechte Thurm in der Brückenschanze jenseits der Nogat, bald darauf der Brückenthor-Thurm an der Lorenzkirche zusammen, der erstere mit solcher Gewalt, daß er das Wasser im Graben weit über die nächsten Häuser hinausspritzte und die darin befindlichen Eiswächter erschrocken nicht anders meinten, als es habe die Nogat den Damm durchbrochen. Den Thürmen folgte endlich die unter dem Hochmeister Dietrich von Altenburg erbaute Zochbrücke, welche der starke Eisgang von 1735 zerstörte.

Besonders entstellt aber, ja fast alles Ansehens einer Festung beraubt wurde das Schloß dadurch, daß die Starosten seit dem 16ten Jahrhundert zunftlosen Ansiedlern gegen Bezahlung und eine jährliche Abgabe die Erlaubniß ertheilten, auf den Schloßgründen städtisches Gewerbe, Handwerke und Handel zu treiben. Vergebens that die Stadt, welcher

das Recht der Bannmeile geſetzlich zuſtand, wiederholten Einſpruch gegen dieſes willkührliche Verfahren. Die Staroſten befanden ſich zu wohl dabei und boten durch öffentliche Patente Jedermann Aufnahme und maßloſe Nahrungsfreiheit an. Da ſtrömten denn insbeſondere die ſogenannten Schotten herbei, ein Miſchvolk von Brabantern, Engländern und Schottländern, die, wegen religiöſer oder politiſcher Händel aus ihrem Vaterlande vertrieben, hauſirend gleich den Juden das Land durchſchweiften und es natürlich vorzogen, ihr Weſen lieber am Schloſſe fortzutreiben, als ſich den ſtädtiſchen Einſchränkungen und bürgerlichen Laſten zu unterwerfen. Erſt niſteten ſie ſich auf den vernichteten Feſtungswerken zwiſchen dem Schloſſe und der Nogat ein, bald aber wurde ihnen hier der Raum zu ſchmal und auch die nördliche, eigentliche Vorburg, immer weiter und weiter nach Südoſt hin mit Höfern, Krämerbuden, W.in-, Bier- und Branntweinſchenken überſchwemmt; ja, als im Jahre 1715 die marieburgiſche Oekonomie verpachtet wurde, richtete der Pächter dort ſogar eine öffentliche Wage und Jahrmärkte ein. Und ſo war denn nach und nach bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das ganze Schloß von einer ſchachernden Geſindelſtadt umzingelt und umqualmt, deren elende Häuſer die Burg, namentlich an der Nogatſeite, bis weit über die Fenſter der Erdgeſchoſſe hinaus mit dem Schmutze des Lebens verdeckten.

Doch auch außerdem wurde das Schloß in jener Zeit noch durch verſchiedene Anbaue nach Bedürfniß oder Laune mannigfach verunſtaltet. Die Jeſuiten, nachdem ſie vergeblich in der Stadt Grundſtücke anzukaufen verſucht hatten, führten im Jahre 1650 mit Benutzung des alten Pfaffenthurmes zwiſchen der Schloßkirche und dem ſüdöſtlichen Flügel des Mittelſchloſſes ein großes Gebäude, das ſogenannte Jeſuiten-

Collegium, auf, während ſie zugleich die Schloßkirche und die darunter befindliche Annenkapelle in Beſitz nahmen. Dem Jeſuiten-Collegium gegenüber, an die Nord-Ecke des hohen Schloſſes gelehnt, ſtand auf der Stützmauer des Erdumganges ein niedriges Haus und verſperrte den ehemaligen Zugang zu der Laufbrücke, welche auf dieſer ſüdweſtlichen Seite des hohen Schloſſes in die Stadt führte. Daher wurde zur Herſtellung der nothwendigen Verbindung nunmehr durch die beiden einander gegenüberſtehenden Thüren der St. Annenkapelle ein allgemeiner Durchgang eröffnet, der wohl manche Beſchädigung an den Verzierungen dieſer Eingänge veranlaßt haben mag. Als im Jahre 1737 der vorletzte marienburgiſche Staroſt von Rexin, mit Bewilligung der Jeſuiten, in dem hintern Theil der Annenkapelle ein abgeſondertes Erbbegräbniß anlegte, hatte man über dem neuen Gewölbe des letztern gleichzeitig einen Durchgang unter der Schloßkirche, die ſogenannte Bullerbrücke, eingerichtet und hiedurch die Paſſage durch die Kapelle wieder abgeſtellt. Auch längs des Grabens, welcher das Mittelſchloß vom hohen Schloſſe ſcheidet, war ein ſchlechtes langes Gebäude von Fachwerk aufgerichtet, indeß ſchon in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wieder abgebrochen worden. Am ungehörigſten und widerlichſten aber erwies ſich mit ſeinen Schnörkeln und halbrunden Dachzinnen ein plumper Ueberbau von zwei Stockwerken, welcher unten ein Wachthaus enthielt und den irgend ein Staroſt wahrſcheinlich um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts in dem Winkel, den des Meiſters Kapelle mit dem Konventsremter bildet, eingeflickt hatte.

Im Innern dagegen erlitt das Schloß ſelbſt ſeine früheſte Mißhandlung durch einen betrügeriſchen Schatzgräber. Henneberger macht darüber (freilich nach Simon Grunau)

folgende Mittheilung. „Anno 1493 wollt' Hans von Tiefen, der Hochmeister, seine Brüder in des Ordens Regin halten. Da entlief Bruder Bert von Rockenberg von Labiau mit eines Bauern Tochter, dem ließ er hart nachstellen. Er entkam auf das Schloß Marienburg, gab für, wie er in des Ordens Registern erfunden, wo groß Geld im Schloß vermauert und verborgen liege. Des wurden die Polen sehr froh, tiefen ihn das Schloß oben und unten zerhacken und zermürben und großen Schaden thun. Er ging auch in St. Annengruft, nahm etliche ganze Leiber heraus, zog ihnen die güldenen Ringe von den Fingern. Endlich merkten die Polen seinen Betrug, ließen ihn zur Staupe schlagen und eine Krone auf die Stirn brennen; wo er verblieben, das weiß man nicht." — Nicht besser erging es 1714 einem zweiten Schatzgräber. Dieser, ein sächsischer Soldat von der Besatzung in Elbing, verleitet durch eine alte Sage und vorgebliche Erscheinungen, wußte die Schloßobrigkeit für seinen Wahn so zu gewinnen, daß sie ihm selbst die Arbeiter dazu stellte. Da suchte er bald da bald dort, grub sich, häufig von den nachrollenden Steinen fast verschüttet, in hastiger Eile bis unter die Fundamente hinab und wühlte und wühlte, bis er in Wahnsinn verfiel und bald darauf im Kerker sich selbst das Leben nahm. Die Sache machte damals so großes Aufsehen, daß der Magistrat zu Marienburg eine eigene Druckschrift ausgehen ließ, um öffentlich zu zeigen, daß er an der Schatzgräberei keinen Theil habe.

Doch dieses waren nur kleine Vorspiele. Die gründliche Zerstörung, welcher die Burg anheimgefallen, begann mit dem Brande des hohen Schlosses im Jahre 1644. Ein polnischer Büchsenmeister, der wie gewöhnlich bei dem Fronleichnamsfeste vom Zinnenumgange aus Böllern kanonirt, hatte

in der Trunkenheit die brennende Lunte auf dem Boden vergessen; der Brand erfaßte und vernichtete das ganze Dach. Mehr aber vermochte er nicht an dem gewaltigen Baue, denn nicht nur alle Treppen waren ja steinern und alle Gänge und Zimmer gewölbt oder mit Ziegeln oder Fliesen gefurt, sondern auch alle Fensterköpfe und sogar die Fensterrahmen von Stein und Eisen. Allein was das Feuer verschont, verwirthschafteten die Starosten, denn das Haus blieb 60 Jahre hindurch unbedeckt, bis es endlich August II. bei seiner Anwesenheit in Marienburg leider allzuspät mit einem nothdürftigen Dache versehen ließ. Wind, Schnee und Regen hatten bereits das dritte Stockwerk verwüstet und das zweite hie und da beschädigt, die Zinnen waren längst verfallen, die Eckthürme auf der südwestlichen Seite, zum größten Theil auch die Bogengänge im Innern des Hofes stürzten allmählich ein. So theilten sich, bei der Gleichgültigkeit der Menschen, die Elemente in die preisgegebene Beute.

Das Mittelschloß war, wie bereits oben erwähnt, zum Sitz des Starosten und zur gelegentlichen Wohnung der Könige bestimmt worden, ein Umstand, dem wir zwar die wesentliche Erhaltung des Ganzen zu verdanken haben, welcher aber auch mancherlei verunglimpiende und verwirrende Umbaue veranlaßte. Die meisten der letzteren mußte sich die ehemalige Hochmeister-Wohnung, der jetzige eigentliche Königssitz, gefallen lassen, um sie, nach dem Kleinsinn und Ungeschmack der Zeit, den neuen Herren genehm und bequem zu machen. Da ward denn der alte ritterliche Eingang zu gering, die Gemächer oben zu hochmächtig befunden. Anstatt des alten Aufganges hatte man vom Hofe zum oberen Stockwerk eine Außentreppe an Meisters Kapelle angelehnt, diese aber nebst der daranstoßenden Schlafkammer des Hochmeisters

nachdem die Zwischenwand abgebrochen worden, in einen Hausflur verwandelt und dadurch das Andenken der Kapelle so gründlich verwischt, daß in der neueren Zeit nicht einmal eine Sage oder Vermuthung über ihr ehemaliges Dasein vorhanden war. In dem östlichen Theile des alten Hausflurs aber, sowie in Meisters Gemach hatte man die Gewölbe eingeschlagen und durch Balkenlagen und Fachwerkwände zwei Stockwerke mit niedrigen Zimmern und Holzdecken eingeklebt. Dasselbe Schicksal, wiewohl mit Verschonung des dort ungleich höheren Gewölbes, erfuhr Meisters kleiner Remter; hier waren die Zimmer, welche, der Sage nach, die Gräfin Cosel bewohnt hatte, so wie denn die Embleme eines dort vorgefundenen Kamins überhaupt darauf hindeuten, daß diese Verschlimmbesserung erst unter August II. vorgenommen worden. An den prächtigen Gang dagegen und an Meisters großen Remter (seit Casimirs Zeit der Königssaal genannt) wagte sich dazumal der Frevel noch nicht. Auch der Conventsremter, obgleich unbenutzt, blieb in seinen Ehren und Würden; nur einige Fenster wurden zugemauert und hier, wie in den übrigen Zimmern, die unterirdischen Heizungen abgestellt, deren Stelle überall große Kachelöfen einnahmen. Die beiden anderen Flügel der mittleren Burg aber, von den Starosten und deren Beamten bewohnt, hatten gleichfalls ihre Pfeiler, gewölbten Zimmer und Säle und im Wesentlichen die ganze alte Einrichtung bewahrt.

So war der Zustand des Schlosses zur Zeit der preußischen Besitznahme.

III. Die Zopfzeit.

1772.

Es war am 14. September dieses Jahres bei Anbruch des Tages, da vernahm man Trompetenklänge durch die scharfe Morgenluft; preußische Dragoner zeigten sich unerwartet vor dem Marienthore der Stadt. Die Schildwache der kleinen polnischen Besatzung zog den Schlagbaum herunter, als aber der vorderste Reiter sein Pistol auf den Polen anlegte, ließ dieser erschrocken die Kette los, der Schlagbaum hob sich wieder und die Dragoner, denen Generalmajor von Thadden mit einem Bataillon des Garnison-Regimentes von Sydow auf dem Fuße folgte, rückten rasch und unangemeldet in die überraschte, kaum erwachte Stadt und stellten sich auf dem Markte auf.

Sofort wurde nun der Conventsremter würdig ausgeschmückt und auf der Nordseite desselben ein Thron errichtet. Schon am 27. September waren die Abgeordneten der Landstände auf dem großen Platze der Vorburg versammelt und, nachdem sie hier durch eine Rede des evangelischen Predigers Witthold für die Feier des Tages vorbereitet worden, begab sich der Zug in den Saal zur Huldigung, welche der Oberburggraf von Rohde und der Oberpräsident von Tornhardt als Stellvertreter des Königs annahmen. Ein Herold warf neugeprägtes Geld unter die im Schloßhof versammelte Volksmenge aus und ein Festmahl in Meisters großem Remter beschloß die Feier. Zum Gedächtniß der letzteren aber hatte man eine Denkmünze ausgegeben, welche auf der Vorder-

seite das Brustbild des Königs und auf der Rückseite, wo dem Monarchen die Karte von Westpreußen huldigend überreicht wird, die Umschrift: Regno redintegrato fides praestita Marienburgi MDCCLXXII zeigt. Die große in Gold ausgeprägte erhielt die Stadt Marienburg, die sie in ihrem Archive dankbar aufbewahrt, der Conventsremter aber wurde seitdem der Huldigungssaal genannt. — Und so war denn Westpreußen, nach Jahrhunderte langer Trennung, mit dem stammverwandten, inzwischen zum Königreich erhobenen Ostpreußen wieder vereinigt und der Monarchie Friedrichs des Großen einverleibt.

Marienburg hatte durch die verschiedenen Wandelungen erst den Fürstensitz, jetzt auch die unter polnischer Hoheit behauptete Suprematie über die kleineren Städte verloren. Zum Ersatz und „um dessen Gewerbe zu fördern" erhielt es nunmehr ein ganzes Regiment Soldaten als festsitzende Garnison. Aber diese Gunst gegen die Gewerbe schlug zu künstlerischer Unkunst aus. Die zahlreiche Mannschaft wollte untergebracht, die arme Bürgerschaft mit Einquartierung verschont sein. Es konnte daher nach damaligem Gedankenzuge nicht fehlen: das zunächst gelegene hohe Schloß wurde ohne weiteres zur Kaserne verarbeitet. Indeß ging man dabei, wenn auch eben nicht mit Pietät, so doch noch immer mit einer gewissen Mäßigung zu Werke, die sich auf das wirkliche Bedürfniß beschränkte; und in der That, der einstige Sitz soldatischer Ritter und jetzt der Zwinger einer ritterlichen Soldateska waren einander so gar fremd nicht. So wurden denn das alte Thor nach dem Mittelschloß hin, der Bogengang, der im zweiten Stock der nordöstlichen Seite vom Kapitelsaal zur Kirchthüre führte, inmitten des Schloßplatzes der herrliche Brunnen, desgleichen überall die vorhandenen

Gewölbe diesmal noch verschont und nur, wo diese bereits eingestürzt waren, Balkenlagen zu den neuen Zimmern gelegt; ja man ließ sogar die inneren, größtentheils bis auf den Boden verfallenen Bogengänge im untersten Stocke neu wölben und die Mauer auch im zweiten Stocke mit Bogenhallen aufführen, nicht ahnend, welche saure Mühe man damit den künftigen Zertrümmerern bereitete. Nur in dem großen schönen Kapitelsaale hatte man den Polen das Kunststück nachgemacht, ihn, wiewohl auch hier mit Bewahrung des Gewölbes, durch eingezogene Balken in zwei Stockwerke zu zerlegen, und „da gab es denn, wie gerühmt wird, gar schöne Zimmer für die Herren Offiziere". Gleichzeitig wurde an der Südwestseite des Schlosses ein großes Thor mit modernen Verzierungen nebst einer Durchfahrt nach der Stadt hin angelegt, dem ganzen Baue aber äußerlich durch einen neuen Anwurf, durch das Vermauern der Schießscharten und alten Fenster sowie durch die Regelmäßigkeit der neuen für immer sein alterthümliches Aussehen genommen.

Die wenigste Veränderung erlitt das Mittelschloß. In dem südöstlichen und nordöstlichen Flügel desselben zogen die polnischen Beamten ans und General, Oberst und Stabsoffiziere ein. Der eigentliche Prachtbau, die Hochmeisterwohnung, blieb unbenutzt in dem verzwickten konfusen Zustande, wie ihn die Polen hinterlassen; nur das erste Kellergeschoß ließ man zu Gefängnissen einrichten, das zweite gänzlich verschütten und unzugänglich machen. Die weiten luftigen Hallen des Conventsremters dagegen wurden in ein Exerzierhaus für die Besatzung verwandelt und zu diesem Behufe der freilich damals schon verfallene Brunnen vor dem Eingange zerstört, dieser Eingang breiter und höher ausgehauen, im Remter selbst aber die steinernen Sitzbänke weggebrochen, mehrere Fen-

ſter vermauert und die Flieſen vom Boden aufgenommen, welche einer ſoliden Sanddecke Platz machen mußten. Auch die anſtoßende große Conventeküche, in der noch der Huldigungsſchmaus zubereitet worden war, mußte ſich zu einem Pferde- und Kuhſtall umgeſtalten laſſen, welchem zum Trotz das Gewölbe darunter dennoch fortgedauert und bis auf den heutigen Tag ſich erhalten hat. Indeß ſchien der Remter bei ſeiner unverhofften neuen Beſtimmung denn doch gar zu luftig werden zu wollen, und die Regiments Commandeurs klagten dringend und wiederholt, daß die Fenſter offen ſtünden und das Dach dem Einſturz drohe.

Schon war Plan und Anſchlag fertig, wonach mehrere Thürme und insbeſondere auch der ſchöne Giebel an der Nordecke des Schloßes, ſo wie die Mauern und Zinnen des Vertheidigungsganges unter dem Dache abgebrochen werden ſollten. Allein Friedrich der Große erklärte, wie in einer Erleuchtung, „daß er keinen Pfennig dazu hergeben könne.“ und ſo wurde die heimtückiſche Reparatur abgewendet und der Saal für die Nachwelt gerettet.

1785.

Indeß war dem Schloſſe die härteſte Belagerung, die es jemals erlitten, ſchon bereitet. Der Geiſt der Zeit unterwühlte und umzingelte es mit ſeinen Minen und Approchen, wie ein Maulwurf, immer näher und enger. Wir meinen jenes philiſterhafte Utilitätsſyſtem, das keinen Waſſerfall duldete, wenn er nicht wenigſtens eine Mühle trieb, das die Schönheit nur als einen ſehr überflüſſigen Schnörkel der ſogenannten öffentlichen Wohlfahrt begriff und dem aller Genius, weil er ſich nicht ſofort bei dem klappernden Räderwerk

der Staatsmaschine applicirte, überall hinderlich im Wege stand. Ihm war besonders des Hochmeisters großer Remter, der sich's noch immer herausnahm auf seine eigene Hand in müßiger Herrlichkeit zu prangen, schon lange ein Aergerniß gewesen, und hier feierte es denn auch zunächst seinen kostbarsten Triumph.

Die Veranlassung dazu mag wohl ein unterm 1. Januar 1785 wiederholter Befehl Friedrichs des Großen an die marienwerderische Kammer gegeben haben, wonach die vielen in Marienburg wüste liegenden Häuser durch anzusiedelnde brauchbare Leute neu aufgebaut werden sollten. Es ist klar: weder Sinn noch Worte dieses Befehls deuten auf das Schloß, sondern auf die Bürgerhäuser der Stadt. Allein den Ankauf dieser wüsten Baustellen fand man für den Zweck zu theuer, das Schloß dagegen stand wehrlos in seiner Kostenlosigkeit und war freilich auch schon wüste genug.

Und so sehen wir denn bald die Kammer arbeitsselig Hammer, Brecheisen und Haue schwingen. Von der Höhe des kurzen Vorsprungs, den Meisters großer Remter nach Nordwesten bildet, fliegen zierrathen, eingefaßte Kalksteine und große Steinmassen mit solcher rücksichtslosen Vehemenz herab, daß sie des nächstgelegenen Hauses Dach, Fenster, Thüren und ganze Wandflächen zerschmetterten. Aber die modernen Vandalen ruhen und rasten nicht in ihrem fanatischen Eifer; der lustige Kranz mit seinen Brustwehren, Zinnen und zierlichen Eckthürmchen wird abgebrochen und dem Ganzen, als schämten sie sich dennoch ihres Werkes, ein flaches Dach, wie ein breitkrämpiger Quakerhut, über das kahle Haupt gestülpt.

Im Innern des Saales aber nesteln sie, nach der bereits stereotyp gewordenen Manier, wiederum durch eingeschobene

Balkenlagen rings um den Pfeiler in der Mitte zwei Stockwerke übereinander, in jedem Stock vier Zimmer und ein geräumiges Vorhaus, zu Wohnungen für Baumwollenweber. Das Gewölbe bleibt verschont, Kamin und Schenkbank aber werden vermauert und die Kalkſtein-Platten der Scheuke und der Fenſter ſo wie die Fenſterköpfe ausgeriſſen und zu Kalk verbraucht. Gleichzeitig, um die neue Anlage mit der älteren polniſchen in würdige Verbindung zu bringen, werden die Gewölbe in Meiſters Stube eingeſchlagen, ſämmtliche Gelaſſe der ehemaligen Hochmeiſter-Wohnung aber den Induſtriöſen eingeräumt, und in den Hallen, wo einſt Winrich von Kniprode ſeine Tafelrunde hielt und König Jagiel auf des Ordens Pfeiler, den großen edlen Planen, zielte, ſchnurrten, ſauſten und klippten nun geſchäftige Webeſtühle.

Allein die Sache hatte keinen ſonderlichen Segen. Von den angeworbenen geſindelhaften Webern, nachdem ſie in den Prachtſälen alle großen Erinnerungen gründlich verwohnt und verwirthſchaftet hatten, waren bald mehrere fortgelaufen; ein Theil der Zimmer, die niemals alle von Fabrikanten bewohnt geweſen, wurde wiewohl vergeblich meiſtbietend zur Miethe ausgeboten, und ſchon im Jahre 1788 ſah ſich der Staat genöthigt, das ganze Unternehmen wieder aufzugeben, welches demnächſt noch einige Zeit von einem menonitiſchen Krämer auf eigene Rechnung fortgeſetzt wurde, während man aus dem in Meiſters großem Remter zugerichteten Bienenkorbe drei Zellen für eine Armenſchule und eine zur Spinnſtube beſtimmte.

1801.

Das neue Jahrhundert, das in ſeinem ungeſtümen Aufgange ſchon ſo vieles Alte niedergeworfen, ſollte nun endlich

auch die Vernichtung Marienburgs vollenden. Das Schloß, so verstümmelt es auch schon war, bot noch immer neue Anfechtungen, weckte noch immer neue Gelüste, und so wurde denn jetzt, um dort eine Kaserne überflüssig zu machen, die bisherige Besatzung Marienburgs bedeutend verringert, die noch übrige Mannschaft in der Stadt untergebracht und das Schloß zu einem Kriegs-Magazin verurtheilt.

Diesmal ging man schon kühner und großartiger an's Werk. Was der gefräßige Zahn der nächsten Vorzeit irgend noch unbenagt gelassen: alle Gewölbe im hohen Schlosse, selbst die des Kapitelsaals und im Erdgeschosse, der an der Nordostseite vom Kapitelsaal zur Kirchenthüre führende Bogengang, die beiden runden Granitpfeiler, die ihn trugen, sowie die uralte Thorthüre an der Nordecke, im Mittelschlosse aber sämmtliche Gewölbe, Säle und Zimmer des südöstlichen und nordöstlichen Flügels, die kleine zierlichgewölbte Bartholomäus-Kapelle an der Südecke im innern Schloßhofe, der bis an den Graben hervorspringende Theil des Schloßthores an der Nordostseite und der achteckige Thurm in der Nordecke am Schloßgraben — dies alles wurde zertrümmert und zu Schüttböden für Mehl, Salz und Getreide eingerichtet. Auch die alte Lorenzkirche in der Vorburg ward zu gemeinem Gebrauch verkauft und die dabei befindliche Begräbnißstätte geebnet. Ja, der Oberbaurath Gilly hatte sogar den Vorschlag gemacht, das hohe Schloß und das Mittelschloß ganz abzubrechen, um aus den alten Ziegeln ein neues Magazin herzustellen, ein Plan, der lediglich an einer künstlich balancirenden Berechnung der Mehrkosten des zu umfangreich projectirten Neubaues scheiterte. Doch — wunderliche Zeit der Verwirrung — während der alte Gilly über seinem Zerstörungsplane brütet, sitzt sein Sohn auf den Trümmern, um noch

in aller Geschwindigkeit die ursprüngliche Schönheit des Schlosses, bevor es gänzlich zerstört, für die Nachwelt aufzuzeichnen und diese Zeichnungen des leider zu früh verstorbenen talentvollen Architecten, welche demnächst durch das bekannte Frickesche Kupferwerk über Marienburg veröffentlicht wurden, haben auch wirklich zum erstenmale die Aufmerksamkeit der Mitwelt auf die versinkende Herrlichkeit gerichtet.

Dieser Verwüstung waren, außer den gewaltigen Mauern des Schlosses selbst, nur noch die Schloßkirche mit dem großen Marienbilde in ihrer äußeren Vertiefung, die Annen-Kapelle, der Schloßthurm, der geschmückte Eingang in die Schloßkirche und einige Verzierungen von bunten Ziegeln in den Mauern entgangen. Der eigentliche Prachttheil aber, die Hochmeisterwohnung, blieb auch diesmal in seinem derzeitigen jammervollen Zustande, nur wurden jetzt das Proviantamt und die Wohnungen der Magazinbeamten dorthin verlegt, und schon im Jahre 1804 waren über den überall überschütteten Kellergeschossen die neuen Speicher gefüllt. Das Ziel war also erreicht und allein an ausgebrochenen Fliesen eine Beute von 16,500 Stück gewonnen; aber das Einschlagen der Gewölbe und die Einrichtung der Schüttungen hatte so bedeutende Summen gekostet, daß dafür, wie die noch vorhandenen Anschläge nachweisen, allerdings ein gleich großes Magazin neu erbaut werden konnte, wenn man beide Schlösser unangetastet ließ. So schlug das schadenfrohe Zahlen-Teufelchen seinen Gönnern unversehens ein Schnippchen, für das zerstörte Schloß nur unnütze Schmach bietend.

Un diese Schmach blieb nicht aus. Schon gleich im Anfange des Magazinbaues hatte dieses rücksichtslose Ausweiden der Gemäuer mancherlei Gerede und Kopfschütteln veranlaßt. Erst im Jahre 1803 aber scheint ein scharfrügender, vor

Max von Schenkendorf verfaßter Aufsatz in No. 136 des Freimüthigen (eines damals vielgelesenen Blattes) den Staatsminister Freiherrn von Schrötter, welcher die ganze Verwüstung angeordnet, über die Bedeutung seines Beginnens die Augen geöffnet zu haben. Für das Große empfänglich, wie er immerdar gewesen, und nun fast erschreckt und überwältigt von der plötzlichen neuen Ueberzeugung, war auch seine Umkehr rasch und entschlossen genug. Er gebot sofort mit der weiteren Zerstörung einzuhalten, ja der König selbst befahl mittelst Kabinets-Ordre vom 13. August 1804, daß für die Erhaltung des Schlosses, als eines so vorzüglichen Denkmals alter Baukunst, alle Sorge getragen werden solle. Aber es war zu spät. Nur der schöne Giebel an der nordwestlichen Seite des Mittelschlosses konnte noch gerettet werden. Auch hier zwar waren, um ihn niederzureißen, mit unsäglicher Mühe die Verbände schon gelöst und um alle Spitzen und Ecken die Stricke geschlungen, als jenes unerwartete, Allen unbegreifliche Verbot anlangte. So aber, das war Allen klar, konnte die Wand nicht eine Stunde länger verbleiben; jeder Windstoß drohte der Schwankenden den Einsturz und den Stürmern die unangenehmste Verantwortung. Da wurde denn eiligst und mit nicht geringerer Mühsal die ganze Nacht hindurch bei Fackelschein geklammert, gehoben und gerichtet, und am Morgen prangte der Giebel wieder in seiner alten Herrlichkeit und steht noch bis zum heutigen Tage.

Zwar beabsichtigte Schrötter nun sogar eine Wiederherstellung der noch erhaltenen Schloßtheile, und es mußte die Restauration von Meisters großem Remter, sowie die des Conventsremters veranschlagt werden. Allein noch fehlte überall Sinn, Verständniß und der rechte Wille: die betheiligten unteren Baubeamten, in ihren gewohnheitsfaligen Hand-

werker-Neigungen unbequem gestört, erhoben absichtliche Schwierigkeiten, und so lief der ganze gutgemeinte Versuch endlich darauf hinaus, daß im Jahre 1806 die Dächer auf dem Conventsremter und der Hochmeisterwohnung ausgebessert, der Bau aber schon im Herbste wieder eingestellt und wegen des inzwischen ausgebrochenen Krieges auch nicht weiter fortgesetzt wurde.

Wir aber wollen über den in ihrer Art sehr ehrenwerthen Männern, welche Hand ans Schloß gelegt, nicht unbillig den Stab brechen. Jede Generation hat ihren eigenthümlichen Aberglauben, und in ihrer Zeit befangen, die nicht begreifen konnte, daß Poesie dem Volke so nützlich sei, als Mehl oder Speck, glaubten jene ohne Zweifel ehrlich, das Rechte zu thun. Diese Zeit der hausbackenen Nützlichkeit jedoch müssen wir allerdings als eine durchaus prosaische und trostlose bezeichnen, und am wenigsten fanden wir uns veranlaßt, das, was sie verschuldet, zu verbergen oder zu bemänteln, zumal nachdem König und Volk den Frevel anerkannt und, soviel an ihnen stand, hochherzig vor aller Welt wieder gutgemacht haben.

1807.

Doch die Zeit wurde nun durch unermeßliches Unglück gewaltsam aufgerüttelt. Alle Nützlichkeits-Theorien hatten sich als unnütz erwiesen und die Ungewitter der Weltgeschicke gingen, um die dicke dumpfe Luft zu reinigen, zündend und weckend über das erschrockene Land.

Auch Marienburg erblicken wir wieder inmitten der französischen Heereszüge vom Jahre 1807, durch seine Lage, seine ehemaligen Festungswerke, durch die weitläufigen Gelasse seines Schlosses und die Belagerung des nahen Danzig unab-

wendbar in den Wirbel der verheerenden Ereignisse hineingerissen. Schon im Februar des gedachten Jahres erhielt es die erste feindliche Besatzung und blieb bis nach Beendigung des Krieges von französischen Truppen besetzt, die von den benachbarten fetten Werdern behaglich zehrten. Die willkommene Einrichtung des hohen Schlosses wurde auch von ihnen zum Kriegs-Magazin, das Mittelschloß aber als Lazareth benutzt und der Conventsremter insbesondere erst zur Werkstatt für Zimmerleute, dann in einen Pferdestall und zuletzt gleichfalls in ein Militär-Hospital verwandelt, während in den untersten Gewölben desselben die Feldschmiede arbeiteten. Ja selbst die Schloßkirche und die Annen-Kapelle mußten zur Aufbewahrung der Lazareth-Bedürfnisse ausgeräumt werden, und damit der Pariser Beischmack nicht fehle, wurde geschwind ein Bethaus in der Stadt zu einem französischen Schauspielhause eingerichtet.

Draußen aber suchten sie gleich nach ihrer Ankunft die alten schwedischen Wälle wieder auf, welche gänzlich verfallen und größtentheils in Gärten verwandelt waren. Ihre Wiederherstellung beschäftigte über 3000 Menschen, die von der Stadt und Umgegend gestellt werden mußten. Manche nahgelegene Besitzung wurde zerstört, auch der Mühlengraben, wie in der Ritterzeit, durch Stauung, Ueberfälle und Schleusen zur Füllung der äußeren Gräben wieder benutzt und jenseits der Nogat ein Brückenkopf angelegt. Allein Napoleon, welcher im Laufe dieses Krieges zweimal Marienburg besucht und Stadt und Vorstädte prüfend umritten hatte, verwarf die bereits weitvorgerückten Arbeiten. „Man habe sich da nur im Fortifiziren geübt und es sei thöricht, mitten zwischen Häusern Verschanzungen anzulegen," äußerte er und ordnete sogleich selbst eine umfassendere, die alten Schweden-Schanzen

wieder aufnehmende Befestigungslinie außerhalb der Vorstädte an. Es sollten zu diesem Zwecke alle Häuser längs der Nogat vom schiefelichten Thurm bis zum Marienthore, also das ganze Vorschloß nebst der gesammten Wasserseite der Stadt abgebrochen und die alte Mauer mit Bewallung wiederhergestellt werden, welches alles jedoch auf die dringende Vorstellung der städtischen Abgeordneten nie zur Ausführung kam.

Wenig Erleichterung verschaffte es übrigens der Stadt, daß bald darauf die Franzosen ganz in der Nähe, beim Dorfe Liebenthal den Vorstädten entlang, ein Lager bezogen; denn die Lieferungen verdoppelten sich und die gefährliche Nachbarschaft ließ es an ungestümen Besuchen, auch wohl gelegentlichen Plünderungen nicht fehlen. Ja selbst der am 9. Juli 1807 zu Tilsit endlich abgeschlossene Friede brachte noch keine Ruhe. Die Durchmärsche dauerten fort, die Einquartierungen wurden immer zahlreicher, die Anforderungen der Abziehenden immer übermüthiger und unerträglicher. Von den vielfachen Vexationen, denen Marienburg bei diesem Abzuge ausgesetzt war, hier nur ein Beispiel. Die Stadt mußte, alles Sträubens ungeachtet, ihre eigene Brücke über die Nogat einem französischen Marschalle mit 1050 Thalern abkaufen, sodann wegen derselben, wenn sie ihr gelassen werden sollte, sich mit einem andern französischen Generale noch einmal abfinden, und zuletzt wurde dieselbe Brücke von den Franzosen dennoch weggenommen und nach Danzig abgeführt.

Erst am 22. November 1808, nach einer fast zweijährigen Zwingherrschaft, erfolgte die endliche Räumung der Stadt. Kaum hatte die Fähre mit den letzten Franzosen das jenseitige Nogatufer erreicht, da ertönte es vom uralten Rathhaus-Thurme: Nun danket alle Gott! und noch am Abend desselben Tages

vereinigte sich die gesammte Bürgerschaft in freudiger Aufregung zu einem wahrhaften Volksfeste.

Noch einmal jedoch sollte sich das Schauspiel mit allen seinen Drangsalen wiederholen. Das große französische Heer wälzte sich im Jahre 1812 abermals über Marienburg gegen Rußland hin; die seit 1807 wieder verfallenen Schanzen wurden eiligst von neuem aufgenommen, das hohe Schloß wurde wieder Magazin, das Mittelschloß wieder Lazareth. Dahinten aber über ganz Deutschland wogt' und blitzte es, bunt und in allen Sprachen schallend, wie eine soldatische Völkerwanderung; es war auf die Eroberung eines Welttheils abgesehen. — Doch Gott hatte es anders beschlossen.

IV. Die Wiederherstellung.

Jede denkwürdige Ruine hat ihren frommen Hüter. Auch die Marienburg war in dieser Hinsicht wohlbedacht. Dr. Häbler, fast ein Menschenalter hindurch evangelischer Prediger der Stadt, machte es zur Aufgabe seines Lebens, mit beharrlicher Liebe und Treue die Geschichte des Schlosses, seine früheren Zustände und Verwandlungen zu erforschen. Manches hatte er vor seinem Verfalle noch selbst gesehen und trug durch sorgfältige Nachfrage bei den ältesten Einwohnern und durch unermüdliches Sammeln und Vergleichen längstvergessener Handschriften wesentlich dazu bei, das Dunkel, welches über den öden Räumen schwebte, aufzuklären. Das sehr reiche und jedem Geschichtsschreiber Preußens unentbehrliche Ergebniß seiner Forschungen, Auszüge aus alten Urkunden,

Chroniken und darauf gegründete eigene Ansichten und Combinationen hat er im hohen Alter in acht handschriftlichen Bänden niedergelegt, welche im Schloßarchive aufbewahrt werden. Viele, die damals das Schloß besucht, werden sich des zuverlässigen Führers durch das verworrene Labyrinth der Hallen und Gänge noch dankbar erinnern. Sein Andenken — er starb im Jahre 1842 und hatte also noch die wohlverdiente Freude, die Herstellung zu erleben — ist durch ein gemaltes Fenster in Meisters Stube geehrt worden, welches mit einer auf ihn bezüglichen Inschrift die großentheils nach seinen Entdeckungen restaurirte Façade des Schlosses darstellt.

Allein er war mit seinem Wünschen und Hoffen lange einsam und unbeachtet geblieben. Zwar wurde auf Veranlassung des erwähnten Schenkendorffschen Aufsatzes schon vor dem Jahre 1806 die Wiederherstellung des Baues angeregt; aber das hereinbrechende Kriegesunglück hatte keine Zeit zu solchen Gedanken. Nachdem aber folgte jene tiefe dumpfe Gewitterschwüle, eine heimlich arbeitende Zeit ernster Einkehr in sich selbst, äußerer Armuth und inneren Reichthums. Das goldene Kalb materieller Macht, das sie so lange angebetet, lag zerschmettert; sie mußte sich nach andern Göttern umsehen, vor Allem aber mußte man erst den wankenden Boden sichern, bevor man darauf baute.

Da griff plötzlich Gottes Hand allmächtig ordnend durch die ziehenden Verhängnisse. Im Brande von Moskau leuchtete das blutige Morgenroth einer neuen Zeit mahnend herüber. Das große französische Heer, welches noch vor kurzem so übermüthig durch Marienburg gezogen, wankte einzeln, in Lumpen, von Fiebern schauernd, der fernen Heimat zu und bettelte um die Barmherzigkeit seiner Feinde. Eine ungeheure Ahnung flog über ganz Deutschland. Das Land Marien-

burgs aber hatte den Umschwung der Geschicke zuerst gesehen und von hieraus flammte jene hinreißende Begeisterung auf, die mit ihren Freiwilligen und Landwehren alle deutschen Völker zu einem Siegesheer verbrüderte.

Dieser Sieg aber hatte, außer den Franzosen, auch den innern Feind, der jene einst in's Land gerufen, überwältigt. Deutschland hatte, fast überrascht, sich selber wiedererkannt, und die Herzen, einmal vom Hohen berührt, wurden auch für die großen Erinnerungen der Vorzeit und die Denkmale, die von ihnen zeugen, wieder empfänglich. Man erkannte, daß es kein Vorwärts gebe, das nicht in der Vergangenheit wurzele, daß der Stammbaum jedes neuen Gedankens in der Geschichte, den Gesinnungen und Irrthümern der vorübergegangenen Geschlechter nachzuweisen sei, und man sehnte sich überall nach einem dauernden Symbol dieser neuen Ueberzeugungen und Zustände. Aber es wäre, wie anderswo, so auch in Preußen bei der fruchtlosen Sehnsucht und Alles nur ein schöner märchenhafter Traum geblieben; — da wies auf einmal ein Mann, der schon manchen Gedanken entzündet, auf das rechte Stammhaus preußischer Größe und Bildung, auf die verlassene Marienburg hin.

Der damalige Oberpräsident, später Staatsminister von Schön war es, der auf seiner Durchreise durch Marienburg im Jahre 1815 den alten erhabenen Burggeist in seiner ganzen Bedeutung erkennend, den ersten Gedanken leuchtend und zündend in jenes ungewisse Volksgefühl warf, den Gedanken, im Stein für alle Zeiten zu bekunden, wie der treuen Eintracht zwischen Herrscher und Volk die wunderbare Macht gegeben, das ewig Alte und Neue aus dem Schutt der Jahrhunderte verjüngend wieder emporzurichten. Mit leerer Hand, aber im hochherzigen Vertrauen, daß alles Große

und Rechte sich immer selber Bahn schaffe, ging er getrost an's Werk, überpfeilerte muthig manche kleinliche Ungunst, zweifelsüchtige Gleichgültigkeit und alle die Nachzügler der schlechten Zeit, und hat in dem wiederhergestellten Riesenbau, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet.

Auf seine Veranlassung wurde sofort der Architekt Costenoble aus Magdeburg, der sich durch die Herausgabe eines Werkes über die Prinzipien der altdeutschen Baukunst rühmlich ausgezeichnet hatte, nach Marienburg berufen, wo er im Jahre 1816 das Schloß besichtigte, um zu dessen Wiederausbau sachgemäße Vorschläge zu machen. Es konnte hierbei, wie sich von selbst versteht, nur das eigentliche Prachtschloß, d. h. der nordwestliche Flügel des Mittelschlosses, in Betracht kommen, denn die beiden andern Flügel des letzteren, so wie das ganze hohe Schloß, wo man, wie wir oben gesehen, alle Gewölbe bereits zertrümmert hatte, waren nicht mehr zu retten. Die ursprünglich beabsichtigte Wiederherstellung sollte demnach auch nur den in jenem Flügel enthaltenen Conventsremter, die Wohngemache, den großen und kleinen Remter des Hochmeisters, die darunter belegenen Kellergeschosse, sowie die Dächer, Mauern, Fenster, Thüren, äußeren Verzierungen und endlich die Schloßkirche nebst dem daranstoßenden Thurme umfassen. Der Staat trat hochherzig an die Spitze des Unternehmens. Der Plan wurde höchsten Orts genehmigt und zu dessen Ausführung als erste Spende vorläufig eine aus dem Verkauf einiger französischen Militär-Effekten in Danzig übriggebliebene Summe von 9,255 Thlr. bewilligt.

Mit so geringen Mitteln schritt man nun frisch zur That. Am 3. August 1817, dem Geburtstage des Königs, wurde

die Wiederherstellung begonnen, nachdem das Schloß seit vollen 360 Jahren aufgehört hatte, Sitz der Hochmeister zu sein. Der Geheime Regierungsrath Hartmann, damals Regierungs- und Baurath in Danzig, übernahm die Leitung des Ganzen, und seiner technischen Einsicht, der gewissenhaften Treue, womit er jede historische Spur unverdrossen verfolgte, gebührt ein sehr bedeutender Antheil an dem Ruhm des Werkes.

Jedes tüchtige Unternehmen hat seine fröhliche Jugend. Und so möchten wir auch die Anfänge dieses Baues bezeichnen; jene ahnungsvolle Spannung, womit, wie in einem Bergwerke, die wackeren Steiger bald da, bald dort anklopfend und schürfend, sich in den dunkeln reichen Schacht der Vorzeit vertieften, jene ursprüngliche Freude und Lust am Entdecken, wenn bald ein uraltes Fenster oder Bodengetäfel unerwartet zum Vorschein kam, jetzt ein schlanker Pfeiler aus seiner hundertjährigen Verwünschung erlöst wurde, wenn an Wänden und Gurtbögen halbverblichene Gemälde und fromme Sprüche wieder auftämmerten und endlich die verworrenen Lineamente des wüsten Chaos sich allmählich zu überraschender Größe und Pracht ineinanderzufügen und zu gestalten schienen.

Mit dem Erfolge aber, wie in allen menschlichen Dingen, wuchs auch von Tag zu Tag die allgemeine Theilnahme und Begeisterung. Da hieß es nicht vergeblich: Freiwillige vor! Der Gerichtsdirektor Hüllmann, mit Hülfe des Prediger Häbler, übernahm die Sorge des Bauherrn, der Proviantmeister die Oberaufsicht über die Arbeiter, der Bürgermeister Hüllmann die Kasse. Zu Materialien- und Bauaufsehern aber hatten sich andere geeignete Leute gefunden; und dies alles unentgeltlich, so daß — ein bekanntlich gar seltener Fall

— die Sätze des Bauanſchlages bei weitem nicht erreicht wurden. Schon hatte der Bau in Deutſchland Aufſehen erregt und vielfachen Beſuch von Fürſten, Gelehrten und Künſtlern nach Marienburg gelenkt, welche dem Werke öffentlich ſein Recht wiederfahren ließen, unter ihnen damals am kräftigſten der Architekt Moller in Darmſtadt. Immer raſcher und ausgebreiteter wurde die Bewegung. Die Stände von Oſtpreußen und Litthauen beſchloſſen auf dem General-Landtage zu Königsberg, ſich zu Beiträgen zu vereinigen und auch die Städte dazu einzuladen. Von allen Seiten, von Einzelnen jeglichen Standes, von Familien und Corporationen liefen Anerbietungen ein; ein jeder wollte helfen.

So war es denn bald nöthig geworden, in dieſe volksthümliche Mitwirkung eine grundſätzliche Ordnung zu bringen. Seinen urſprünglichen Gedanken feſthaltend, war Herr von Schön der Meinung, jedes Volk müſſe wie Alt-England ſein heiteres Weſtmünſter haben, wo der König Patron und alle Edlen des Volkes zu Hauſe ſeien. Und nicht leicht konnte irgend ein Bau hiezu ſich würdiger eignen, als die erhabene Marienburg, da ſie in jedem Betrachte königlich war, da ſich an ſie alle großen Erinnerungen des Landes knüpften, gleichſam das geiſtige Ahnenhaus der Preußen, der Horſt des ſchwarzen Adlers. Um aber jeden Preußen darin wahrhaft heimiſch zu machen, ſollte ſich keiner mit bloßem Zahlen abfinden dürfen. Die gewöhnlichen Subſkriptionen, nur zu häufig ein eitel Spiel der Oſtentation, wurden vorweg abgelehnt; nur die That ſollte gelten. Jeder, dem es Ernſt war mit der Sache, jede Stadt, Corporation, Familie oder nach Umſtänden auch mehrere gemeinſchaftlich, konnten die Herſtellung eines beſtimmten Theils des Werkes, eines Gemachs, Gewölbes, Pfeilers oder Fenſters auf eigne Koſten

übernehmen und durften ihre ehrenhafte Theilnahme durch Inschriften, Wappen oder sonstige angemessene Embleme an dem Baue selbst für die Nachkommen bekunden. Es bedarf indeß wohl kaum der Erwähnung, daß hierbei alle Willkür ausgeschlossen blieb und der von der leitenden Behörde für den Wiederausbau vorgezeichnete Plan von den Mitwirkenden auf das genaueste befolgt werden mußte, indem der Baumeister Jedem das Werk vorschlug, welches mit dem dargebrachten Scherflein ausgeführt werden konnte. Der König übernahm das Dauernde, das Fundamentale: die Erhaltung des Ganzen, sein Volk den Ausbau und den Schmuck. Denn nur Eingeborene wurden, der Grundidee getreu, zur Theilnahme zugelassen; für Ausländer bedurfte es besonderer königlicher Genehmigung. — Und so erhob sich denn rasch und unerwartet die alte Marienburg, indem der König sie vor der Unbill der Zeiten in Schutz nahm und sein Volk sich treulich um ihn schaarte, als ein wahrhaftes Nationalwerk, wo jeder Preuße selbst mithelfend und mitbauend sich als ein Glied einer großen Genossenschaft erkannte.

Wie überall, wo es Hohes gilt, leuchteten auch hier die Prinzen des königlichen Hauses großsinnig voran und bestimmten zur Wiederherstellung des hochmeisterlichen großen Remters und der Zinnen über dem Schlosse eine angemessene Summe. Einzelne hochgestellte Staatsbeamte, Privatpersonen, Familien, Institute, die Städte Ostpreußens und Westpreußens und deren Magistrate, verschiedene Kreise der Provinz, die Offiziere der königlichen Armee, die Königl. Regierungen in Preußen, die Ober- und Untergerichte, die Königsberger Universität und die Gymnasien Preußens, die evangelische und die katholische Geistlichkeit, die Landräthe, Freimaurer-Logen und andere Vereine, sowie die Bewohner des großen und

kleinen Marienburger Werders bezeugten ihre Theilnahme an dem großen Kunstwerke so kräftig, daß mehr als die Hälfte der gesammten Baukosten durch freiwillige Beiträge gedeckt wurde.

Die aus königlichen Kassen bewilligten Gelder dagegen waren lediglich zur Verhütung weiteren Verfalles bestimmt, zur Reinigung des Schlosses von Schutt und Unrath, zum Abbrechen der neuen entstellenden An- und Inbaue, sowie zur Bewirkung der nothwendigsten Reparaturen, namentlich der Schloßkirche, des Schloßthurms, des nördlichen Flügels des Mittelschlosses, der Grabenmauern, des schiefwinklichten (sogenannten Buttermilch-) Thurms u. s. w. Außerdem sind an fortlaufender Dotation, Behufs der Unterhaltung der fertigen Theile des Schlosses, namentlich der Fundamente, Umfassungsmauern, Gewölbe, Dächer, Fußböden, Thüren, Fenster, Brunnen ꝛc. Kapitalien aus dem Landesunterstützungsfonds im Betrage von 35,716 Thlr. überwiesen worden.

Es haben die bis zum Schluß des Jahres 1842 aus Staatsfonds und an freiwilligen Beiträgen vereinnahmten und verwendeten Summen zusammen 146,520 Thlr. 15 Sgr. 1 Pf. betragen.

Wer das Schloß jetzt sieht, wird es kaum glaublich finden, daß man die Restauration damit anfangen mußte, das Ausgießen von Unreinigkeiten in die untern Räume durch die oberen Oeffnungen der Gewölbe zu untersagen und die Abzüge vielfacher Kloaken nach der Schloßmauer hin zu schließen. Demnächst wurden noch im Jahre 1817 die Dächer und Balkenlagen, welche an mehreren Stellen dem Einsturze

drohten, eiligst ausgebessert und zwei Häuser auf dem Vorschloß abgebrochen, deren schmutzige Höfe und Schweineställe dicht an den hervorspringenden Flügel der Hochmeisterwohnung stießen. Nun aber mußte vor allem andern, gleichwie in Pompeji, der unermeßliche Wust und Moder, womit die Gleichgültigkeit früherer Jahrhunderte den Bau zumal von der Nogatseite verschüttet hatte, hinweggeräumt werden, um nur erst Luft und Licht in das verworrene Dunkel zu bringen; denn selbst das Innere der Gemächer bis weit über die obersten Gewölbe hinaus war damit angefüllt und auf dem Hofe der Grund um einige Fuß erhöht. Nicht weniger als 48,000 Fuhren Schuttes wurden in den ersten zwei Jahren fortgeschafft und alle diese Fuhren von den benachbarten Bewohnern des großen und kleinen Marienburger Werders freiwillig und unentgeltlich gestellt. So groß war die Verwahrlosung der Vorzeit und die begeisterte Theilnahme der Nachkommen!

Das Erste, was nun zum Angriff kam, nachdem man das Schloß auf diese Weise zugänglich und dessen Wiederausbau überhaupt nur erst möglich gemacht hatte, war die Wiederherstellung des Convents-Remters. Die Stadt Marienburg machte wie billig den Anfang. Sie ließ den völlig verwüsteten Eingang vom Burghofe aus nebst eichener Thüre in seiner alterthümlichen Gestalt wieder herrichten und fügte zum Angedenken ihr Wappen in die Decke desselben. Zwar hatte dieser Eingang, wie die vorhandenen Spuren an der äußeren Mauer zeigten, in der Ritterzeit noch eine besondere Vorhalle; sie konnte indeß, da ihre eigentliche Beschaffenheit nicht mehr zu ermitteln war, bei der Wiederherstellung nicht weiter berücksichtigt werden.

Im Innern des Remters aber, welcher verhältnißmäßig

am wenigsten gelitten hatte, mußte zunächst erst vollständig aufgeräumt werden; denn im Jahre 1812 war derselbe von den Franzosen für das Militär-Lazareth durch eine auf einem eigenen Holzbau ruhende, hölzerne Zwischendecke ebenfalls in zwei Stockwerke abgetheilt worden, ohne jedoch dabei die Gewölbe oder Seitenwände zu beschädigen. An den letzteren zeigten sich bei sorgfältigem Abblättern der neueren Kalküberzüge nirgends Spuren einer früheren Uebermalung, nur an den Gewölbegurten wurden blaue und gelblichrothe Streifen, und über der Eingangsthüre Ueberreste eines alten Gemäldes sichtbar: Christus, die Jungfrau Maria, die Schutzpatronin des Ordens und also eigentlich den Orden selber segnend. Farben und Umrisse aber waren bereits so verblichen und unkenntlich, daß man sich darauf beschränken mußte, das Bild in seinem vorgefundenen Zustande zu belassen.

Dagegen boten die übrigen Theile des ungeheuren Saales ein überreiches Feld für die Thätigkeit der Mitwirkenden. Westpreußen, als die nächste Landsmannschaft, ließ es sich nicht nehmen, mit seiner Wiederherstellung den anderen Landschaften vorzugehen. Nur ein Fenster, dem Eingange gerade gegenüber, bekundet auf eine würdige Weise die Theilnahme des verewigten Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, welche dieser Staatsmann bis an sein Ende dem merkwürdigen Baue treulich fördernd zugewendet hatte. Von den andern Fenstern wurden drei durch die Städte Danzig, Elbing und Thorn, die übrigen zehn aber von den Ständen sämmtlicher westpreußischer Kreise hergestellt und mit den alten Verzierungen versehen, von denen sich noch Bruchstücke in den vermauerten Fenstern vorgefunden hatten; in Glas gemalte Wappen und Inschriften bezeichnen auf jedem Fenster die Stifter.

Der Saal stand in alter Zeit mit der daranstoßenden Conventsküche nur durch eine Schenkbank in Verbindung. Diese war später in eine Thür verwandelt worden, wurde aber jetzt an der Steineinfassung wiedererkannt und von der Stadt Kulm in die ursprüngliche Form gebracht. Marienwerder übernahm die Herstellung der Thüre zu der steinernen Treppe, auf welcher man seitwärts in die Wohnung des Hochmeisters gelangt. Elbing breitete über den Fußboden, wie in der Vorzeit, wieder einen farbigen Teppich von verglasten Thonfliesen. Alle gemeinschaftlich aber führten rund um den ganzen Saal die im Jahre 1772 weggebrochenen steinernen Sitzbänke wieder auf. Und so stand denn schon im Jahre 1821 der Saal in seiner uralten Schönheit da, mit den zartweißen luftigen Gewölben auf drei schlanken Granitpfeilern ruhend, ein Aufenthalt von unbeschreiblich milder Heiterkeit, zumal wenn die Abendsonne, die bunten Schildereien der hohen spitzbogigen Fenster abspiegelnd, den glänzenden Boden träumerisch wie mit phantastischen Blumen bestreut.

Hier fand man auch unter dem Saale zwischen dem zweiten und dritten Pfeiler einen 12 Fuß langen und 10 Fuß breiten Raum, welcher unten einen festen Heerd und über diesem einen starken, mit großen und kleinen Feldsteinen hoch und lose bedeckten Rost von Ziegeln enthielt, oben aber backofenartig übergewölbt war. Es war dies die erste Entdeckung der merkwürdigen Vorrichtungen, deren man sich in der Ritterzeit zur Erwärmung dieser großen Gemächer bediente. Auf jenem tiefen Heerde nämlich wurde das Feuer angezündet und durchglühte nun die Steine über dem Rost. Aus dem oberen Gewölbe aber gingen 36 Oeffnungen zu 5¼ Zoll im Quadrat durch den Fußboden des Remters, welche die Hitze, wenn

der Rauch durch die in einem Fensterpfeiler nach der Nogat-Seite befindliche Schornsteinröhre abgezogen war, in den Saal leiteten. Auf jenen Oeffnungen lagen Kalksteinplatten mit runden Löchern, die durch metallene Deckel geschlossen werden konnten. Fünf solcher alten Platten wurden noch vorgefunden. Aehnliche Heizungsanstalten befanden sich auch unter andern Sälen und Stuben. Sie wurden sämmtlich durch das Königl. Kriegsministerium hergestellt und haben sich bei den mehrfach angestellten Versuchen als vollkommen praktisch bewährt.

Die oben erwähnte Schenkbank aber führte nun zunächst zu der angränzenden Conventsküche. Hier hatte man sich im Jahre 1772 vollkommen häuslich eingerichtet. Die Küchenkammer und ein Theil der Küche selbst waren in Wohnstuben mit durchbrochenen großen Fenstern, der Heerd in eine Schlafkammer, der vordere Küchenraum am Eingange in ein Wagengelaß verwandelt worden und im hintern Theile standen Pferde und Kühe unmittelbar auf dem unverwüstlichen Gewölbe des Kellergeschosses. — Jetzt wirbelt der Rauch wieder lustig zu dem alten langen Schornsteine hinaus, wenn droben in Meisters großem Remter von Zeit zu Zeit ein Festmahl gegeben wird.

Schwieriger, ja völlig räthselhaft war dagen die Aufgabe bei der ehemaligen Hochmeisterwohnung. Da sausten, wie wir oben gesehen, die Webestühle und plärrte die Schuljugend; vorn an der Hofseite aber verwirrte ein Labyrinth von Zimmern, Kammern und Hausfluren jede alterthümliche Spur. Und so stand man denn wie vor einer großen steinernen Sphynx rathlos, kaum ahnend in der unentwirrbarsten Verwickelung, als unerwartet die vom Prediger Häbler im November 1817 gemachte Entdeckung eines vermauerten

Fensters auf der vorspringenden Nordostseite das erste Streiflicht in das peinliche Dunkel warf. Denn diese Oeffnung mit ihrer alten, noch völlig erhaltenen Stuckverzierung wies offenbar auf ein ehemaliges Kirchenfenster hin und leitete zuerst zu der späterhin durch weitere Nachforschungen und Archivalien bestätigten Annahme, daß hier einst die Hauskapelle des Hochmeisters gewesen und daß mithin der jetzt dabei befindliche äußere Treppenaufgang, der doch unmöglich durch die Kapelle zu den hochmeisterlichen Wohngemächern führen konnte, neu und wieder wegzuräumen sei.

Wo aber sollte nun zu dem Baue, in den man auf diese Weise gleichsam durchs Fenster eingestiegen war, der wahrhafte alte Eingang gesucht werden? Die Erfahrung lehrte, daß sich derselbe bei allen Ritterschlössern der leichteren Vertheidigung wegen im Erdgeschosse befand. Auch hier war allerdings weiter nach dem Hochschlosse hin ein solcher Eingang zu ebener Erde mit Sitzbank, steinernem Thürgerüste und einer eingewölbten viereckigen Oeffnung, die man gar wohl für ein Treppenloch ansehen konnte. Als der Schutt hinweggeräumt und das Gewölbe ausgebrochen wurde, fand es sich, daß die Widerlagen dazu später ausgehauen und die Wände hinter demselben geputzt und bemalt waren. Ja, an der rechten Seite dieses Raumes zeigten sich sogar noch Spuren früherer Treppenstufen und es litt daher keinen Zweifel, daß hier irgend einmal ein Aufgang gewesen. Allein wenn er wiederhergestellt werden sollte, mußte das notorisch alte, schöne hochmeisterliche Gemach oben an der Hofseite nothwendig zu einem Vorflur verbraucht werden. Nach allen diesen Ermittelungen konnte man nur annehmen, daß jener ehemalige Aufgang sehr frühe, vielleicht schon von dem ersten Hochmeister in Marienburg, wieder abgeändert und anderweit

angelegt, der damalige Vorflur aber in das jetzige hochmeisterliche Gemach umgewandelt worden sei.

Indem man jedoch nun in solcher abermaligen Ungewißheit vorsichtig weiter umherlugte und tastete, gab endlich eine zweite Entdeckung den Anschlag. Mitten in jenen polnischen Tarcheinanderbauten stieß man nämlich auf einen vermauerten, hohen und prächtigen Spitzbogen, der einen unmittelbaren Eingang zu dem alten oberen Hausflur bildete. Zu ihm mußte ehemals eine Treppe führen und diese konnte nur aus dem Raume unter Meisters Kapelle, also von der Thüre in der Nordecke des Vorsprunges hinaufgeführt haben. Hier wurde daher in Ermangelung bestimmter Nachrichten der vermuthliche alte Aufgang angenommen und aus jenem Raume, als dem ehemaligen Aufenthalte des Thorwarts, eine breite steinerne Treppe zu dem Spitzbogen hergestellt. Und somit war denn die Burgpforte wieder erobert und die fremde Besatzung: der Schulmeister in Meisters großem Remter und die Proviantbeamten in den verschiedenen Stockwerken auf der Hofseite mußten ihre eingebauten Wohnungen räumen, welche ohne Verzug überall herausgeworfen wurden.

Bald darauf besuchte auch Johannes Voigt, der Geschichtsschreiber Preußens, Marienburg. Der tiefe Eindruck, den der Bau auf ihn machte, die gesammelten Nachrichten und Andeutungen, die ihm Hähler mittheilte, veranlaßten ihn zu eifrigen und unausgesetzten Nachforschungen im geheimen Archive zu Königsberg, wo sich mehrere aus dem Untergange des Ordens gerettete Verwaltungs- und Baurechnungen des ehemaligen Haupthauses vorfanden. Diese Rechnungen gaben aber nicht blos von den gezahlten Summen, sondern auch darüber, wo, wie und warum gebaut, ausgebessert, getäfelt oder übermalt worden war, fast Chroniken-

artig sehr ausführliche Auskunft. Sie haben daher über die Einrichtung des Ganzen, über die Bestimmung und den Zusammenhang einzelner Theile des Schlosses ein oft überraschendes Licht verbreitet. Von nun ab sehen wir demnach Historiker und Architekten, Hand in Hand, immer tiefer und sicherer vordringen und wollen sie auf ihrem weiteren Gange in möglichster Kürze begleiten.

Der geräumige Hausflur, den man jetzt aus jenem entdeckten Spitzbogen zunächst betrat, hatte zur Rechten des letzteren noch sein alterthümliches Gewölbe bewahrt, sammt dem starken, viereckigen, abgekanteten Grenzpfeiler, worauf es ruht, dem einzigen in dieser Art im ganzen Schlosse. Links vom Eintritte aber nach der Hofseite hin waren, wie wir oben gesehen, sämmtliche Gewölbe von den Polen zerstört worden; nur die Seitenmauer zeigte noch Spuren davon und ließ namentlich den mittleren Spitzbogen ganz deutlich erkennen. Hiernach wurde das Gewölbe im Jahre 1823 mit besonderer Sorgfalt wiederhergestellt und auf drei nebeneinanderstehende, achteckige Granitpfeiler gesetzt, deren gemeinschaftlicher Knauf das in Stein gehauene Wappen des Staatsministers v. Stein enthält, welcher einen dieser Pfeiler errichtet hat. Eine Stelle in Treßlers Rechnungsbuch vom Jahre 1399 weist darauf hin, daß dieser Hausflur damals neu gemalt worden. Und wirklich entdeckte man auch an der Wand neben der Vorhalle zur Kapelle unter dem abgeblätterten Kalküberzuge noch seltsame Ueberreste halber Kreisflächen, in verschiedenen Farben wechselnd; das alterthümliche Gewölbe zur Rechten dagegen zeigte Spuren von Weinlaub und die Seitenmauer ein gemaltes Wappenschild auf rothlichem Grunde. Das letztere ist erhalten und der Fußboden mit Kalksteinfliesen neu geflurt, wie auch sie zum Theil noch

vorgefunden, während die wiederausgebrochenen Fenster nach dem Hofe hin mit den vom Maler Höcker auf Glas gemalten Bildnissen der Hochmeister Heinrich von Plauen und Küchenmeister von Sternberg prangen. An den Wänden aber hängen alte lebensgroße Hochmeisterbilder, die man im Kloster Karthaus entdeckt, und Helme, Harnisch und Waffen dazwischen; ein Ritter in voller Rüstung mit geschlossenem Visir steht dem Eingange gegenüber wie eine versteinerte Wacht.

Doch schon schweift der Blick, fast unwiderstehlich angezogen, in die Hallen des unmittelbar anstoßenden Ganges, der in heiterer Pracht die Nähe des Fürsten verkündet, als trate man hier durch die engen gedrückten Thüren und dunklen Räume, wie aus einem Schachte, plötzlich unter Gottes freien Himmel heraus. Diese leichten schönen Kreuzgewölbe, ihrer ganzen Länge nach seitwärts von freistehenden schlanken Granitpfeilern in der abgeschwächten Mauer nur wie zum Spiele getragen, von fünf hohen Fenstern durch und durch sommerlich erhellt, sie sind wie ein Lichtgruß des Burggeistes, der, durch das zudringliche Pochen und Hämmern der geschäftigen Zeit von Gemach zu Gemach aus dem eigenen Hause vertrieben, hier der endlichen Lösung seines Baues entgegenharrte. Denn dieser Gang hat alle Jahrhunderte der Schmach in fast unversehrter Alterthümlichkeit überdauert.

Doch gab es auch hier an mancherlei Bauwerk noch vollauf zu thun. An den Fenstern mußten die im Jahre 1807 weggebrochenen Brüstungen, steinernen Platten, Pfosten und Stuckverzierungen erneuert werden, wobei die Fenster jedoch ganz ihre alte Form wieder erhielten, da die gegliederten Fenstergewände von aufgemauerten Kalksteinblöcken, sowie die Quersteine und geraden Stürze noch vorhanden waren.

Auf diesem Gange war in alter Zeit ein runder Brunnen

(Meisters Born), der in der Seitenmauer vor dem dritten Fenster durch die drei unteren Geschosse 55 Fuß tief hinabsteigt, in der Tiefe von behauenen Granitblöcken eingefaßt ist und die Einrichtung hatte, daß auch in jedem unteren Geschosse daraus geschöpft werden konnte. Bei dem Bau der Wohnungen für die Baumwollenweber war der Brunnen verschüttet und seine Stelle unkenntlich gemacht worden. Er wurde im Jahre 1817 ausgeräumt und wiederhergestellt.

Und hier mag ein Fall, für viele andere, deutlicher machen, in welcher Weise man jede alte Spur verfolgend nach und nach zu einer sicheren Einsicht des Ganzen zu gelangen suchte. Nach der Aussage des vorletzten marienburgischen Starosten von Rexin, welcher im Anfange der Restauration noch lebte, sollte nämlich neben jenem Brunnen, also Meisters kleinem Remter gegenüber, ehemals ein großer, mit metallenen Hähnen versehener Wasserbehälter von Stein auf einer gleichfalls steinernen Unterlage gestanden haben. Sofort wurden im Archiv zu Königsberg die alten Papiere durchforscht, und siehe da, man fand in des Hauskomthurs Rechnungsbuch vom Jahre 1414: „Item 1 fird. (Firdung, eine Art Münze) Menczel, der das bantfaß reine machte vor dem Rempter" und bei dem Jahre 1416: „Item 1 halb mre (Mark) vor eynen hanen czu des meysters borne czu beßern am freytage vor Judica." Das Handfaß ist im Jahre 1786 verschwunden, seine Unterlage aber wurde, der Beschreibung des Herrn v. Rexin zufolge, in einer künstlich ausgehöhlten Steinplatte unter der Pumpe des Gasthofes in der Vorburg wiedererkannt und auf seine vorige Stelle zu alten Ehren gebracht.

Von den Granitpfeilern, welche in ihren oberen Theilen mit Bindern versehen sind, ist der eine an der Stelle, wo

des Meisters Handiaß gestanden hat, unter dem Binderstein mit einer Console oder einem Kragsteine abgefangen, um für jenes den erforderlichen Raum zu gewinnen. Das schien den Kleinmeistern im Jahre 1786 ein allzu gefährliches Wagstück; in handwerksmäßiger Angst, das Gewölbe, welches jener Kragstein doch beinahe 300 Jahre getragen, möchte zusammenstürzen, hatten sie diesen sorgfältig untermauert. Diese Angstmauer aber ist im Jahre 1817 hinweggeräumt und das Gewölbe ruht nach wie vor felsenfest auf dem Kragstein, der nun wieder offen Zeugniß gibt von der sicheren Kühnheit des alten Baumeisters.

Als Vorhalle zu dem Herrlichsten, was Marienburg und wohl die altdeutsche Baukunst überhaupt aufzuweisen hat, deutet dieser Gang auch in den neuen sinnbildlichen Glasgemälden seiner Fenster, so wie durch die Wiederherstellung der letztern überall unmittelbar auf die Höhen des Lebens, auf Kunst und Wissenschaft, die den Bau begründet und jetzt gleichsam von neuem wieder entdeckt haben. Die ersten drei Fenster entstanden nämlich durch die Beiträge der preußischen Gymnasien; das vierte ist ein Vermächtniß des Kriegsraths Scheffner in Königsberg, eines seitdem verstorbenen Kunst- und Künstlerfreundes; das fünfte aber in der schmalen Nordwestseite des Ganges von der Königsberger Universität errichtet, zeigt deren Stifter, Herzog Albrecht und ihren ersten Rector Georg Sabinus. Sie sind, bis auf das vierte, sämmtlich von Höfer gemalt.

Aus dem Gange führen drei Thüren, die erste durch eine Vorhalle in Meisters kleinen Remter, den wir später betreten werden, die andere zu einer Windetreppe von 112 Stufen, welche aus Kalksteinplatten so gearbeitet sind, daß sie selbst durch ihr Aufliegen aufeinander zugleich die Treppenspindel

bilden. Diese Treppe verbindet nicht nur dieses Geschoß mit dem Erdgeschosse, sondern steigt auch aufwärts über den Gewölben zu den Zinnen hinauf. Sie war vom Gange ab bis in die Tiefe verschüttet und in den untern Ausgängen vermauert. Noch im Jahre 1817 wurde sie ausgeräumt und — Dank dem schirmenden Moder — in ihrem alten Zustande unversehrt befunden. Die dritte Thüre aber bildet den Eingang zu Meisters großem Remter.

Auch dieser weite hohe Eingang mit seinen steinernen Sitzbänken zu beiden Seiten und den zierlichen Stuckverzierungen darüber hatte sich durch alle Verwüstungen hindurch in der alten Pracht erhalten, nur die Tulpenblätter in den Verzierungen mußten neu eingesetzt werden. Dagegen war der Saal selbst bei seiner Einrichtung für den Schulmeister und die Weber um so unnachsichtlicher zerstört worden, je spröder und unbequemer seine durchaus ritterliche Haltung sich jenem Gebahren erwies. Die Wände, ja selbst die sich senkenden Gewölbegurten waren unbarmherzig zerhackt, die Fenster zum Theil gänzlich, andere halb vermauert, die rund um den Saal laufenden steinernen Sitzbänke überall hinweggebrochen. Alles dies mußte wieder neu geschaffen, sowie die in das Gewölbe eingeschlagenen Löcher, durch welche die Schornsteine der eingebauten Wohnungen gezogen waren, wieder vermauert werden. Die Herstellung der Fenster aber erleichterte der Umstand, daß man theils in einem der vermauerten, theils unter dem Schutte eines Kellerraumes noch eine steinerne Sohlbank nebst mehreren hierhergehörigen Fensterpfosten entdeckt hatte, welche dabei zum Vorbild dienten, während die Stuckverzierungen in den Fenstern nach dem gleichartigen Schmucke im Eingange abgeformt wurden.

Ein altes großes Kamin auf der Südostseite des Saales,

obgleich durch eine Küche verbaut, war ganz unbeschädigt geblieben und durfte nur, der Vorsicht wegen, mit einem eisernen Träger versehen werden.

Zwischen diesem Kamin aber und dem Eingange fand man einen schmutzigen Durchgang, der sogleich als neu erkannt wurde, denn die steinerne Einfassung an der Decke und an den Seiten desselben, nebst Thürfalzen und Merkmalen ausgebrochener Thürhaken deuteten offenbar auf eine frühere anderweite Bestimmung. Auch entdeckte man bald in der steinernen Seitenwand eine Oeffnung und eine noch vorhandene bleierne Rohre darunter, welche unter dem Abflußsteine bei Meisters Brunnen im Gange endet. Endlich gab ein später aufgefundener Grundriß vom Jahre 1747 vollkommene Gewißheit, daß hier ehemals die Schenkbank des Remters gewesen. Auch sie wurde vollständig hergestellt und durch eine neue hölzerne Thür geschlossen, und seitdem sind schon manchesmal bei Festmahlen, wie in alter Zeit, die Speisen wieder hindurchgereicht worden.

Nach erfolgter Ablösung des übertünchten Kalkes war überall noch deutlich zu erkennen, daß früher nur die Gewölbe des Saales weiß, die Wände aber, selbst die Fenstergewände und Fensterkreuze gelbröthlich angestrichen waren. An der Seitenwand zwischen dem Kamin und dem Eingange befanden sich gemalte Wappen und eine Inschrift in zwei Reihen lief zwischen den beiden Fensterreihen rund um den ganzen Saal. Allein von den Inschriften waren ungeachtet aller angewandten Vorsicht und Mühe nur unter dem einen Wappen die Worte: „als ich kommen bin“ noch zu entziffern. Der Saal ist daher jetzt durchaus weiß gehalten worden.

In solcher Weise war diesem Remter schon im Jahre 1819 im Wesentlichen seine alterthümliche Gestalt wieder-

gegeben. Seine spätere würdige Ausschmückung aber hat er der Munificenz der Prinzen des Königlichen Hauses zu verdanken. Sie ließen die große hölzerne Thüre, ein tüchtiges Tischlermeisterstück, im Eingange einsetzen und den Fußboden mit kleinen verglasten, schwarzen und weißen Thonfließen fluren, wie man deren bei Ausräumung des Saales noch mehrere vorgefunden hatte. Eine wahrhaft fürstliche Gabe aber, wie sie dem alten Fürsten-Saale geziemt, sind die Glasgemälde seiner hohen Fenster. Sie enthalten in den untern Fensterreihen die Wappen des Königlichen Hauses, in den oberen Darstellungen die wichtigsten Momente aus der Geschichte des Ordens, von seiner Stiftung bis zu Herzog Albrecht. Die Zeichnungen zu dem zweiten Fenster sind von Wach, die übrigen von Kolbe entworfen, sämmtliche Bilder aber in Berlin unter Schinkel's Anleitung vom Maler Müller ausgeführt. Zu ihrem Schutze hat man sie von außen mit einem Drahtgeflecht und mit Vorfenstern von hellem Glase versehen.

Welch' ein Saal aber, der solchen überreichen Schmuck als freundliches Beiwerk hinnehmen darf, ohne davon erdrückt zu werden! Sein edles Gewölbe ruht bekanntlich in der Mitte kühn auf einem einzigen Granitpfeiler, als hätte der alte Baumeister hier alle große Erinnerungen, alle Macht und Pracht des Ordens in einen Gedanken zusammenfassen wollen, der Alles ernst und streng zum Himmel emporpfeilert. Und damit dieses Emporpfeilern des Irdischen um so gewaltiger erscheine, zeigen zehn hohe und breite Fenster, in doppelter Reihe übereinander, eine unermeßliche Aussicht eröffnend, ringsumher die Erde nur wie ein fernes schönes Bild, als stünde man hier auf den Gipfeln des Lebens, wo alles Gemeine sein Recht verloren. Nach den alten Rechnungen

war dieſer Remter zur Ordenszeit mit Krone und Wandleuchtern verſehen. Man denke ſich ihn ſo erleuchtet, die Gewölbe, Gurten und Verzierungen im wandelnden Wiederſchein der Kerzen, wie lebendig in einander rankend, und draußen den Saal ſelbſt, faſt lauter Fenſter, bei dunkeler Nacht wie eine Lichtkrone über dem ſtillen Lande. —

Dieſer Saal hatte in frühеſter Zeit eine Thüre nach dem ſüdöſtlich anſtoßenden kleinen Remter des Hochmeiſters; ſie wurde aber ſchon im Jahre 1414 vermauert und bei der Herſtellung nicht wieder geöffnet. Wir müſſen daher auf den oben beſchriebenen Gang wieder zurück und von dieſem durch eine kleine Vorhalle eintreten, aus der ein Gang in der Mauer rechts zu der Schenkbank des großen, links aber zu der des kleinen Remters führt und beide Schenkbanken weiterhin mittelſt einer Windeltreppe mit Meiſters Küche im Erdgeſchoß und mit den Kellern in Verbindung ſetzt.

Die Wiederherſtellung des kleinen Remters begann im Jahre 1819. Auch das Gewölbe dieſes Saales ruht auf einem achteckigen Granitpfeiler, der ſich jedoch von allen andern dadurch unterſcheidet, daß er oben ſchmucklos und ohne alles Geſimſe die ſich ſenkenden Gewölbegurten aufnimmt, ſo gleichſam den Schlußſtein des ſchönen Gewölbes bildend. Dieſer Pfeiler war zu polniſcher Zeit, als man hier in zwei Etagen die Zimmer für die Gräfin Coſel einrichtete, völlig vermauert, ſämmtliche Fenſter bis auf den Boden waren vernichtet und ſelbſt die Gewölbegurten, um für jene Zimmer gebuete Wände zu erhalten, über den Kragſteinen zerhackt worden. Glücklicherweiſe hatte man indeß ein Stück der alten Sohlbank eines Fenſters, welche den geraden Sturz deſſelben deutlich erkennen ließ, ſowie einen Theil der ehemals ringsumlaufenden ſteinernen Sitzbänke in der neuen Mauer, unter

der Mauer aber den alten Estrich aus Stuck noch vorgefunden, wonach dies alles, nebst der Schenkbank von den ostpreußischen und litthauischen Ständen in seiner ehemaligen Gestalt wiederhergestellt wurde. Zu den theilweis schwarzen Füllungen der Thüren verwandte man mehrere Eichen, die man bei Reinigung des Flusses Tiege im Wasser entdeckte, wo sie vielleicht im Verlauf von einigen Jahrhunderten durch und durch geschwärzt worden. Die Fenster aber wurden mit den in Glas gemalten Hauswappen der Hochmeister geschmückt, welche in der Marienburg ihren Wohnsitz gehabt.

Auch hier waren, wie sich bei Ausräumung des Saales fand, die Seitenwände ursprünglich röthlichgelb und die Gewölbe weiß gehalten. In den oberen Theilen der Seitenwände aber zwischen den Gewölbebogen zeigten sich Spuren von alten farbigen Gemälden auf Kalk, überall im Vordergrunde ein geharnischter Ritter zu Pferde mit seinem Gefolge, an denen die weißen Mäntel mit den Ordenskreuzen noch deutlich zu erkennen waren, und im Hintergrunde Gebüsch, auch wohl Mauerwerk oder Häuser. Die alten Rechnungen bekundeten, daß diese Gewölbebogen einst die Bildnisse der Hochmeister zu Roß enthielten. Der Hochmeister Konrad von Jungingen ließ hier im Jahre 1403 seine Vorfahren malen und nach seinem Tode wurde auch sein Bild in die Reihe mitaufgenommen. Leider aber waren auch diese Gemälde schon so zerstört und verstümmelt, daß nichts davon beibehalten werden konnte. Ihre geschickte Wiederherstellung würde den stillen Zauber würdiger fürstlicher Ruhe und Häuslichkeit, den dieser gewöhnliche Speisesaal des Hochmeisters auch in seiner jetzigen Gestalt auf jeden Beschauer ausübt, ohne Zweifel bedeutend erhöht haben.

Am räthselhaftesten erwies sich der nun zunächst angren-

zende Raum, **Meisters Stube**, welche durch eine Thüre mit dem kleinen Remter in Verbindung steht. Hier hatte man in den Jahren 1785 und 1786 bei Einrichtung der Wohnungen für die Baumwollenweber Alles so gründlich zerstört, verwandelt und verbaut, daß es auch den eifrigsten Nachforschungen nicht gelang, den alterthümlichen Zustand des Ganzen mit einiger Sicherheit zu errathen. Aus dieser Stube tritt man nämlich nordöstlich in einen kleinen Gang, welcher, der Stubenthüre schräg gegenüber, in den großen Hausflur, links zu der zweiten Windeltreppe und rechts in Meisters Gemach führt. Die Scheidemauer zwischen diesem Gange und der Stube erschien jedoch so vielfach durchgebrochen und wieder vermauert und abermals durchgebrochen, daß sie ganz weggenommen und völlig neu aufgemauert werden mußte. In der Stube selbst aber war die Seitenmauer nach Meisters Gemach hin über zwei Fuß weit abgehackt und ohne irgend eine Andeutung ehemaliger Gewölbe, wogegen in derselben Mauer noch Merkmale eines vermauerten Kamins sichtbar wurden. Um die Verwirrung vollständig zu machen, entdeckte man endlich auch noch Oeffnungen, Lochsteine und eine Wärmeröhre, welche in der Mauer senkrecht in die Höhe steigt, als ob in der Stube noch ein zweiter ähnlicher Raum, vielleicht für irgend einen Diener des Hochmeisters erwärmt worden sei. Nur die Seitenmauer nach dem kleinen Remter, sowie die Fensterwand zeigte noch Spuren früherer Gewölbe, die aber vermuthen ließen, daß zwei Gewölbe und zwar das eine nach dem Remter hin niedriger als das andere hier einst zwei Gemache nebeneinander gedeckt haben, worauf auch zwei Kalksteinplatten als ehemalige Thürschwellen unter der Scheidemauer hindeuteten. Allein alle diese Andeutungen waren und blieben so nebelhaft und unzuverlässig, daß man sich endlich

entschließen mußte, den zweifelhaften Raum als ein Ganzes zu behandeln.

Erst im Jahre 1824 ergab sich aus den Baurechnungen von 1785, daß derselbe allerdings einst zwei Gewölbe enthielt, die damals eingeschlagen wurden, wie denn auch die alten Rechnungsbücher des Hauskomthurs und Treßlers mehrmals Meisters Stube und Meisters Stübchen ausdrücklich unterscheiden, welche nach Vergleichung aller vorhandenen Angaben nur hier, und zwar letzteres wahrscheinlich unter dem niedrigeren Gewölbe gesucht werden können. Diese Entdeckung kam jedoch schon zu spät; die Stube war bereits im Jahre 1823 als ein Gemach ausgeführt worden und bietet auch in seinem gegenwärtigen Zustande mit seinen zartgrünen Wänden, mit dem wiederhergestellten schönen Sterngewölbe, Kamin und Fußboden, aus rothen und weißen Stuckplatten zierlich zusammengefügt, ein beruhigendes Bild heimischer Abgeschiedenheit und innerer Sammlung, wie wir es, zumal wenn draußen Zeiten oder Wetter stürmen, jedem Fürsten wünschen mögen.

Der Granitpfeiler in der Mitte nebst Untersatz und reichen Aufsatz ist alt und einer von denen, die bei der Zerstörung mannigfach zerstreut, für die Restauration wieder gesammelt worden. Alles Uebrige hat die Stadt Königsberg hergestellt, zu deren Andenken die Fenster mit Glasgemälden Königsberger Gebäude von Gerdorf geschmückt sind.

Das an Meisters Stube grenzende und mit jener durch eine Thüre verbundene Gemach bildet das Eckzimmer an dem Schloßhofe und dem trockenen Graben, über welchen hier die Brücke nach dem hohen Schlosse führt. Diese in den alten Rechnungen sehr genau beschriebene Lage bezeichnet es unzweifelhaft als des Hochmeisters größeres Wohnzimmer,

Meisters Gemach genannt. Dieselben Rechnungen beweisen auch, daß daſſelbe bei der Belagerung durch Jagjello vorzugsweise zerſtört worden und ein Theil der Vordermauer im Jahre 1411 beinah ganz neu gebaut werden mußte. Denn das Gemach liegt zwar nach dem innern Schloßhofe hin, aber damals war der gegenüberſtehende Raum zwiſchen der Schloßkirche und der ehemaligen Bartholomäus-Kapelle, welcher nachher durch das Jeſuitengebäude ausgefüllt wurde, nur durch eine Bruſtwehrmauer geſchloſſen und ließ daher, nachdem letztere gefallen, den polniſchen Kugeln freies Spiel.

Beklagenswerther aber war die ſpätere Zerſtörung zur polniſchen Zeit, als dieſes Gemach gleichzeitig mit dem vorderen Theile des Hausflurs in zwei Stockwerke abgetheilt wurde. Da waren die Gewölbe eingeſchlagen, die Granitpfeiler hinausgeworfen, die ſteinernen Fenſterköpfe ausgebrochen und von außen an der Vorderwand, ſowie bei dem Hausflur zwiſchen den Strebepfeilern neue Wände aufgeführt worden, welche dem Aeußern ſeine ganze Alterthümlichkeit raubten.

So wüſt lag das Gemach, bis im Jahre 1825 auf die Aufforderung des Bürgermeiſters Hüllmann in Marienburg die Magiſtratsmitglieder ſämmtlicher preußiſcher Städte zuſammentraten und die Wiederherſtellung unternahmen. Noch war in den Seitenmauern die Spur des ehemaligen Gewölbes und an den vorhandenen Kragſteinen die Stellung zweier Pfeiler in der Mitte deutlich zu erkennen. Auch die Ueberbleibſel eines großen Kamins, einer alten Thüre nach dem Hausflur und einer Heizung unter dem Fußboden kamen allmälig zum Vorſchein. Das Kamin wurde, wenngleich in geringerem Umfange neu aufgerichtet, Thüre und Heizung aber nicht wiederhergeſtellt. Eben ſo wenig konnten die beinah gänzlich zerſtörten Wandmalereien (eine ſitzende Figur mit

einem Hündchen auf dem Schooß, am Kamin eine lebensgroße männliche Gestalt, Weinlaub zwischen den Gewölbebogen, Wappen und dergl.) berücksichtigt werden. Dagegen schwingt sich nun das herrliche Gewölbe wie ehemals wieder über zwei schlanken Granitpfeilern empor, der Fußboden glänzt wieder im alten Fliesenschmuck, von den Fenstern, deren eines das Andenken der gräflich Miedenschen Familie bewahrt, leuchten buntfarbige Glasgemälde und draußen, zum Theil aus den Beiträgen der Fürsten Reuß von Plauen errichtet, prangt die Façade dem Gemach und Hausflur entlang wieder in seiner ursprünglichen Pracht. Dort nämlich auf den von den Fenstern kühn durchbrochenen Strebepfeilern tragen zierliche Granitpfeiler die oberen Bogen, über denen die starken Zinnen bis über das Dach emporsteigend, sich wie eine Mauerkrone ernst im Abendhimmel abkanten. Ueber einem der unteren Eingänge aber erinnert das in Stein gehauene Wappen der fürstlich Reußischen Familie an ihren hohen Ahnherrn Heinrich von Plauen, der hinter diesen Pfeilern und Bogen in Meisters morgenhellem Gemache einst an einen großen Gedanken sein Leben eingesetzt.

Doch wir gehen nun aus diesem Gemach quer über den Hausflur und treten durch einen mächtigen offenen Spitzbogen in die Vorhalle zu Meisters Kapelle. Das Kreuzgewölbe steht noch aus alter Zeit, die Halle selbst aber war ehemals vollständig ausgemalt gewesen. In jedem der vier Felder des Gewölbes zeigte sich noch eine betende Figur vor einem Buche. An der dem Fenster gegenüberstehenden Wand befand sich ein schon völlig unkenntliches großes Gemälde mit vergoldeter Einfassung und einer gleichfalls nicht mehr lesbaren Umschrift, während unter diesem Gemälde zwei gemalte Kreuze mit Löchern in ihrer Mitte sichtbar wurden, ohne

Zweifel ehemals für Wandleuchter bestimmt, wie sie noch in alten Kirchen, z. B. in Pelplin eben mit solchen gemalten Kreuzen angetroffen werden.

„Diese Halle bildete den Vorraum zu den in den Hausflur und in Meisters Gemach eingebauten Stuben. Schon im Jahre 1818 aber waren, wie bereits oben erwähnt, diese Einbauten gleich denen in der ganzen übrigen Hochmeisterwohnung ausgeräumt worden. Demnächst wurde Alles neu geputzt, der Boden mit Kalksteinfliesen belegt, der dem offenen Eingange gegenübergelegene, in die Kapelle führende Spitzbogen mit einer großen eichenen Thüre versehen, sowie das gänzlich zerstörte Fenster neu errichtet und in den untern Theil desselben ein kleines Glasgemälde, Christus mit der Dornenkrone und im Purpurmantel darstellend, eingesetzt, welches als ein Probebild von München eingesendet und für das Schloß angekauft worden war. — Die Wiederherstellung erfolgte, wie zur Sühne für polnische Frevel, durch die Familie Sartorius von Schwanenfeld, deren Ahnherr einst polnischer Beamter in Marienburg gewesen.

Hier in dieser Vorhalle war es auch, wo einst der Hochmeister Werner von Orseln meuchlings ermordet worden. Johannes Voigt erzählt in seiner Geschichte Marienburgs den Hergang folgendermaßen:

„Ein Ordensritter aus einem nahen Konvente, Johann von Endorf, aus der Mark gebürtig, ein Mensch, der schon aus unlauteren Absichten in den Orden getreten und oftmals wegen seines unsittlichen Wandels getadelt und ermahnt worden war, trat vor den Meister mit der Bitte, ihm zu gestatten, an dem Kriegszuge gegen die Litthauer Theil nehmen zu dürfen. Weil er aber schon im ersten Kapitel, welches der Meister gehalten, mit freundlichen Ermahnungen und

nachmals selbst mit Strafen wegen öfterer Vergehungen ohne allen Erfolg an seine Besserung erinnert worden war und der Meister meinte, er wolle sich im Kriegsgetümmel nur der strengeren Zucht und Aufsicht entziehen, so entgegnete ihm Werner auf seine Bitte: „„es sei kein Roß mehr für ihn vorhanden; auch sei es für ihn noch viel zu früh, gegen den Feind zu eilen und dem Tode entgegenzugehen; zuvor müsse er von seinem wüsten unordentlichen Leben ablassen; die Seele, die einem solchen Kampfe entgegentrete, müsse zuvor ernste Buße thun und sich üben in Tugenden, guten Sitten und rühmlichen Werken.““ Der Abgewiesene, sich jetzt an seine Freunde in der Mark wendend, erhielt durch diese zwei gute Pferde zugesandt, worauf er es wagte, sein Gesuch bei dem Meister zu erneuen. Da aber Werner erst vor wenigen Jahren in jenem Kapitel das Gesetz aufgestellt: „„Es solle kein Ritterbruder ein eigenes Roß haben, sondern wer eines Rosses bedürfe, solle es von seinem Obern erhalten;““ so ließ er dem ungehorsamen Ritter beide Pferde wegnehmen. Vergebens wandte sich dieser an einige Ordensbrüder, um durch deren Fürbitte seine Rosse und die Erlaubniß zum Kriegszuge gegen die Litthauer zu erhalten. Der Meister blieb fest bei seiner Verweigerung. Da entfernte sich der Ritter von Wuth und Rache entbrannt heimlich in die Stadt und kaufte bei einem Krämer ein großes Messer „„der Art, womit man Fische pflegt zu reißen.““ „„Wollt Ihr die Scheide nicht auch mit Euch nehmen?““ rief ihm der Krämer nach, als er sich entfernen wollte. Der Ritter entgegnete: „„Ich werde dem Messer die kostbarste Scheide suchen, die in ganz Preußen zu finden ist.““ So eilte er, das Messer in seinem Ermel versteckend, wieder auf das Haus zurück. Auf dem Burghofe angelangt, bemerkte er an der

Erleuchtung der Kapelle des Meisters (denn es war Besperzeit), daß dieser einsam in seiner Kapelle sein Gebet verrichte. Die Zeit zur Rache schien ihm günstig. Die übrigen Ordensbrüder waren sämmtlich in der Hauptkirche des Hauses zur Besper versammelt und selbst die Dienerschaft des Meisters zog sich, wenn er zum Gebete ging, von ihm mehr zurück. So konnte es dem rachsüchtigen Ritter leicht gelingen, sich unbemerkt bis in die Vorhalle der Kapelle hinaufzuschleichen, wo er im Dunkeln lauerte. Als der Meister sein Gebet verrichtet und nun durch die Vorhalle in sein Gemach zurückkehren wollte, stürzte der Wüthende auf ihn ein, stach ihm das Messer in die Brust und rief die Worte: „„Nimm mir mehr das Meine!““ Der sinkende Meister stammelte ihm die Worte zu: „„Das vergebe dir Jesus Christ!““ Da ergriff der Unmensch das Messer noch einmal, stieß es dem Meister noch tiefer in das Herz und entfernte sich, von einem bellenden Hündlein des Meisters verfolgt. Der Notar des Meisters, der diesem in sein Gemach hatte folgen wollen, fand zuerst zu seinem Entsetzen seinen Herrn in der Vorhalle röchelnd in seinem Blute liegen. Unter Angstgeschrei um Hülfe sucht er den Meister aufzurichten; die Dienerschaft, die sonst ihren Herrn begleitete, läuft eiligst herbei. Alles ist in Schrecken und Entsetzen. Ein Theil der Diener verfolgt alsbald den Mörder; er wird ergriffen; selbst sein blutbespritztes Kleid verräth sogleich seine Gräuelthat. Man wirft ihn gefesselt in den Kerker. Die Diener tragen darauf den Meister in sein Gemach, in welchem auf die schreckliche Nachricht sich alle Brüder des Hauses versammelten. Kaum vermochte es der Meister noch, die nöthigen Verordnungen mit wenigen Worten anzudeuten, denn schon nach einer Stunde gab er in den Armen seines Kaplans und

Beichtigers sein frommes und gottergebenes Leben auf. Es war am Abend von St. Elisabethen-Tag am 18. November 1330, als die gräuelvolle That vollbracht wurde."

Wir haben diese Erzählung hier vollständig eingeschaltet, weil die näheren Umstände des Mordes eine Veranlassung wurden, die Vermuthung, daß hier Meisters Kapelle zu suchen sei, historisch weiter zu verfolgen. Daß nämlich eine solche Hauskapelle in Meisters Wohnung gewesen, stand bereits urkundlich fest, und nur vor dieser, nicht aber vor der Schloßkirche konnte der Frevel begangen sein, da die Vesperzeit genannt wird, wo alle Ordensbrüder in der Hauptkirche des Hauses versammelt waren und mithin dort weder der Hochmeister allein, noch auch der Notar füglich der erste sein konnte, der ihm zu Hülfe eilte. Vielmehr führt Schütz ausdrücklich an: der Mörder habe den Meister, „als er nach gethanem Gebete aus seiner Kapellen gar einig (allein) ging, recht unter der Thüren erstochen;" und eine der älteren Chroniken sagt, noch genauer bezeichnend: interfectus est, dum exiret capellam, juxta porticum, was offenbar auf den großen Gang hinweist, der an die Vorhalle der Hauskapelle anstoßt. Weitere Nachforschungen in den alten Ordensrechnungen haben übrigens diese Annahme späterhin außer allen Zweifel gesetzt.

Doch die Schauer jenes Mordes sowie die ehemalige Weihe des Orts waren längst vergessen und verwischt. Wir haben oben gesehen, wie diese Kapelle nebst der angrenzenden Schlafkammer des Hochmeisters zu polnischer Zeit in einen großen Hausflur mit einer Außentreppe verwandelt und ihre ursprüngliche Bestimmung zuerst nach der Auffindung des Kirchenfensters wieder geahnt wurde. Dieses dem Eingange gegenüberstehende große Fenster ward aus dem später abge-

brochenen Anbaue entdeckt, welcher in dem Winkel zwischen Kapelle und Konventsremter an die erstere angelehnt war. Man fand in der Mauer noch den alten Fensterstock nebst dem geraden einfachen Fenstergewande und den schönen Stuckverzierungen im oberen Theile desselben, die bei der Herstellung wieder eingesetzt wurden. Bald darauf wurden auch die drei kleineren Fenster in der südöstlichen Seite vorgefunden, das mittlere ganz in seiner alten Gestalt, von den beiden andern wenigstens die oberen Spitzbogen nebst den äußeren Vertiefungen, welche jedoch gleichfalls vermauert und in eine glatte Wand verwandelt waren. Die Kapelle selbst aber war in ihrem vordern Theile mit einem schönen Sterngewölbe, im Hintergrunde dagegen mit einem Tonnengewölbe versehen. Die inneren Wände zeigten überall noch verblichene Spuren alter Malerei und oben im Gewölbe befand sich eine kleine hölzerne Röhre, welche wahrscheinlich für die Schnur zur Glocke oder zur Ampel vor dem Altare bestimmt gewesen.

Schon im Jahre 1819 begann die Wiederherstellung aus den Beiträgen der evangelischen Geistlichkeit, den ersten, welche überhaupt für den Bau eingingen. Nachdem man die von den Polen wegebrochene Zwischenmauer, welche die Kapelle von Meisters Schlafkammer trennte und deren ehemaliges Dasein an den abgebackten Ziegeln der Seitenwände noch zu erkennen war, wieder eingesetzt hatte, wurde das Gewölbe ausgebessert und neu geputzt, ein neuer Altar aufgerichtet, der Fußboden, soweit das Sterngewölbe reicht, mit großen schwarzen und weißen Marmorfliesen, unter dem Tonnengewölbe aber mit kleinen Kalksteinfliesen belegt und dem Aeußern durch eine verzierte Giebelmauer die alte Ansicht möglichst wiedergegeben, während die Fenster Glasgemälde (von Höcker) er-

hielten, in dem großen Fenster die beiden Johannes, den Täufer und Evangelisten, in den übrigen drei Engel auf verziertem Grunde darstellend.

Durch die Theilnahme, welche die Entdeckung dieser Kapelle überall erweckte, gelang es, ihr auch im Innern den würdigen Schmuck wieder zu verleihen, der sie, den Ordensrechnungen zufolge, früher ausgezeichnet. Von allen Seiten gingen zum Theil sehr werthvolle Geschenke ein: eherne Altarleuchter, eine gestickte weiße Altardecke, ein kunstreich gearbeitetes Kreuz von Bernstein, eine große Altarbibel und ein vergoldeter Meßkelch von Silber aus der Ordenszeit, zu welchem die Fürstin Radzivil eine von ihr selbst reich und prächtig geschmückte Kelchdecke verehrte. Der König aber schmückte den Altar mit einem alten deutschen Bilde, und der Kronprinz übersandte ein silbernes und vergoldetes, buchartig geformtes Altarbild, das in der Ordenszeit im Kriege für den Reise-Altar bestimmt war. Ein Hauskomthur zu Elbing hatte es, wie die alte Aufschrift besagt, im Jahre 1388 anfertigen lassen; in dem preußischen Bundeskriege aber war es, von irgend einem Polen geraubt, in die Domkirche zu Gnesen gekommen und von dem dortigen Domkapitel im Jahre 1822 dem Kronprinzen überreicht worden.

Man möchte Meisters Kapelle, wie sie war und jetzt wieder dasteht, eine fürstliche Einsiedelei nennen; nirgends die Schauer eines mächtigen Doms, alles lieblich, in sich beglückt und ahnungsvoll, wie der leise Flügelschlag eines Engels, der durch die Stille eines heitern Sonntagmorgens grüßend vorüberzieht.

Im Orden war die Andacht noch kein fremdes, von der Tagesarbeit ängstlich geschiedenes Geschäft, sondern recht mitten in dem rüstigen Leben dieses stündlich verklärend und

beſeelend. Und ſo finden wir denn auch jene Kapelle rings von des Hochmeiſters täglicher Wohnung umgeben, und eine Thüre derſelben führt unmittelbar in ſeine **Schlafkammer**. Dieſe Kammer, von einem Kreuzgewölbe ohne Kragſteine überdeckt, bietet jetzt wieder den einfach würdigen Anblick dar, den ſie nach alten Nachrichten und den vorgefundenen Spuren in Wand und Mauer vor Jahrhunderten gewährt haben mag. Die eichenen Wandſchränke für Kleider und Harniſch, deren Mauervertiefungen und Einſchnitte noch ſichtbar waren, ſind wieder eingeſetzt, der Fußboden iſt wieder mit grün und gelb verglaſeten Thonfliſen bedeckt, wie man ſie in einer Ecke des Gemaches noch vorfand, und zwei Sitzbänke, ein Tiſch in der Mitte und alterthümliche Stühle ſtehen an den blaßgrünen Wänden geordnet umher. Es iſt, als wäre der Meiſter eben nur über Land geritten und müßte jede Stunde wieder heimkehren. Die Wiederherſtellung iſt von der Familie der Grafen Dohna bewirkt, deren Wappen daher auch das eine große Fenſter der Kammer ziert.

Aus der letztern führt rechts eine Thüre in **Meiſters Hinterkammer**, einen langen Raum mit einem Tonnengewölbe und mehreren Mauervertiefungen zu Wandſchränken, wo ehemals des Hochmeiſters Kaſten und Laden ſtanden und wahrſcheinlich auch die Meßgeräthe der Hauskapelle aufbewahrt wurden, mit welcher die Kammer durch eine Thüre in Verbindung ſteht, während auf derſelben Seite eine kleine ſteinerne Treppe zum anſtoßenden Konventsremter hinabführt, die jedoch nur für den Meiſter beſtimmt war, wenn er an dem Konventstiſche mitſpeiſen oder an der Collation der Ritter Theil nehmen wollte. In dieſer Hinterkammer machte eine Mauervertiefung von ganz eigenthümlicher Art anfänglich viel Kopfzerbrechen. Sie iſt beſonders tief eingelegt, hat

eine steinerne Einfassung und zwei vermauert vorgefundene Abtheilungen übereinander, deren jede wieder zwei Fächer enthielt und durch besondere, mit eisernen Ueberwürfen versehene Thüren verschlossen werden konnte, wie nach erfolgter Ausräumung des Mauerwerks die noch bemerkbaren Mauereinschnitte und die in den Stein eingelassenen Haspen, Falzen und Thürhacken bewiesen. Im Hintergrunde der Vertiefung aber gab ein kleines, verschließbares Fensterchen Luft und Licht aus dem Konventsremter. Dies verleitete Büsching zu der Vermuthung, daß dieses mysteriöse Behältniß eine schlaue Vorrichtung für den Hochmeister gewesen, um bedeutende Fremde im Konventsremter vor der Audienz von Angesicht kennen lernen und beobachten zu können. Eine Annahme, der es, wenn ihr auch die vorbemerkten Fächerspuren in Stein und Mauer nicht widersprächen, an aller innern Wahrscheinlichkeit gebricht, indem der Meister zu diesem Zwecke sich vornüber mit halbem Leibe in die Oeffnung hätte hineinzwängen und so in der unbequemsten und lächerlichsten Stellung verharren müssen. Spätere Untersuchungen ergaben vielmehr, daß es nichts anderes als ein besonders versicherter Mauerschrank war, in welchem der Hochmeister Sachen von größerem Werthe aufbewahrte und zu dem sein Kämmerer die Schlüssel führte. Auch dieser Schrank ist, sowie die ganze Kammer, in seiner alten Form wiederhergestellt worden und wird jetzt zur Verwahrung einiger Meisters Kapelle angehöriger Kostbarkeiten benutzt.

Als man demnächst aus diesen Kammern weiter vordrang, fand man einen von den Polen angelegten schrägen Gang nach dem großen Gange vor den Remtern hin. Nachdem aber die Seitenmauern des erstern herausgenommen waren, erkannte man in den Abhackungen an Gewölbe und Mauer

des alten Hausraumes ganz deutlich die Spuren eines früheren ſchmalen Ganges, der aus Meiſters Schlafkammer in den Hausflur führte. Er wurde gleichfalls hergeſtellt, desgleichen die zu beiden Seiten deſſelben gelegenen Räume, von denen in alter Zeit der zur Linken Meiſters Dienerkammer, der zur Rechten Meiſters Badeſtube geweſen.

So waren denn die Säle, Hallen und Pfeiler der eigentlichen Hochmeiſterwohnung überall aus dem Schutt der Zeiten neu erſtanden. Allein unter ihr wiederholt ſich in ſeinen Hauptzügen derſelbe Bau noch dreimal bis in den tiefſten Grund hinab, unten noch roh, niedrig und maſſenhaft, je höher er aber durch die Kellergeſchoſſe und das Erdgeſchoß emporſteigt, je freier, klarer und ſchlanker ſchon die obere Pracht erſtrebend und andeutend.

In das Erdgeſchoß gelangt man durch eine Thüre vom Schloßhofe, und zwar zunächſt auf einen Hausflur oder Gang, neben dem mehrere mit einfachen Tonnengewölben bedeckte Räume (ehemals Meiſters Küche, Küchenkammer und Wohnſtube des Kochs) ſich befinden, welche jetzt zur Wohnung des Oberſchloßwarts eingerichtet ſind und, wie wir oben geſehen, zu den Zweifeln über den Aufgang zur Hochmeiſterwohnung Veranlaſſung gaben.

Neben dieſem iſt in derſelben Richtung und nur um ſechs Stufen einer quer durch den Hausraum gehenden Treppe tiefer ein anderer, im ſchönen Spitzbogen hochgewölbter Gang.

Es iſt wie ein Traum von dem prächtigen Remtergange unmittelbar darüber. Da ſtehen wie droben die ſteinernen Sitzbänke in den Fenſtervertiefungen, rechts wieder der runde Brunnen, am Ende des Ganges der hohe, ſchön verzierte Eingang.

Dieſer Eingang aber führt zu vier nebeneinander liegen-

den Stuben, gerade unter Meisters großem Remter, dessen Bodenfläche hier gleichsam durch eine Kreuzmauer in vier gleiche Räume getheilt ist, die jene überaus freundlichen Stuben bilden, während an die letztere, unter Meisters kleinem Remter, ein langer Saal mit einer anstoßenden kleinen Stube angrenzt, alle unter sich durch Thüren verbunden, was darauf hinweist, daß diese Gemächer einst als ein zusammenhängendes Ganze benutzt wurden. Nach den Ordensrechnungen waren dieselben auch wirklich zu Geschäftszimmern für die Landesverwaltung bestimmt und zwar jene vier Stuben insbesondere für Meisters Schreiber, für die Kanzlei und für die Schäfferei. Zwei von ihnen konnten durch Oefen im Fußboden, die beiden andern durch Kamine erwärmt werden, eine jede hat ein hohes spitzbogiges Gewölbe mit einem achteckigen Granitpfeiler in der Mitte. Die steinernen Sitzbänke an den ehemals durch starke eiserne Stangen vergitterten Fenstern, so wie ein Theil der steinernen Fensterkreuze und zierlich gegliederten Fenstergewände sind noch aus der alten Zeit. Alles Uebrige, mit Ausnahme des einen Kamins, wurde seit dem Jahre 1819 aus den Beiträgen der vier preußischen Regierungen wiederhergestellt, und die nördliche Eckstube war das erste Gemach, welches bei der Restauration des Schlosses mit farbigen verglasten Thonfliesen geflurt wurde und bunte Fenster, wenn gleich nur gemalte Ränder erhielt.

Der zunächstgelegene lange zweifenstrige Saal, welcher die Hälfte des Raumes unter Meisters kleinem Remter einnimmt, wird in den alten Rechnungen als die „Rathsstube“ oder „das Gebietiger-Gemach“ bezeichnet, wo die Ordensgebietiger, welche den geheimen Rath des Hochmeisters bildeten, ihre Zusammenkünfte hatten. Sein schönes spitzbogiges

Gewölbe wird von drei schlanken achteckigen Granitpfeilern getragen, im Fußboden befindet sich ein Ofen mit vier Heizlöchern in den wieder neueingelegten Lochsteinen. Neben diesem Saale aber liegt, ebenfalls noch unter dem kleinen Remter, die ehemalige „Briefkammer" mit einem anstoßenden, von einem Tonnengewölbe bedeckten Raume, der wie ehemals wieder zur Bewahrung des Schloß-Archives benutzt wird. Die Fenster der Briefkammer sind mit dem gemalten Siegelwappen des marienburgischen Konvents, die der Rathsstube mit den Wappen des Ordens, des Hochmeisters, Landmeisters und der fünf Großgebietiger verziert, Rathsstube und Briefkammer aber nach den in andern Gemächern noch vorgefundenen Spuren mit Eichen- und Weinlaubgewinden ausgemalt worden. Die Wiederherstellung wurde durch die preußischen Justizbehörden bewirkt.

Steigen wir nun auf der Windetreppe weiter in das erste oder obere Kellergeschoß hinab, so finden wir noch einmal, wie oben, den Gang wieder, den runden Brunnen und zur Seite abermals vier Stuben mit Pfeilern. Aber die Thüre von der Treppe ist hier schon auffallend enge, Gang und Stuben sind niedrig in flachen Bogen überwölbt, die Pfeiler nicht mehr geschliffen, als wäre Alles eben erst im Wachsen und Werden begriffen. Diese sämmtlichen Gelasse, die auch nicht, wie oben, unter einander zusammenhängen, scheinen zu Wohnungen für die niedere Dienerschaft des Hochmeisters und zu Vorrathskammern bestimmt gewesen zu sein. Die Wände der Stuben waren zerhackt, durchbrochen, in Küchen und kleinere Wohnungen und in der neueren Zeit auch in Gefängnisse verwandelt. Selbst das Gewölbe unter dem Fußboden war an mehreren Stellen durchlöchert, um den Schutt und Unrath in die unteren Keller

hinabzuwerfen. Da galt es rechte Bergmanns-Arbeit! Alles indeß ist im Jahre 1823 wiederhergestellt, Gang und Stuben neu geputzt und ausgeflurt, ja zwei der Stuben sogar mit Stuckboden versehen worden.

Immer tiefer endlich gelangen wir auf derselben Wendetreppe in das untere Kellergeschoß; abermals der Gang und vier Keller daneben, jeder wie die Stuben über ihnen mit flachem Gewölbe und einem viereckigen ungeglätteten Granitpfeiler, und ihnen zur Seite ein großer Keller, auf drei eben solchen Pfeilern ruhend. Auch hier kann man rechts am Gange aus dem Brunnen schöpfen, der durch alle Geschosse in der Mauer hinauf steigt. Weiterhin aber unter einem gewaltigen Kreuzgewölbe noch aus der Zeit der früheren Vorburg, über welchem bei dem Aufbau der Hochmeisterwohnung noch ein mächtiges Tonnengewölbe geschlagen wurde, das alle oberen Quermauern trägt, strecken sich ungeheuere Kellerräume unter dem ganzen Baue hin, als ob hier ein Riesenbaum seine Wurzeln wie Gebirgsadern durch den Boden treibe.

Doch wir flüchten uns vor der fast dämonischen Uebermacht dieser unterirdischen Hallen und treten auf einer besonderen Treppe unmittelbar wieder in's Freie, auf den Burghof hinaus.

Hier stoßen wir zunächst bei Meisters Kapelle auf die Trümmer einer alten Grundmauer, die noch deutlich durch den Boden heraufschimmert. Sie gehört dem schon oft erwähnten weggebrochenen Nebengebäude an, das einst den Winkel zwischen der Kapelle und dem Konventsremter füllte. Nur der obere Theil dieses Gebäudes, welcher das große Kirchenfenster der Kapelle verdeckte, war von den Polen neu aufgesetzt, denn bis zum Erdgeschoß desselben, aber auch nur

Univ. Bibl. München

bis zu dieſem hinab, wurden, als man den Bau abgebrochen hatte, auf der nun freigewordenen Seitenmauer der Kapelle noch alte, mit Vergoldung verzierte Malereien ſichtbar. Jenes urſprünglich alte Erdgeſchoß enthielt in der Ordenszeit einen Gang und zwei Stuben für den Thorwart des Hochmeiſters und hatte ein flaches Dach mit Zinnen und einen Altan, auf welchen eine Thüre aus Meiſters Hinterkammer hinausführte. Nach Südoſten hin ſtand daſſelbe mit einer Vorhalle vor Meiſters Kapelle, von der andern Seite aber mit einer Mauer in Verbindung, die in gleicher Flucht mit der Vorhalle und jener ehemaligen Thorwarts-Wohnung im Schloßhofe vor dem Konventsremter-Gebäude hinlief. An dieſe Mauer lehnte ſich weiterhin zwiſchen den Thüren zur Konventsküche und zum Konventsremter, ohne jedoch die Wand des letztern zu erreichen, ein zweites kleines Gebäude mit zwei Oefen unter dem Fußboden, zur Wohnung für den Thorwart des Konvents beſtimmt. Die Hauptzüge aller dieſer Bauwerke wurden in ihren Grundmauern unter der Erde im Jahre 1823 entdeckt, als man nach dem alten verſchütteten Brunnen vor dem Konventsremter ſuchte. Eben ſo erkannte man bei weiteren Nachgrabungen in demſelben Jahre die Fundamente eines Ganges zwiſchen zwei Mauern, der im Hofe von der Nordecke aus ſchief vorſprang. Wahrſcheinlich liefen dergleichen Vertheidigungsmauern von mäßiger Höhe und mit Zinnen verſehen um den ganzen Schloßhof her, um das Innere deſſelben überall von den Thüren zu ſcheiden und dieſe gegen die etwa bis in den Hof vorgedrungenen Feinde zu decken. Aber Alles war ſo zerſtückt, zweifelhaft und weitgreifend, daß man es aufgeben mußte, auf ſo unſichere Spuren neue Baupläne zu gründen. Nur der im Schloßhofe endlich wieder aufgefundene Brunnen vor dem

Eingange zum Konventsremter wurde hergestellt und im Jahre 1843 mit einem alterthümlich gehaltenen, hölzernen Gehäuse geschmückt.

Ueberschreiten wir nun, diesen Hof verlassend, auf der nach Süden gelegenen Brücke den dort abschließenden trockenen Graben, so kommen wir vor ein hohes, spitzbogiges und mit verglaseten Ziegeln reichverziertes Burgthor, den ehemaligen einzigen Eingang zum hohen Schlosse. Dieser Eingang ist wenigstens äußerlich in seiner alten Pracht erhalten und wie zur Ordenszeit durch eine große eichene Thorthüre mit einer kleinen Durchgangsthüre wieder geschlossen worden. Das hohe Schloß selbst aber, auch das rechte Haus genannt, bildet ein regelmäßiges Viereck, das einen Burghof von 85 Fuß Länge und 102 Fuß Breite umschließt, in dessen Mitte sich ein schöner, gleichfalls wiederhergestellter Brunnen befindet. Das 70 Fuß hohe Haus, ehemals ringsumher mit Zinnen und an jeder Ecke mit kleinen viereckigen Thürmen geschmückt, erhob sich in vier, bis unter das Dach kunstreich gewölbten Stockwerken. Auf drei der inneren Seiten der Burg liefen, wahrscheinlich in allen Stockwerken, gleichfalls gewölbte und auf gemauerten Pfeilern ruhende Umgänge umher, auf welche die Gemächer und Säle ihre Ausgänge hatten. An der nordwestlichen Seite, gleich an dem vorerwähnten Eingange, führte eine einfache, seitwärts gewundene, überwölbte Steintreppe auf dem Bogengange des Erdgeschosses durch eine ziemlich niedrige Thüröffnung in das erste Stockwerk, und zwar zunächst in den geräumigen Hausflur, von welchem man auf einem durch einen hohen offenen Bogen eröffneten Gange zu dem Kapitelsaal gelangte. Dieser befand sich auf der Nordostseite des Vierecks, deren andere Hälfte die Schloßkirche einnahm, welche früher

nach dem Mittelschlosse hin mit drei hohen Fenstern und einem nach der innern Seite des Burghofes versehen war. Später verlängerte der Hochmeister Dietrich von Altenburg diese Kirche, sie durchaus neu überwölbend, weiter nach Südosten hin, gründete unter ihr die Annenkapelle und setzte daneben den Schloßthurm auf. Damals führte der Umgang im innern Schloßhofe vom Kapitelsaale zu dem im hohen Spitzbogen tief in die Mauer eingelegten und vorzüglich verzierten Eingange der Kirche, welcher wegen seiner reichen Vergoldung die goldene Pforte genannt wurde. Noch ist die alte Thüre desselben vorhanden und an dem phantastisch verschlungenen Bild- und Blätterschmucke aus gebranntem Thon die ehemalige Vergoldung sichtbar. Jener Umgang aber wurde mit den übrigen Gängen, Sälen und Gemächern im Jahre 1801 bei dem Magazinbaue zerstört, nur die Kragsteine und die buntverglaseten Ziegeln in der Mauer bezeugen noch sein früheres Dasein.

Indem wir in Betreff der Schloßkirche auf die ausführliche Beschreibung in Büschings Marienburg Bezug nehmen, bemerken wir nur noch zur Vervollständigung, daß dieselbe in der Ordenszeit außer den noch vorhandenen drei Altären einen freistehenden Altar in ihrer Mitte und auf jeder Seite neben dem Hochaltar in der dicken Mauer zwei Sakristeien hatte. Der Mittelaltar ist von den Jesuiten weggenommen, die Sakristeien auf der einen Seite in eine größere Kammer, auf der andern zum Theil in einen Durchgang zu dem anstoßenden Jesuiten-Gebäude verwandelt worden. Die schöne Empore aber, Standbilder und Chorstühle stehen noch in ihrer alterthümlichen Pracht. Man begnügte sich bei Wiederherstellung einstweilen Alles zu belassen, wie es seit der Jesuitenzeit gewesen, nur die auf der südlichen und östlichen

Seite gänzlich verfallenen Mauern wurden durch die katholische Geistlichkeit gründlich ausgebessert, die Fenster mit ihren Verzierungen und Fensterstöcken erneuert und im Innern die Gewölbe größtentheils neu geputzt.

Zu ebener Erde unter dem nach Südost vorspringenden, von Dietrich von Altenburg auf dem Wallgange des hohen Schlosses hinausgebauten Theile der Schloßkirche befindet sich die Annen-Kapelle mit zwei einander gegenüberstehenden tief in die Mauer eingelegten, spitzbogigen Eingängen, deren jeder durch doppelte Thüren, eine innere und äußere, geschlossen war. Auch diese Kapelle hatte ehemals drei Altäre, von denen nur noch der Hauptaltar vorhanden, und zu beiden Seiten des letztern zwei Sakristeien, deren eine vermauert, durch die andere aber, wie oben in der Schloßkirche, ein neuer Eingang aus dem Jesuitengebäude gebrochen ist. Wir haben schon oben erwähnt, wie der hintere Theil des Kapellenraumes im Jahre 1737 in ein Begräbnißgewölbe für die Familie des Starosten von Rezin umgewandelt und über diesem Gewölbe durch die einander gegenüberstehenden Fenster ein Durchgang, die sogenannte Bullerbrücke, angelegt worden war. Gewölbe und Durchgang wurden, nachdem man die darin befindlichen Särge tiefer versenkt hatte, bei der Wiederherstellung abgebrochen, in der Kapelle selbst aber aus den Beiträgen der katholischen Geistlichkeit die Wände und das Gewölbe neugeputzt, die beschädigten steinernen Kragsteine durch Stuck ausgebessert, der Fußboden gefliesset und das große Fenster in Südost mit einem (von Höcker) auf Glas gemalten Annenbilde versehen. Das schöne Bild ist leider im Jahre 1826 vom Sturme eingedrückt und zertrümmert worden.

Schon die sorgfältig wiederhergestellten Stein- und Stuck-

verzierungen der Eingänge (worunter die klugen und thörichten Jungfrauen, der Engel des Gerichts, das Hinscheiden Maria's und Christus mit der Siegesfahne) deuten auf die todesernste Bestimmung dieser Kapelle. Sie war die Ruhestätte der Hochmeister und der letzte Gang aller Ritter des Haupthauses. Denn jenseits auf dem Wallgange (Parcham genannt) lag der Kirchhof der letztern und ihre Leichen mußten durch die Kapelle, wo wahrscheinlich für jeden Ordensbruder das Todtenamt gehalten wurde, dorthin gebracht werden. Vor dem einzigen, noch übrigen Hochaltare befindet sich der Grabstein des Hochmeisters Tietrich von Altenburg mit der einfachen Umschrift: „÷ To. Unsers. heren Christi. jar. was. M. Tri. CXLI qar. do. starb. d'. meist'. finerich. von. Aldenburc. bruder. Tietrich. hie. legen. di meistere. begraben. der. von. Aldenburgh. hat. angehaben. Amen." Unter diesem Steine, der zugleich die bewegliche Gruftdecke bildet, führt eine Oeffnung in ein 20 Fuß tiefes Tonnengewölbe. Man fand jedoch nur Jesuiten-Särge darin, welche bei der Wiederherstellung der Kapelle weggenommen und im Hintergrunde derselben versenkt wurden. Von dem Boden des Gruftgewölbes aber ist ein enger, unregelmäßig viereckiger Schacht senkrecht in die gewaltige Grundmauer des Gebäudes hineingehauen, etwa so tief als der äußere Schloßgraben, mit dem er jedoch in keiner Verbindung steht. Er war durchaus leer und seine Bestimmung ist bis jetzt unenträthselt geblieben.

Außerdem enthält die Kapelle nur noch zwei kleinere Grabsteine. Der eine, ein glatter Stein, hat in deutschen Buchstaben die Umschrift: „In der Jar czal Xti MCCCCXXIX do starp der erwirdige bruder heinrich von plawen." Ein abgebrochenes Stuck dieses Steines lag in einem Winkel der Kapelle zwischen den Fliesen, ist aber dem Denkmal wieder

beigefügt worden. Der andere Grabstein zeigt in schwachen, bereits gänzlich verwitterten Umrissen die Abbildung eines Ritters mit dem Schilde. Mit ziemlicher Gewißheit ist nur noch der Name „winric“ zu lesen.

So liegen denn die einfachen Denkmale der drei größten Hochmeister, die einzigen, welche die Zeit mit sinnreicher Scheu verschont, fortan in Frieden neben einander in der feierlichen Stille und lautlosen Abgeschiedenheit, welche diesem Orte jetzt wiedergegeben ist. Auf der Schwelle des Einganges vom Hofe aber hält der vielgeprüfte Geschäftsführer und Freund des Ordens, Dietrich von Logendorf, wie ein getreuer Eckard, wieder wackere Wacht. Man hat seinen Grabstein im Jahre 1821 in der Lorenzkirche unter dem Schutte entdeckt und ihn, da diese Kirche zu andern Zwecken verwendet wurde, hierher versetzt. Ruhe ihrer Asche!

Unter den Denkwürdigkeiten Marienburgs hat wohl das große Marienbild an der Schloßkirche den verbreitetsten Ruf. In einer äußeren weiten Mauernische an der Südostseite dieser Kirche, unmittelbar über dem Abgrund, den die Kirche und Annenkapelle hier über dem tiefen Burggraben bilden, steht, nur rückwärts an die Mauer gelehnt, die 25 Fuß hohe Gestalt der heiligen Jungfrau, auf dem linken Arme das Christkind, mit der vorgestreckten Rechten ein metallenes starkvergoldetes Zepter emporhaltend, das sich in Eichenblätter und eine Eichel endet. Sie hat ein goldenes Gewand und einen rothen Mantel darüber, mit goldenen Vögeln gleichsam gestickt und auf dem Haupte einen weißen, nonnenartig gefalteten Schleier mit einer prächtigen Krone darauf. Die Nische, deren vorn abschüssiger Fußboden von gelben und grünen Fliesen glänzt, ist im Hintergrunde ganz golden, an den Seiten aber blau, mit goldenen Sternen besäet.

Es ist wie eine übermächtige Erscheinung des Geistes, der in allen den pfeilernden Sälen und Gängen des Baues geheimnißvoll waltet. Nicht, wie die Burggeister anderer Schlösser, bei düsterer Nacht umherwandelnd, im vollen Licht der heiteren Morgensonne zeigt er sich, von den verwandten Strahlen wunderbar entzündet und durchblitzt. Aber auch keine lieblich weiche Madonna ist das riesenhafte Bild, in der Nähe fast schreckhaft durch die ungeheuren Dimensionen, sondern die mildernste Himmelskönigin in allen Glorien ihrer übermenschlichen Hoheit.

Das ganze Bild ist aus Stuck geformt und auf eine über diese Form gezogene frische Stuckmasse sind kleine Pasten von farbigem Glase dicht nebeneinander eingedrückt. Auch die goldenen Pasten bestehen aus einem Glasfluß (gleichviel von welcher Farbe), auf der glatten Oberfläche mit einem Goldblättchen belegt, über welches eine dünne durchsichtige Glasscheibe angeschmolzen ist. Die Maria mithin, das Christuskind, Gesicht, Hände, Gewänder und Nische, Alles ist Mosaik, ein Kunstwerk, auf dessen uralte Vorbilder zwar dunkle Nachrichten noch hinweisen, das aber gegenwärtig in Europa nicht mehr seines Gleichen hat.

Mehrere der Mosaikstücke indeß, namentlich an Gesicht, Händen und Füßen, sowie an den untern Rändern der Gewänder, waren bereits ausgefallen, was dem Ganzen das widerliche Ansehen eines fleckigen oder verwischten Gemäldes gab. Allein die Ausbesserung hatte hier besondere Schwierigkeit wegen der anfänglichen völligen Unbekanntschaft mit dem Material dieser Pasten, welche Büsching irrthümlich zum Theil für eine Art Porzellan oder Steingut hielt. Man entschloß sich daher endlich, dergleichen Mosaik aus Rom zu verschreiben. Inzwischen aber war es nach vielen Versuchen dem

unermüdlichen Eifer in Marienburg ſelbſt gelungen, die Glaspaſten, auch die goldenen, auf die vorbeſchriebene Art glänzender und dauerhafter zu verfertigen, als die römiſchen. Und ſo ging es nun ſofort an's Werk. Ein zufällig durchreiſender italieniſcher Künſtler (Gregori), in Moſaikarbeiten wohlbewandert, ſetzte die neuen Paſten ein; der verewigte Fürſtbiſchof von Ermland, Prinz von Hohenzollern, gab allein 400 Thaler dazu, die katholiſche Geiſtlichkeit das Uebrige. Am 10. Juli 1823 aber wurde eine auf Pergament geſchriebene kurze Nachricht über die geſchehene Wiederherſtellung nebſt mehreren Landesmünzen in einer doppelten blechernen Kapſel wohlverwahrt, in die zu öffnende Eichel des Zepters niedergelegt und das Bild vom katholiſchen Ortspfarrer kirchlich eingeweiht. Möge es in ſeinem friſchen Farbenglanz noch viele Jahrhunderte ſegnend in's Land ſchauen!

Unfern dieſes Bildes erhebt ſich der ſchlanke Schloßthurm, ehemals auch der Thurm am oberſten Hauſe genannt. In der Ordenszeit hatte er offene Zinnen und vielleicht auch eine mit einem Knopfe und einer Fahne verſehene Thurmſpitze; wenigſtens iſt er mit einer ſolchen auf einem noch vorhandenen kleinen Kupfer vom Jahre 1649 und auf einem alten Oelgemälde im Rathhauſe zu Marienburg dargeſtellt. Jedenfalls aber wurde im Jahre 1756 von dem Staroſten von Rexin eine moderne, dem Ganzen wenig entſprechende Thurmſpitze darauf errichtet. Auch dieſe drohte jetzt dem Einſturze, ſie iſt daher abgebrochen und im Jahre 1841 durch eine neue Spitze erſetzt, das obere Mauerwerk des Thurmes aber mit Zinnen und gezimten Giebeln verſehen worden.

Endlich wurde auch auf eine ſtärkere Befeſtigung des Nogatufers Bedacht genommen, um das Schloß für kommende Zeiten vor dem heftigen Andringen der Fluten zu ſichern.

Zu allen diesen Bauten verwendete man größtentheils Ziegeln nach dem Vorbild der alten, welche mit besonderer Sorgfalt verfertigt wurden. Alte Granitpfeiler lieferten die ehemaligen Ordensburgen zu Brandenburg und Mewe, farbige Fliesen das abgebrannte Dominikanerkloster in Danzig und das Jesuiten-Collegium zu Graudenz, wo sie nicht mehr benutzt werden konnten. Sandstein wurde in Schweden gekauft und in Marienburg eine eigene Werkstatt von Steinmetzen unter der Leitung des Geh. Reg.-Raths Hartmann errichtet, dessen fortgesetzten umsichtigen Versuchen es endlich auch gelang, den bildsamen und unverwüstlichen Stuck, wie man ihn im Schlosse vorgefunden, wiederherzustellen. Mancherlei Controversen erregte die ursprüngliche Einrichtung der Schloßfenster. Die ersten sowohl im Konventsremter als in der nördlichen Eckstube des Erdgeschosses hatte man, nach Art der alten Rachenfenster, ohne Rahmen in die Fenstergewände fest eingesetzt. Bald jedoch erkannte und verbesserte man den Irrthum, indem alte Nachrichten und noch vorhandene Spuren es endlich unzweifelhaft machten, daß die Fenster in den Wohnstuben und Sälen zum Oeffnen eingerichtet gewesen. Dieser an sich geringfügige Umstand aber war für den Schloßbau von bedeutender Wichtigkeit; denn er gab noch zu rechter Zeit, schon im Jahre 1819, dem geheimen Archiv-Director und Professor Voigt die erste Veranlassung zum Aufsuchen und Ermitteln der alten Rechnungen im geheimen Archive zu Königsberg, wodurch allein es möglich wurde, Bedeutung, Zweck und Einrichtung der einzelnen Gemächer, Säle und Gänge grundlich zu erkennen.

Wir haben im Vorstehenden öfters bei den Fenstern der neuen Glasgemälde erwähnt, ohne des Mannes zu gedenken, der dabei am bedeutendsten betheiligt war. Der Bau-

inſpector Geredorf nämlich führte ſeit dem Juli 1819 unter Hartmanns Leitung die unmittelbare Aufſicht über den ganzen Bau, welchen er mit wahrhaft künſtleriſcher Luſt und durch eine ſeltene Erfindungskraft auf das weſentlichſte gefördert hat. Im Winter 1819, in der Einſamkeit ſeines Laboratoriums alles Aufſehen verſchmähend, entdeckte er von neuem das Weſen der alten, verloren gegangenen Glasfarben, das Einbrennen und die ganze Behandlung derſelben. Von ihm ſind mehrere der früheren Fenſterbilder und ſelbſt auch die ſpäteren und größeren vom Maler Höcker aus Breslau mit Geredorfiſchen Farben gemalt. Er war es ebenfalls, der die bunten und goldenen Glaspaſten, womit das große Marienbild reſtaurirt wurde, wieder erfand und im Winter 1822 in der Glashütte zu Zechlinen ſelber ausführte.

Durch ſo getreue und umſichtige Anſtrengungen war nun Alles, was noch zu retten ſtand, wieder zu würdiger und dauernder Erſcheinung gebracht. Allein um das alterthümliche Bild zu vollenden, fehlte noch der rechte Farbenton. Die nächſte Umgebung auf der ehemaligen Vorburg war noch wüſt oder modern und unbedeutend, und im Schloßthore blinzten und klapperten noch die luſtigen Magazin-Luken wie zum Hohn der ernſten Pracht, die nichts mehr mit ihnen gemein hatte.

Da wurde denn zunächſt vor dem nordöſtlichen Burgthore Mauer und Graben angemeſſen geordnet und die von der Nordſeite angrenzende ehemalige Lorenzkirche, gegenwärtig zum Geſchäftslokal des Landesgerichts beſtimmt, von außen alterthümlich ausgeſchmückt. Um die weiterhin gelegenen Poſtgebäude und Stallungen zu decken, legte man vorn auf dem freien Platze der Vorburg ein Wäldchen, den ſogenannten Schloßhain, an. Der Bürgermeiſter Hüllmann hatte dazu

in Marienburg Beiträge gesammelt, der Prediger Hasler mit seinen Seminaristen pflanzte die Bäume und Sträucher, in denen nun fröhlich die Nachtigallen schlagen, wenn beim leisen Rauschen der Nogat der Mond den dunkeln Bau scharf und geisterhaft beleuchtet, wie denn Kunst und Natur immerdar geheimnißvolle Gesellen sind. Ueber die Wipfel aber lugt der schiefelichte Thurm herüber, der, obgleich dicht am Strome und lange ohne Dach, seit Jahrhunderten Wetter und Eisschollen gebrochen; ein schöner zirkelrunder Wartthurm, in dessen Inneres eine kleine schmale Thüre von der noch vorhandenen Ringmauer der Vorburg führt. Er ist im Mauerwerk gründlich ausgebessert.

Im Schloßhofe selbst aber alles Störende hinwegzuräumen, bot sich schon im Jahre 1823 eine willkommene Gelegenheit dar. Die Postverwaltung in Marienburg bedurfte nämlich dringend eines andern Lokals. Es wurde daher derselben das in der Vorburg längs der Nogat belegene bisherige Intendantur-Gebäude käuflich überlassen und aus dem Erlös dagegen der nordöstliche Flügel des Mittelschlosses, welcher unbenutzt verfiel, für die Königliche Intendantur, sowie zu Wohnungen der Magazin-Beamten ausgebaut, das Gebäude aber überall von den Magazin-Luken befreit und in seinem Aeußern der bedeutenden Nachbarschaft wieder würdig gemacht. Auch der südöstliche Flügel, obgleich er Magazin blieb, so wie das sich dort anreihende ehemalige Jesuiten-Gebäude, welches zum Landwehr-Zeughause bestimmt wurde, erhielt wenigstens äußerlich durch Ausbesserung und alterthümlichen Abputz einen möglichst übereinstimmenden Ausdruck. Bei weitem am bedeutendsten aber wurde endlich das ganze alte Bild, wie der Ritter durch den Helm, durch die Wiederherstellung der Zinnen gehoben, womit in

der Ordenszeit das obere Haus wie das Mittelschloß gekrönt waren.

Es waren dies nämlich zwei Vertheidigungs-Gänge über einander, ein verdeckter und ein offener, welche oben um die ganze Burg liefen. Der untere oder verdeckte Gang befand sich zwischen dem obersten Geschoß und der Balkenlage des Daches in der dicken Mauer selbst, war durch die wieder zugewölbte Mauer gedeckt und hatte Schießlöcher nach Außen. Auch nach dem Burghofe hin enthielt die Mauer solche, nur etwas engere Gänge, die mit den äußeren durch quer neben dem Bodenraume unter den Balkenlagen durchlaufende Mauergänge in Verbindung standen, um zur Zeit der Gefahr rasch von einer Seite des Schlosses zur andern gelangen zu können. Auf der inneren Mauer jener Gänge ruhten die Dachbalken nebst dem zurücktretenden Dache. Ueber diesen Gängen selbst aber, deren Gewölbe mit dicken Kalksteinplatten belegt waren und zugleich die Abzugrinnen des Regenwassers bildeten, liefen neben dem Dache die offenen Gänge unter, mit jenen durch Mauertreppen verbunden und nach Außen durch die Brustwehr gedeckt, in welcher sich die Zinnen-Einschnitte befanden. Diese letzteren Gänge waren bei dem Umbau des Schlosses an einigen Stellen unvermauert geblieben und ließen daher ihre ehemalige Beschaffenheit noch deutlich erkennen.

Die Hochmeister-Wohnung jedoch hatte auch in der alten Zeit nur solche ringsumherlaufende offene Gänge, in denen namentlich die Hauptvertheidigung des vorspringenden Flügels derselben bestand. Hier über den Gewölbe-Bogen der äußeren Strebepfeiler von Meisters großem Remter war der breite Gang durch eine 10 Fuß hohe und an der Außenseite mit gegliederten Ziegeln und Stuckverzierungen besonders

reich geſchmückte Bruſtwehrmauer geſchützt. In den beiden Ecken gegen Norden und Weſten ſprang dieſe Bruſtwehr über die Mauer hinaus und bildete, auf gewaltigen Kragſteinen ruhend, in jeder Ecke einen ausgelegten und ſchön verzierten achteckigen Erker. Gang, Bruſtwehr und Erker wurde, gleichwie an den andern Seiten des Baues, im Jahre 1785 abgebrochen und aus den herabgeworfenen Kalkſteinplatten des Fußbodens Kalk gebrannt, über dem Ganzen aber ein widerliches flaches Dach aufgeſetzt. Nur an der nordöſtlichen Seite hatte man einen Theil der Bruſtwehr ſtehen laſſen, gleichſam als Zeugniß der zerſtörten Herrlichkeit.

Nach dieſen Trümmer-Spuren und den Andeutungen, welche alte Rechnungen und Bilder übereinſtimmend darboten, wurde im Jahre 1825, aus einer Gabe der Königlichen Prinzen und den Beiträgen der Armee, die Wiederherſtellung begonnen, und ſchon im Jahre 1831 waren rings um den Konventsremter die alten verdeckten Vertheidigungs-Gänge von neuem überwölbt, über dem ganzen nordweſtlichen Flügel des Mittelſchloſſes aber die überhangenden Dächer zurückgelegt, die offenen Gänge mit Waſſerfängen und blechernen Abfallröhren angelegt und an ihren Bruſtwehren die Felder der Zinnen mit Stuckverzierungen wieder ſtattlich ausgeſchmückt.

So hängt der Baumeiſter, wenn Alles wohlgerichtet, fröhlich eine friſche Blumenkrone über den fertigen Bau hinaus. Als Feſtredner dieſes Baues aber wollen wir einen Mann vernehmen, deſſen Stimme, obgleich zu früh von uns geſchieden, immerdar einen guten Klang behalten wird. Schinkel nämlich, nachdem er im Jahre 1819 Marienburg zum

erstenmal gesehen, berichtete an den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg:

„Der Eindruck der Wirklichkeit hat nun bei mir den früher nur durch Zeichnungen erhaltenen um Vieles übertroffen, und als ich, um mein Urtheil bei mir fester zu begründen, diejenigen Werke des Mittelalters in die Erinnerung zurückrief, welche in diese Gattung fallen und die ich selbst in Italien, Deutschland und den Niederlanden gesehen, so mußte ich bekennen, daß bei keinem so, wie beim Schlosse Marienburg, Einfachheit, Schönheit, Originalität und Consequenz durchaus harmonisch verbunden sind. So findet sich am Dogen-Palaste zu Venedig vielleicht viel Abenteuerliches, viel mehr Reichthum der Verzierung, aber auch viel Inkonsequenz und Mißverhältniß. Die Rathhäuser zu Löwen und Brüssel sind prächtiger von außen, aber in einem späteren, sehr gezierten und mehr aus der Kirchen-Architektur entlehnten Styl. Schloß Karlstein bei Prag, der Sitz Kaiser Karls IV., ist im Vergleich mit Marienburg ganz in roher Art ausgeführt. So würde es nicht schwer werden, mehr Vergleichungen beizubringen mit dem Besten, was aus jener Zeit noch vorhanden ist, welche zum Vortheil für Marienburg ausfallen müssen. Die Schönheit der Verhältnisse, die Kühnheit der Gewölbe in den Remtern, die Originalität und Consequenz der Façaden am Hauptgebäude des Mittelschlosses sucht man anderswo überall vergeblich."

Den wiederhergestellten Bau aber hat des Königs Majestät in die Hut des Mannes gestellt, der ihn gleichsam neugegründet. Am 3. Juni 1842 wurde der Staats-Minister von Schön zum Burggrafen von Marienburg ernannt und ihm die bisher von dem Oberpräsidium der Provinz geführte Verwaltung aller das Schloß betreffenden Ange-

legenheiten und der dazu ausgesetzten Fonds persönlich übertragen.

Und er hatte sich nicht geirrt, als er prophetisch in Bezug auf Marienburg jedem Volke, wie in Alt-England, sein fröhliches Westminster wünschte. Das Volk hat in Marienburg nicht nur mitgebaut, sondern auch sich selber daran erbaut. Nicht etwa blos sogenannte Kenner oder vorwitzige Touristen füllen die aufgeschlagenen Fremdenbücher mit ihren Exklamationen. Ein buntes Wallfahrten den ganzen Sommer hindurch führt Preußen, die früher nichts von einander gewußt, aus allen Gegenden des Landes in den Remtern zusammen, und zwar nicht zu jenem faden Sommervergnügen, das mit Carousels, Feuerwerken und sonstigen Grillen eines verschmitzten Restaurateurs alljährlich launenhaft die Moden wechselt. Es ist die geheimnißvolle ideale Uebermacht, die dort plötzlich mitten aus der furchtbar langweiligen Fläche alltäglichen Wohlbehagens gedankenreich wieder emporgestiegen. Es ist die gesunde, kräftige und in ihrer Einfachheit Allen klare Schönheit der Formen, in welche das Volk unbewußt und zu innerem Frommen sich allmälig hineinlebt, wie ja überall jene Geschlechter die schönsten und kunstsinnigsten sind, die in großer Gebirgsnatur oder auf ihren mit Kunstdenkmalen geschmückten Plätzen täglich mit den Göttern verkehren. Es ist endlich der deutsche Sinn und Geist, der wie ein frischer Waldhauch durch diese Säle weht und die auf die Vorhut gestellten Preußen mit ihren Stammgenossen im Westen fortdauernd verbrüdert, die stete, durch den ganzen Bau und seine Geschichte hindurchgehende Hinweisung auf das Kreuz, unter dem das Volk schon einmal für König und Vaterland gestritten und gesiegt.

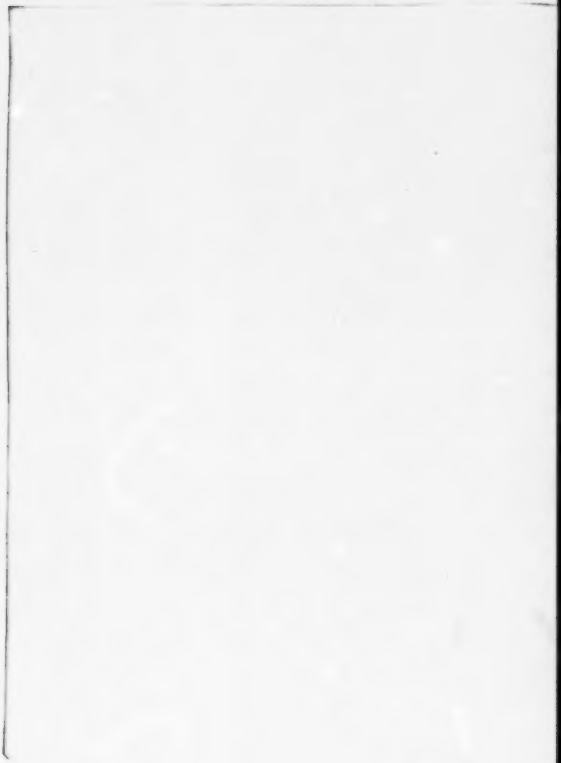
Auch war sein König der Erste, der diese Bedeutung des

Baues faßte und hochſinnig in's Leben gerufen hat. Schon am 20. Juni 1822, als ſich Alles eben erſt werdend geſtaltete, verſammelte er, damals noch Kronprinz, viele edle Preußen in Meiſters großem Remter um ſich zu einem feſtlichen Ehrentiſch, nach dreihundertundſechzig Jahren wieder dem erſten, den ein deutſcher Fürſt in dieſem Saale gegeben. Da weckte Trompetenklang von der Empore manche große Erinnerung, die hier verkannt und verſchüttet ſeit Jahrhunderten geſchlummert, da leuchtete ringsumher die ſonnenhelle Landſchaft durch die hohen, wieder freigewordenen Fenſter herauf, im Hofe wimmelte es wieder bunt und jauchzend, wie in Meiſter Winrichs großen Tagen. Auch ein Liedſprecher in der alten Tracht hatte ſich aus Danzig eingefunden und begrüßte während der Tafel den hohen Herrn mit einem Liede zur Zither, das der Kronprinz, den friſch gefüllten Becher erhebend, mit einem Trinkſpruch erwiederte. Wir aber wüßten unſer Büchlein nicht ſchöner zu ſchließen, als mit den wahrhaft Königlichen Worten dieſes Spruchs:

„Alles Große und Würdige erſtehe wie dieſer Bau!“

Die Aufhebung der geiſtlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Kloſtergutes in Deutſchland.

(1818.)



Die neuere Zeit hat politische Umgestaltungen herbeigeführt, welche keineswegs durch ihre bloße factische Existenz schon als abgemacht zu betrachten sind, sondern, weil sie in mannigfache Verhältnisse bedeutend eingreifen, gleichsam in fortwährender Verwandlung noch lange nachwirken werden.

Dazu gehört ohne Zweifel auch die Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und Aebte sowie die Einziehung des Stifts- und Kloster-Gutes der Katholiken in Deutschland. Es haben sich hierüber so viele, einander gradezu widersprechende Stimmen vernehmen lassen, und in der That ist durch diese Maßregel der frühere Standpunkt der katholischen Geistlichkeit so wesentlich verändert worden, daß es nicht ohne Interesse sein dürfte, die dabei zunächstliegende Frage schärfer ins Auge zu fassen, welche Vortheile oder Nachtheile davon mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten oder schon eingetreten sind? Der Gegenstand dieser Frage wurzelt aber so tief in der Vergangenheit und in dem innersten Leben der Deutschen, daß es nöthig erscheint, vor allem andern die historische Bedeutung jener Erscheinungen, die wir vorlängst verschwinden sahen, näher festzustellen.

In der Geschichte gibt es nichts Willkürliches. Was sich bleibend gestaltet, ist nicht eigenmächtige Erfindung Weniger,

ſondern aus dem Innerſten des Volkes hervorgegangen. Die beliebte Meinung daher, als ſei der Reichthum und jene äußere Gewalt der Geiſtlichkeit im Mittelalter nur ein eigenmächtiges Kunſtſtück ſchlauer Mönche geweſen, um eine kräftige und verſtändige Nation Jahrhunderte lang an dem Spinngewebe des Aberglaubens zu gängeln, dieſe oberflächliche Anſicht wird derjenige nicht theilen können, welcher die Vergangenheit mit jener ernſten hingebenden Anerkennung einer höheren leitenden Weltkraft betrachtet, der allein das Heiligthum der Geſchichte ſich aufſchließt.

Arm, verlaſſen und vom Staate verfolgt, bildete das Chriſtenthum anfänglich eine unſichtbare Kirche in der heiligen Geſinnung einzelner zerſtreuter Gemeinden. In Griechenland, wo es zuerſt öffentlich anerkannt wurde, ſo wie bei den Römern war die chriſtliche Kirche mehr nur eine geduldete Anſtalt neben dem Staate, um gelegentlich auch ſelig zu werden.

Erſt die abendländiſchen Völker germaniſchen Stammes waren es, welche das unſchätzbare Gut mit aller tiefen Gewalt ihres jugendlichen Gemüths ergriffen und heimatlich machten. Bei den Deutſchen insbeſondere war es von Anbeginn an nicht eine vom Staat getrennte Richtung nach dem Ueberirdiſchen, das ganze häusliche und öffentliche Leben vielmehr wollte in der Idee des Chriſtenthums ſich verklären. Tiefe ächt Gläubigen dachten nicht daran, künſtliche Verhältniſſe aufzuſtellen und ſich durch ſtaatskluge Cautelen trennend und ſondernd gegen einen Einfluß zu verwahren, der ihnen ja eben als das Verſöhnende aller Verhältniſſe, alles Getrennten, des Geiſtigen und Irdiſchen erſchien.

Die Kirche wurde die Seele des Staats. Daher jene wechſelſeitige Beziehung zwiſchen Staat und Kirche wie

zwischen Leib und Seele, daher jene wunderbare Vermischung von Geistlichen und Weltlichen oder vielmehr die innige Durchdringung beider Elemente.

Die äußeren Zeichen und Organe dieser Gesinnung waren vorzüglich der Grundbesitz der Geistlichkeit, ihre Gerichtsbarkeit und ihre Theilnahme an den Reichsversammlungen.

In doppelter Hinsicht, als Verkündiger des Wortes Gottes und als Bewahrer einer älteren höheren Bildung waren die Geistlichen zu Lehrern und Erziehern der Nation berufen. Hiezu bedurften sie nach dem natürlichen Laufe menschlicher Dinge einer unabhängigen Existenz und mithin äußerer Macht, solche zu behaupten, die bei dem damaligen Mangel an Geldreichthum nur durch Grundbesitz möglich war. Und letzterer wurde ihnen allerdings reichlich gewährt, theils von den Königen selbst, um wüste Landereien urbar zu machen, und als Gegengewicht gegen die übermüthig werdenden Vasallen, theils aus der gläubigen Großmuth anderer mächtigen Laien durch unbedingte Schenkung, oder mit dem Beding lebenslänglicher Rente, oder auch als aufgetragenes Lehn, welches, da die Kirche nie ausstarb, natürlich derselben zuletzt heimfallen mußte.

Es kann in unserer Zeit unbegreiflich scheinen, vieles wegzugeben, ohne die Hoffnung einigen Ersatzes in diesem Leben. Aber das irdische Leben war nicht engherzig abgeschlossen, sondern durch das einbrechende Morgenroth des Christenthums eben über das Grab hinaus heiter und ahnungsreich erweitert und, als ein überglänztes Zwischenspiel, in die Ewigkeit aufgenommen. Dem Glauben war der Himmel und eine unendliche, durch die Geistlichkeit vermittelte Gemeinschaft der Heiligen aufgethan, welcher ein jeder, auch wenn es ihm im irdischen Leben nicht vergönnt war sich der

göttlichen Betrachtung ausschließlich zu weihen, mit Gut und Blut angehören wollte. Und der König und Held erkannte seinen höheren Herrn und Meister und gab ihm demüthig zurück, was er Zeitliches von ihm erhalten, in Sehnsucht nach einer ohne Opfer nicht denkbaren innigeren Vereinigung mit dem ewigen Reiche, in tiefgefühlter Anerkennung der obersten Lehnsherrlichkeit Gottes über alles irdische Gut.

Gott und seinen Heiligen gehörte also das Kirchengut ursprünglich an, die Geistlichen waren nur dessen zeitliche Verweser, um es zu gewissen heiligen Zwecken, die wir weiter unten berühren werden, zu verwenden. Daher war dasselbe, als dem Ewigen heimgefallen, auch außer allem zeitlichen Verkehr und unveräußerlich.

Bei dem damaligen geringen Zusammenhang der einzelnen Landschaften untereinander konnten aber die Könige das Ganze der schroff-eigenthümlichen Massen nicht unmittelbar leiten, und der größere Grundbesitzer hatte in seinem Landbezirk die natürliche Macht, Verordnungen Nachdruck zu geben, und, gleichwie daher die Könige solche Landbesitzer zu Grafen und Herzögen einsetzten, um in ihrem Namen in den besonderen Bezirken auf Ordnung zu halten und Recht zu sprechen, so wurde diese Befugniß und Pflicht aus gleichem Grunde auch den nunmehr begüterten Bischöfen und Aebten schon unter den Carolingern um so mehr ausdrücklich beigegeben, als die Bischöfe auch schon früher freiwillig von den Partheien selbst zu Schiedsrichtern erwählt wurden. So entwickelte sich äußerlich die weltliche Gerichtsbarkeit der Geistlichen anfangs nur persönlich, als Amt für kurze Dauer oder auf Lebenszeit, später, wie bei den Grafschaften und Herzogthümern auf Grund und Boden haftend und mit diesem auf jeden Nachfolger übergehend.

Aber aus den Wäldern Germaniens wehte noch der frische Freiheitssinn durch das jugendliche Geschlecht; die Neigung, die innerste besondere Eigenthümlichkeit nicht nur in der freien Person des Einzelnen, sondern auch in allen Verhältnissen bis zur Persönlichkeit frei und besonders zu entfalten und darzustellen, blieb ein Nationalzug der Deutschen. Die Bürger der Stadt erkannten einen Schutzherrn, die Vasallen den Kaiser, aber jene wollten innerhalb ihrer Mauern, diese in ihrem Bezirk allein ordnen und für die Würdigkeit des inneren Wesens einstehen. Da geschah es, daß die Grafen und Herzöge und mit ihnen die Bischöfe und Aebte allmählig Landesherren wurden und jene Reichsunmittelbarkeit erlangten, welche erst spät, nachdem durch lange Kämpfe der ursprüngliche Geist schon zum Theil verschwunden war, in staatsrechtlichen Begriffen förmlich anerkannt und festgehalten wurde.

An den allgemeinen öffentlichen Geschäften und Reichsversammlungen endlich nahmen die Bischöfe schon sehr früh seit Pipin verfassungsmäßig Antheil, so wie auch häufig umgekehrt die Grafen und Herzöge an den Spenden der Geistlichkeit.

Und so sehen wir denn die Kirche, im Schooß des Staates heimathlich wurzelnd, sich wie einen mächtigen Baum erheben; Aeste, Blätter und Zweige in scheinbarer Verwirrung durcheinanderschlingend, in der That aber alles irdische Mark und Trieb und die dunkle Sehnsucht der Nation innerlich nach oben leitend und in grünen Kronen versöhnt dem Himmelslichte zuwendend.

In jenem nationalen Trieb nach eigenthümlicher Persönlichkeit liegt an sich die Trennung. Wir sehen daher die Stände: Adel, Leibeigne, Städte, in diesen wieder einzelne

Corporationen, überall scharf und eckig gesondert hervortreten und das allgemeinere irdisch Verbindende, den König selbst, wiederum nur als ein Einzelnes, als den mächtigsten Grundbesitzer, ins Dunkel zurückdrängen. Nur eben durch eine überwiegende Persönlichkeit kann der König, wie Clodwig und Carl der Große, in der That herrschen. In dieser Sonderung, wo jeder Herr in seiner Burg, jede Bürgerschaft in ihre Ringmauer sich ein- und abschließt, keimt nothwendig unendlicher Streit ohne Versöhnung; denn jede Persönlichkeit, jede Eigenthümlichkeit kann nicht theilweise nachgeben ohne sich aufzugeben, da sie, für sich allein betrachtet, eben so Recht hat, wie jede andere. Daher jener wie die Köpfe der Hydra ewig nachwachsende und sich immer neu erzeugende Kampf zwischen Vasallen und Lehnsherren, zwischen Adel und Städten, zwischen den bürgerlichen Corporationen und den Stadtobrigkeiten, ja selbst zwischen einzelnen Burgen bis ins Unendliche hinab. Von solchem nicht zu schlichtenden Streite ist menschlicher Weise kein Ende abzusehen, bis alle besondere Eigenthümlichkeit wechselseitig todtgeschlagen ist und nun die ungeschlachteste unter ihnen in der Oede, wie ein steinerner Löwe über einem Grabgewölb starrgewaltig Recht behält. Es mußte ein solcher Kampf früher oder später nothwendig zu dem Entgegengesetzten jener wilden Bestrebungen, zur Universalmonarchie führen.

Aber jenem deutschen Naturtriebe nach eigenthümlicher Freiheit, an die man Blut und Leben setzte, lag die dunkele Sehnsucht nach einem vielleicht auf Erden nie ganz erreichbaren vollkommenen Dasein, nach einer höheren Versöhnung zum Grunde. Denn nur das Eigenthümliche ist wahrhaft lebendig und frei und nur unter Freien ist eine Vereinigung denkbar.

Eine ſolche Erlöſung aber, welche der dem Tode geweihte Kampf der wilden Naturkräfte niemals gewähren konnte, brachte das Chriſtenthum; dieſe große Verſöhnung, welche, indem ſie die Gottheit ſelbſt perſönlich und zum Menſchenſohn macht, die Menſchen zu Gotteskindern aufnimmt. Wie die weiße Taube mit dem Oelzweig flog die himmliſche Botſchaft über die empörten Gewäſſer dahin, und aus den dunkelen Fluthen erhob ſich ein neues Reich Gottes, von dem allein das Irdiſche Glanz und Bedeutung erhielt; die Selbſtſucht faßte die Selbſtopferung, der Kraft geſellte ſich die Liebe, Ein Glaube umſchlang alle irdiſchen Vereinzelten. Und in dieſer hohen Bedeutung erſcheint uns denn auch die Kirche nach ihren Grundanlagen überall vermittelnd, verſöhnend und vereinigend.

Es iſt, ſagt man, das Regiment der Seelen in die Hände der Geiſtlichen ſowie das weltliche in die der Könige gelegt worden. Aber das Leben iſt untheilbar, wie Seele und Leib, und die Trennung beider Elemente iſt nur der Tod. Und ſo ſehen wir auch bald die Kirche durch das Mittelglied des Grundbeſitzes ſichtbar und lebendig in den ſogenannten weltlichen Staat mannigfaltig hineinranken und eben dadurch die Geiſtlichkeit zwiſchen König, Adel und Volk ſich als einen unabhängigen Stand beſchwichtigend aufſtellen, nicht dieſe oder jene beſondere Standesrichtung theilend, ſondern alle weltlich Geſchiedenen gleichmäßig in ſich aufnehmend. Es erſcheint die Geiſtlichkeit, auch bloß als politiſches Gegengewicht betrachtet, immer als der vereinigende Geiſt der ſondernden Kräfte, und mußte ihre hohe Beſtimmung: eine ſtete Beziehung des weltlichen auf das ewige Reich Gottes lebendig zu erhalten, um deſto wirkſamer erfüllen können, je mehr äußere Berührungspunkte ihr Einfluß fand, je mannigfaltiger

sie durch den Grundbesitz in das innerste Getriebe des Staates verflochten wurde.

Grund und Boden, also dem Spiele menschlicher Leidenschaften zum Theil entrissen und unsichtbaren überirdischen Zwecken geweiht, mußte nun überhaupt eine tiefere Beziehung und Bedeutung erhalten, es mußte hierdurch die Selbstsucht, dieses Sondernde, in die Idee der Aufopferung für ein Höheres, in den Gedanken der Ewigkeit versenkt werden.

Andererseits erwuchs die Geistlichkeit auch äußerlich als ein unabhängiger Stand, durch den Grundbesitz der besonderen Nation gleichsam vermählt durch die einwohnende geistliche Kraft, aber keinem einzelnen Stande untergeordnet oder vergleichbar, sondern in ihren Grenzen durchaus unbestimmbar und unendlich.

Gleichwie es, nach einem noch bis jetzt nicht untergegangenen Naturgefühl eine höhere Ehre giebt, als die vor Gerichten verhandelt und gutgethan wird, so schlingt sich auch eine in der weltlichen Verwirrung vergebens nach klarer Erscheinung ringende, nur in der Poesie zuweilen wehmüthig aufklingende Schönheit durchs Leben, so giebt es auch ein Recht und Unrecht außer dem Gesetz, welches nur das, was jene geheimnißvolle Wurzel über die Oberfläche hinaustreibt, unter die Alles gleichstellende Scheere nehmen kann. Diesen tiefen Widerspruch zu lösen, und eine höhere Gerechtigkeit schon auf Erden darzustellen, war die große Bedeutung der Hierarchie.

So eröffnete sie der vom Weltsinne allezeit verkannten Sehnsucht nach einer schöneren Vollendung, den Gläubigen, die nicht durch theilweise, sondern durch eine gänzliche Aufopferung sich mit Gott versöhnen und der göttlichen Betrachtung ganz weihen wollten, die Friedensstätten der Klöster;

so war es vorzüglich die Geistlichkeit, welche mitten im Kriege jenen Gottesfrieden bildete, wo die Kraft und der Menschenstreit, sobald die Glockenklänge wie himmlische Boten über das Land gingen, demüthig vor dem Unsichtbaren die blutigen Waffen senkten. In gleichem Sinne reichte die Geistlichkeit durch die Sende, jenes sittliche Rügegericht, sowie durch die Heiligung der Ehe, leitend und an das Ewige mahnend in jene ursprüngliche Tiefe des Volksgemüths hinab, wo kein menschliches Gesetz mehr auslangt. Ja ihre weltliche Gerichtsbarkeit selbst, aus solchem innigen Verständniß der Menschennatur hervorgegangen, konnte unmöglich ihre Doppelgewalt, die geistliche in der weltlichen ganz verläugnen. Und wenn wir auch nicht wüßten, wie sie damals geordneter und vollkommener war, als die weltlicher Herren, wie sie viele große Mißbräuche, z. B. den, wenn auch schönen Irrthum der Ordalien beseitigte, so dürfte schon die häufige Klage über ihr erstaunliches Umsichgreifen beweisen, daß sie dem allgemeinen Bedürfniß angemessen, ja daß sie wohl, so wie der Altar für den Verfolgten, ein Asyl war gegen die frevelhafte Willkühr und heftige Rache einer kräftigen Zeit.

So entwickelte die Geistlichkeit durch das Medium der äußeren Macht eine unberechenbare geistige Kraft. Nicht weltlich wurde dadurch das Geistliche, — denn der spätere Verderb lag viel tiefer —, sondern das Weltliche wurde geistlicher. Wir sehen das starrgeschlossene Leben, vom Himmelsglanze angestrahlt, sich wie eine Blume in Liebe, Ehre und Andacht zu jenem wundersamen Verein des Ritterthums gestalten, dessen Betrachtung uns, nachdem wir vieles andere überlebt und alt geworden sind, noch immer wie die Erinnerung an die morgenhelle Jugend mit Freudigkeit erfüllt. Und wenn zwar anfänglich auch des weltlichen Ritters

Schwert mit kirchlicher Feierlichkeit geweiht wurde zur Vertheidigung der Religion und zum Schutze der Wittwen und Waisen, das Ganze des Ritterthums aber niemals eine allgemeine, äußerlich geordnete Verbindung wurde, so sehen wir dagegen jene innige Durchdringung des Geistlichen und Weltlichen noch einmal ernster und strenger in den geistlichen Ritterorden wie den geharnischten Geist der Zeit erscheinen.

Das Christenthum ist nicht der Antheil eines einzelnen auserwählten Volkes, sondern wie das Sonnenlicht über den ganzen Erdkreis aufgegangen. Es konnte daher der Clerus, obgleich er sich äußerlich überall mehr oder weniger nach der Eigenthümlichkeit seiner Nation gestaltete, seiner inneren Natur nach, als Verkündiger jenes allgemeinen Heils, sowie als Bewahrer einer allgemeineren, der altrömischen Bildung, niemals ganz national, er mußte vielmehr nothwendig ein durch seine vorangedeutete Natur in allen Ländern eng zusammenhängender wahrhafter Welt-Stand sein, er mußte, gleichwie er der höhere Mittelpunkt alles Vereinzelten in seiner besonderen Nation war, auch ein gemeinsames Band aller christlichen Nationen überhaupt werden.

Die allgemeinen Concilien waren die erste Form dieser geistlichen Gemeinschaft. Aber die Concilien, als nur seltene vorübergehende Versammlungen, konnten einerseits keinen festen Mittelpunkt gewähren, sie mußten andererseits als geistige Aristokratien ohne solchen höheren Mittelpunkt unvermeidlich zu bedenklichen Spaltungen führen. Es läßt sich in dieser Hinsicht die Eigenthümlichkeit der Einzelnen sowie der Nationen, welche die Concilien weder verläugnen konnten noch sollten, mit dem Christenthum gar nicht in einen Richtpunkt stellen. Alle besondere Eigenthümlichkeit mag sich noch so mannigfaltig, ja widersprechend entwickeln: sie wird, wenn sie

sonst ächter Art und wahrhaft ist, ihre Freiheit immer nur durch ihre Beziehung auf ein über alles besondere Erhabenes behaupten können und sich dadurch je bestimmter, entschiedener sie für sich besteht, innerlich zu einem desto kräftigeren Ganzen vereinen. Das innerste Wesen des Christenthums dagegen ist immer und überall durchaus eins und dasselbe, es ist kein Werden in sich, etwa durch Hinzuerfindungen menschlicher Vernunft noch zu vervollkommnen, wenn es gleich ein Werden ist für die Gläubigen, insofern es ein immer innigeres Verständniß, eine unermeßliche, unendliche Aneignung und Christianisirung aller Verhältniße bis in den ewigen Himmel hinein nicht nur zuläßt, sondern erheischt. Jede eigenwillige Sonderung von dieser einigen Wesenheit kann nicht mehr wie die besondere Eigenthümlichkeit, das Leben einer höheren Beziehung in sich tragen, denn diese Beziehung, das Höchste des Menschen, ist ja eben das Christenthum, sie wird also, dem Chaos wieder heimgefallen, ohne Heimat und von Räthsel zu Räthsel geworfen, immerfort abwärts schwärmen durch das dunkle Labyrinth der Menschenbrust bis zu dem ganz Vereinzelten, Erstarrten, zur Selbstsucht. Es giebt demnach nur Eine wahre Religion und keine sogenannte Vernunft-Religion, die sich ein Jeder für's Haus selbst machen und nach dem jedesmaligen Wechsel seiner armseligen Gefühle schneidermäßig bald abstutzen, bald wieder anflicken könnte, und woraus denn mehr in's Große getrieben, endlich wohl gar ein militairisches, adeliges oder kaufmännisches Christenthum entstehen dürfte. Eben so wenig kann es nationale Religionen geben, oder wir müßten denn in todter Neutralität die allerdings eigenthümliche und nationale Art wie die Japaner ihre dickköpfigen und fettbäuchigen Fetische anbeten, eben auch gutheißen.

Es ist ein ewig unwandelbarer Mittelpunkt nothwendig der wie die Sonne in unserem Planeten-System in Gottes Hand fest ruhend, mit seinen Strahlen, so mannigfaltig sie sich auch am Irdischen zum bunten Farbenspiele brechen mögen, alles gleichmäßig durchdringt, alles Feindselige und Auseinanderstrebende, wie mit unsichtbaren Armen in gleicher Liebe und Sehnsucht ewig zu dem Born des Lichtes hinzieht. Eine solche Sonne, eine solche immerwährende Offenbarung und feste Burg des christlichen Glaubens war die ursprüngliche Idee eines Statthalters Christi auf Erden — des Papstes, dessen Primat die Katholiken, durchdrungen von der Nothwendigkeit einer solchen Einheit, schon als vom göttlichen Stifter der Kirche selbst eingesetzt annahmen.

Dieser wohlthätige Einfluß der Hierarchie wird gegenwärtig häufig und stürmisch verläugnet, von manchen wohl nur darum, weil sie von der Schlechtigkeit mehrerer Päpste auf die Nichtigkeit des Papstthums selbst schließen und dasselbe nach seinem Mißbrauche beurtheilen, oder weil es überhaupt am bequemsten ist, etwas, was sich freilich aus unserer Zeit heraus nicht leicht begreifen läßt, lieber ganz wegzudisputiren. Wenn man aber nicht etwa annimmt, daß der Teutsche aus dem Schlamm seiner Wälder wie ein Baum nach und nach heraufgewachsen sei, erst Füße, dann dumm Gebein und Magen, bis endlich unsere Zeit auch Herz und Kopf daraufgesetzt hat, so wird man wohl schwerlich läugnen können, daß eine solche Gewalt, wie die geistliche war, sich auch in jenen früheren Jahrhunderten weder der lieben Dummheit durch Betrug aufheften, noch der tüchtigen Schlagfertigkeit durch die Waffen aufdringen ließ. In dem tiefen Gefühl und Bedürfniß andächtiger Völker selbst ruhten vielmehr schon die Lineamente dieser Macht, welche im Clerus nur erst sich

ſelber klar und daher wie immer das Bewußtſein herrſchend wurde.

Es war das innere Gegengewicht, die beſtändige Oberaufſicht, das Sittengericht der weltlichen Gewalt durch den Geiſt und die öffentliche Meinung der Völker, vor welcher der mächtigſte Herrſcher noch erzittern mußte, da ſie in dem Papſt einen unerſchütterlichen Sprecher fand und ſo wirklich Gottes Stimme wurde. Gleich wie der wilde Held Attila, nachdem er unbezwungen den halben Erdkreis verheert, von der Geſtalt des Papſtes, der ihm waffenlos an den Thoren Roms entgegentrat, wie von einem Strahl überirdiſcher Hoheit im Innerſten verſengt und überwunden wurde, ſo bricht ſich in der Geſchichte mehr als einmal das Meer wilden Uebermuths, empörter Leidenſchaft und Willkühr an dieſem heiligen Fels, und der gewaltigſte Herrſcher mußte eine höhere Macht, als die des Schwertes, die Uebermacht der Geſinnung anerkennen.

Als Friedensvermittler des chriſtlichen Europas ſehen wir die Päpſte des elften und zwölften Jahrhunderts den kleinen zerſtreuten Zwiſt um jeden Pfefferſack (wie Maximilian I. zu ſagen pflegte) in einen idealen Kampf gegen die aſiatiſchen Ungläubigen, für die Befreiung Jeruſalems verwandeln und ſo eine großartigere Sittlichkeit der Politik entzünden; und ſelbſt wo die geiſtliche und die weltliche Macht miteinander ringend erſcheinen, iſt es ein Kampf für die Freiheit, indem beide von einander unabhängig immer wechſelſeitig die eine ſiegreich und ſchützend hervortritt, wo die andere in todter Alleinherrſchaft alle Eigenthümlichkeit zu vernichten drohte. Man könnte, um obiges Gleichniß von der Sonne noch einmal aufzunehmen, die geiſtliche Gewalt die Centripetalkraft, die weltliche, die Centrifugalkraft der Weltgeſchichte nennen,

beide in scheinbarer Zwietracht die höhere Eintracht, Gerechtigkeit und Freiheit erhaltend.

Als mahnendes Gewissen ein ungeschriebenes Völkerrecht bildend, schlang die Hierarchie auf solche Weise die ersten lebendigen Züge durch die Geschichte zu jener christlich europäischen Staaten-Republik, welche später der Geist Heinrichs IV. von Frankreich nachträumte und die nun in dem Begriffs-Skelett unseres heutigen geschriebenen Völkerrechts wie eine Mumie begraben liegt, worin der lebendige Sinn künstlich ausgetrocknet worden. Schwerlich kann man sich bei diesem oastrum doloris des frommen Wunsches erwehren, daß in jeglicher Zeit nicht blos das Erb-, Pfand-, Wechsel- und Mäkler-Recht der Einzelnen, sondern auch das bedeutendere Recht der Staaten eine ähnliche Garantie haben möchte, wie sie die Hierarchie gewährte, eine Stimme, die noch gewaltiger mitsprechen dürfte, als die der Kartaunen.

Wenn wir aber jene Idee einer innigen Durchdringung der geistlichen und weltlichen Macht zum ewigen Frieden und zu einem Reiche Gottes auf Erden niemals vollkommen und bleibend ausgeführt finden, wenn wir vielmehr die beiden Gewalten sehr oft im Kampfe gegen einander und nur selten in Harmonie sehen, so müssen wir demüthig bekennen, daß wir — Menschen sind, deren wahrhaftestes größtes Streben immer in die Ewigkeit hinauslangt, deren innerstes Werk hier nicht fertig wird, und daß jene beiden Mächte, als die höchsten Gipfel des irdischen Daseins, das was sie in ihrem Kampfe suchten: ihre höhere Vereinigung, vielleicht nur in jenem Reiche erlangen können, wofür ja überhaupt das irdische Leben nur die Vorbereitung und ein redliches Erkämpfen sein soll.

So sehen wir denn andächtige Völker Jahrhunderte lang

die Hierarchie, diesen ungeheueren Dom der allgemeinen Kirche, aus dem eigenen gläubigen Gefühl herausbauen, gleich einer aus dem Senfkorn des Glaubens aufstrebenden Riesenblume, alle gewaltigen unbewußten Elemente einer tiefbewegten Zeit in wunderbarer Verzweigung, in immer kühneren Bogen nach oben rankend, mit tausend jungen Knospen sehnsüchtig in das Himmelslicht hinauflangend; Könige und Helden knien auf den mächtigen Pfeilern umher, und Engel wiegen sich singend auf den Blättern und Ein andächtiger Chor durchsäuselt und belebt wie Gottes Odem das Ganze. Aber die bauenden Geschlechter faßt droben in der einsamen Wolkenhöhe dieses Münsters der menschliche Schwindel, die Schwere zieht sie zur Erde, der eifersüchtigen Mutter zurück und das Werk bleibt, wie in babylonischer Sprachverwirrung, unvollendet. Denn der allmächtige Glaube, welcher Berge versetzt, ist in seinen Grundfesten erschüttert und das lebendigpfeilernde Rankengeflecht erstarrt allmählig zu Stein, die Knospen können sich nicht mehr von innen zu Sonnenblumen entfalten.

Und so wollen wir denn an dem Wunderbau, der noch in seiner Erstarrung hieroglyphisch auf Vergangenheit und Zukunft deutet, nicht vorübergehen ohne Ehrfurcht vor dem Uebermenschlichen und ohne tiefe Wehmuth — denn in dieser Wehmuth ist Hoffen und Zuversicht!

Als der Glaube, indem ihn der Verstand grübelnd begreifen wollte, von der Erde wich und nun auch die Hierarchie, die nur in und durch den Glauben bestand, großentheils zusammenstürzte, da verwirrte sich der Gedanke in sich selbst und ein ungeheures Schwanken aller inneren und äußeren Verhältnisse, die ihren festen Mittelpunkt verloren hatten, erschütterte ganz Europa. Vergebens strebte der dreißigjährige Krieg, der kein Religionskrieg mehr war wie die Kreuz-

züge, mit dem irdischen Schwerte ein neues Leben zu gründen, er konnte nur die Bande des alten völlig auflosen.

In dem dumpfen Gefühl von der Nothwendigkeit einer Vereinigung erfand man nun für den erloschenen Bundesgeist ein Surrogat: das System des äußeren Gleichgewichts, ein System, das, wenn es überhaupt ausführbar wäre, entweder zu einem völlig todten Stillstand, einem starren Nebeneinandersein führen müßte, oder es dürfte, da es überhaupt keinen absoluten Stillstand giebt und jeder Staat bei gleichbleibender äußerer Größe durch inneres Wachsthum an intensiver Größe sehr überwiegend zunehmen kann, das Ab- und Zuwägen, das Blutvergießen und Seelenverkaufen billigerweise gar kein Ende nehmen. In der Wirklichkeit aber erscheint diese Procedur nicht anders, als der Affe in der Fabel, welcher den Katzchen ihren Käse abwägt und, da das Zünglein der Wage niemals stillstehen will, bald von dieser, bald von jener Wagschale ein Stückchen wegnimmt und verschluckt, bis am Ende der große Affe Alles verzehrt hat und die kleinen Kätzchen das leere Nachsehen behalten. Dann steht freilich das Zunglein ewig still!

Anders und gründlicher aber, als sich durch solches künstliche Gehänge von Gewichten abhelfen ließ, war das wahrhafte Gleichgewicht aller Staaten in ihrem eigenen Innern gestört. Indem das Gegengewicht des Glaubens, der Religion und der Nationalsitte unterging, schnellte alles in der anderen materiellen Richtung bis zu einer schwindelnden Höhe hinauf. Wenn nach der früheren Einrichtung Deutschlands der Staat durch Religion, ehrwürdige Gewohnheiten, eigenthumliche Sitten und durch eine innige Verbrüderung vom Lehnsverbande bis zu den Zünften hinab ein geistiges, organisch lebendiges Ganze bildete, so wurde nunmehr mit

offenbarer Geringschätzung aller moralischen Triebfedern die Macht jedes Staates einzig nach statistischen Tabellen, nach der günstigen oder ungünstigen Handelsbilanz und nach Kanonen berechnet. Das Prinzip des Lebens, das gesunde Verhältniß zwischen Seele und Körper des Staats war gestört, die verlorene und verkannte Gewalt der inneren Würdigkeit sollte einzig und allein und zuverlässiger vertreten werden durch die äußere Gewalt der Waffen. Und so wurde denn der schöne deutsche Wald, wo Stamm an Stamm in lebendiger mannigfaltiger Eigenthümlichkeit die starken Arme ineinanderwob zur grünen Burg der Freiheit, in mechanischer Gleichförmigkeit zu der großen Schlag- und Schlachtmaschine der stehenden Heere verzimmert. —

Das durch jene entscheidende Spaltung zwischen Geist und Körper entstandene Schwanken der öffentlichen wie der häuslichen Verhältnisse vibrirt nun wachsend fort und fort, und vielleicht am fühlbarsten in Deutschland, in dessen tiefem Gemüth, wie es scheint, alles Welthistorische geistig ausgeboren und ausgekämpft sein will. Hier vorzüglich sehen wir, wie in der Polterkammer eines Laboratoriums den Protestantismus neben dem Katholizismus und zwar nicht wie in Großbritannien im tyrannischen Stillstand der Unterdrückung; wir sehen die endlich bei dem Heidenthum angelangte Aufklärung und einen das Katholische und Protestantische seltsam verwirrenden Mysticismus im Kampfe gegeneinander, und beide als bloße Karrikaturen dessen, was sie zu wollen scheinen, gegen eine mächtig aufstrebende höhere Erkenntniß; wir sehen den Geist der Lüge sich künstlich durch Sitten und und Verhandlungen schlingen, die hohle Begeisterung, die sich selbst nicht glaubt, die Charakterlosigkeit in tausenderlei gleißenden Charaktermasken und ein fieberhaft unsicheres Experimen-

tiren aller Gesetzgebung. Aber durch den Morgennebel dieser durcheinanderringenden noch unkenntlichen Massen schlingen sich heimlich, doch unverkennbar, die Lineamente einer neuen Bildung, eine tiefgefühlte Sehnsucht, die, sich selbst noch nicht klar, vorerst als Unruhe erscheint. Wir wollen dem Herren freudig danken, daß wir die tödtliche Erschlaffung, nicht ohne große ahnungsvolle Träume einzelner Genien, ausgeschlafen; aber wir wollen uns auch nicht verhehlen, daß wir zu einem welthistorischen inneren Kampfe erwacht sind.

Die wie grillenhafte Einfälle zwischen Tag und Nacht hin und her schießenden Gedanken müssen einen Mittelpunkt gewinnen, das Gesetz im Staate sowie das Recht der Staaten gegeneinander muß eine heilige Gewähr haben, die nicht bloß durch künstlich erdachte, noch so gut gemeinte Verfassungen zu erlangen ist, welche ja wieder nur durch die Gesinnung garantirt und lebendig werden können. Diese Garantie, eine standhafte Volksgesinnung, kann sich auf nichts Vergänglichem gründen, der Geist der Lüge kann nur vernichtet werden durch den Geist der Wahrheit, durch das Christenthum und eine ewige innige Beziehung desselben auf den Staat. Wenn wir aber die innere Wiedergeburt und Verjüngung des Volks durch das Christenthum als die erste und unerläßlichste Bedingung eines besseren Daseins voraussetzen, so werden wir einen fortdauernden entschiedenen Einfluß der Geistlichkeit auf das Weltliche schwerlich ausschließen mögen. Nicht als ob die Freiheit des Forschens, das tiefsinnige Streben unserer Philosophen nach Wahrheit, wie ein geschlossenes Gewebe einzig in die günstigen Hände der Geistlichkeit niedergelegt werden sollte; sondern jene höhere Intelligenz im Volke lebendig vermitteln und wirklich zur Weltkraft machen soll und kann gewiß nur die Geistlichkeit, diese aus und mit der Nation

wachſende wahrhafte Universitas des Volkes. Und am Ende iſt ja auch das Chriſtenthum, dem nur ſein Recht auf Erden wieder werden ſoll, ſo überaus hell und vortrefflich, daß es auch durch eine weniger gelehrte und ſcharfſinnige, aber ehrliche Auslegung niemals entſtellt oder gar verdorben werden kann.

Ich möchte nicht behaupten, daß die Landeshoheit der Biſchöfe und Aebte und die Grundherrſchaft der Geiſtlichkeit, ſo wie ſie und das römiſche deutſche Reich zuletzt war oder vielmehr nicht mehr war, überall den oben angedeuteten wohlthätigen Einfluß auf Deutſchland geäußert habe. Aber es iſt über ihren Mängeln nicht zu vergeſſen, daß die Aufhebung der weltlichen Macht der Geiſtlichen überall nicht aus tiefdurchdachten Grundſätzen, ſondern bekanntlich aus Finanznoth erfolgt iſt, und daß man bereits vorhandene Mittel zu einem großen, wünſchenswerthen Zwecke nicht zerſtören ſollte, bevor man beſſere an ihre Stelle zu ſetzen im Stande iſt.

Viele ſind ernſtlich der Meinung, der Staat ſei die durch einen ich weiß nicht wann und wie geſchloſſenen Vertrag errichtete Vereinigung mehrerer Menſchen zur Sicherung ihres irdiſchen Eigenthums. Hiernach wäre die ſehr beträchtliche Klaſſe der Armen, ſo wie mancher herrliche Mann, der das Unglück hat, alles Seinige in ſich zu tragen, ganz eigentlich vogelfrei und außer dem Staate; und dieſe Anſicht ſcheint allerdings mehreren neuen deutſchen Verfaſſungen dunkel zum Grunde zu liegen, wo die Fähigkeit zur Volksvertretung einzig auf der Markſcheide des Goldes und Silbers probirt wird. Bei ſolcherlei lockeren Vereinen, die jedoch eines ſo weitläufigen Schutzes ſchwerlich werth ſein dürften, wo die Koſten oft mehr betragen als das zu ſchätzende Eigenthum, iſt freilich der Staatszweck durch eine wohlbediente Artillerie,

eine wohlberittene Gensdarmerie, mehrere Justizstellen und einige Galgen hinlänglich erreicht.

Wenn wir aber den Staat als eine geistige Gemeinschaft ansehen zu einem möglichst vollkommenen Leben durch Entwickelung der Geistes- und Gemüthskräfte im Volk, welche ja eben allein Leben genannt werden kann, wenn wir daher überzeugt sind, daß die materiellen Staatskräfte nur insofern bedeutenden Werth haben, als sie die eigenthümliche Entfaltung jener Gottesblume beschirmen und erleichtern, daß mithin jener innere Lebensbaum nicht etwa hier verschnitten, dort mit fremden Reis gepfropft oder künstlich an Spalieren gekreuzigt werden soll, um Alles in eine an ihrer eignen Vollblütigkeit erstickende, einseitige monströse Ausbildung der äußeren Kraft hineinzutreiben, sondern daß der Körper als ein hülfreicher Knecht allein der Seele dienen muß: bei einer solchen Betrachtungsweise, sage ich, werden wir, wo von Wohl und Wehe der Nation die Rede ist, ungern die wirksame Berathung eines Standes entbehren wollen, der einerseits vorzugsweise dazu berufen ist, das Wort Gottes, den Kern aller menschlichen Weisheit, auf Erden lebendig zu erhalten, andererseits aber seiner Natur und Beschäftigung nach das innere Wesen und Bedürfniß des Volks gründlicher erkennen kann, als jeder andern. Sollte aber gar eine Staatseinrichtung fürchten, eine wahrhaft geistliche Prüfung nicht ertragen zu können, so hilft ihr alle furchtsame Vorsicht doch nicht, sie trägt den Keim des Todes schon in sich.

Man möchte vielleicht einwenden: die geistlichen Regenten, durch Klostermauern, Ehelosigkeit und ihren abgeschlossenen Stand von der Nation geschieden, seien mit dieser gerade am wenigsten vertraut gewesen, und überhaupt habe ihre Reichsstandschaft in die Angelegenheiten Deutschlands niemals auf

jene geträumte wohlthätige Art, ſondern nur verwirrend eingewirkt.

Das Erſtere iſt ſchwer zu glauben. Denn ich frage: iſt jene Ringmauer des geiſtlichen Standes, in den überdieß Niemand vor den reiferen Jahren aufgenommen werden darf, wohl zu vergleichen mit der Kluft von Hoheit, welche den erblichen Thronfolger von der Wiege an vom Volke trennt und ihn nur zu oft mit einem lebenslang undurchdringlichen Höhenrauch umnebelt? Und wenn zwar auch Aebte einen Reichsſtand bildeten, ſo waren doch damals die Klöſter unſtreitig die höheren Schulen des Lebens; die Biſchöfe wurden aber nur ſelten aus der Zahl der Mönche, vielmehr recht mitten aus dem Volke, oft aus dem Bürgerſtande, öfterer aus den Jüngſtgeborenen adeliger Familien gewählt, welche demnach früher auch die glanzloſe Kehrſeite des Lebens geſehen, ja häufig ſogar die Seelſorge, dieſe tiefſte Erforſchung des Volksgemüths, ſelbſt verwaltet hatten, und daher dem letzteren nicht leicht fremd ſein konnten.

Der andere Einwand dagegen, als habe die geiſtliche Macht nur verwirrend eingewirkt, beruht auf einem Mißverſtändniß, das ſich durch eine genauere Beleuchtung der Geſchichte aufklären läßt.

Die geiſtlichen Staaten bildeten ſchon ihres äußeren Intereſſes wegen und da ſie untereinander bei weitem mehr eine geiſtige Einheit darſtellten, als die weltlichen, jederzeit eine kräftige Oppoſition gegen die letzteren. Bald war alle ihre Gewalt über die öffentliche Meinung im Volke oder im Churfürſten-Collegio mit beiſpielloſer Beharrlichkeit und Anſtrengung gegen die Kaiſer gerichtet, wo dieſe, wie die Hohenſtaufen, im Uebermuth einer Heldennatur oder durch die Gunſt äußerer Umſtände ſich verſucht fühlen mochten, ihre

Macht zur Alleinherrſchaft auszubilden und die Leichendecke der Einerleiheit über den blütevollen Reichthum der deutſchen Mannigfaltigkeit zu werfen, oder wo ſie heimlicher, aber in gleichem Streben, die Erblichkeit der Kaiſerwürde erſchleichen wollten. Bald auch und zwar öfterer ſehen wir ſie, dem Kaiſer getreu, mit geiſtlichen und weltlichen Waffen gegen einen verwilderten Adel kämpfen, welcher alle Bande der Lehnstreue und Gerechtigkeit in gewaltſamer Willkühr aufzulöſen trachtete. Ueberall und jederzeit unverrückt aber finden wir in dieſer Körperſchaft der geiſtlichen Staaten die Beſtimmung und das wirkſame Streben, die Einheit und Unabhängigkeit der Geſellſchaft der Kirche zu behaupten, jener weltumfaſſenden Geſellſchaft, welche niemals ohne großen gemeinſamen Nachtheil dem Staate einverleibt und untergeordnet oder als Stoff zu beliebigen mit der Zeit wechſelnden Zwecken verbraucht werden kann. — Nun iſt jedoch die tiefere Einſicht, welche überhaupt eine Weltkraft wie die Kirche anerkannte, und die höhere Gerechtigkeit, die das als wahr Erkannte auch äußerlich darzuſtellen ſtrebt, immerdar ſo feiner und überirdiſcher Natur, daß ſie wie eine himmliſche Schöne auf Erden auch eines ſchützenden Ritters, gleichſam einer vollziehenden Gewalt bedarf, um zur ſicheren Erſcheinung zu gelangen. Wo aber hat nunmehr die Kirche, da ſie, aller weltlichen Macht beraubt, ſich ſelbſt nicht mehr beſchützen darf und kann, und da die öffentliche Meinung ſchwankt wie nie, im Wandel der Zeiten eine Garantie jener Gerechtigkeit?

Wenn wir in der deutſchen Geſchichte nichts weiter ſehen wollen, als den Stammbaum einiger großen Fürſtenhäuſer, und nichts bemerkenswerth finden, als das allmählige Anwachſen der Uebermacht derſelben, ſo mag uns freilich die

Ein- oder vielmehr Gegenwirkung der Bischöfe und Aebte vermöge ihrer Landeshoheit und Reichsstandschaft als sehr überflüssig und verwirrend erscheinen, indem sie allerdings aller todten Gleichförmigkeit gradezu entgegen war. In der That aber erscheint sie als das mächtigste Palladium der Eigenthümlichkeit und Freiheit der Nation, und hat gewiß, indem sie einerseits den Adel beschränkt, andererseits aber auch Unfreie in die höheren Regionen des Lebens emporhob, nicht wenig zu der Entwickelung des Mittelstandes in Deutschland beigetragen.

Wenn wir aber in den letzteren Zeiten jenen geistlichen Einfluß in den alten Formen unläugbar erstarren sehen, so lag die Schuld in uns, daß wir überhaupt kolossale Staatsformen nicht mehr zu beleben vermochten, keineswegs aber in dem durch äußere Macht festbegründeten Stimmrecht der hohen Geistlichkeit bei Berathung deutscher Reichsangelegenheiten, welches ich vielmehr allen christlichen Zeiten, mit unwesentlichen Abänderungen, welche ja die wandelbare Zeit von selbst an- und abbildet, für unentbehrlich halte, oder wir müßten dann unbilligerweise annehmen, daß die Geistlichkeit nunmehr ihren ursprünglichen Beruf, wie ein altes abgetragenes Kleid, abgelegt habe und überhaupt nicht mehr geistlich sei.

Man sage nicht: daß sich nöthigenfalls alle die oben beschriebenen Vortheile auch ohne die Unbequemlichkeit geistlicher Landeshoheit durch eine vernünftige Repräsentation erreichen lassen. Denn einmal scheint ja die Geschichte des Tages festsetzen zu wollen, daß nur Reichthum und Grundbesitz repräsentirt werden sollen, und andererseits ist allerdings, so verwerflich auch die unbedingte Aufstellung dieses Grundsatzes an sich sein mag, doch so viel gewiß, daß eine Repräsentation, die nicht materiell mit dem Interesse des Staates verwachsen

ist und keine äußere Gewähr ihrer Aufrichtigkeit aufzuweisen hat, nur durch Entwickelung höchst seltener außerordentlicher Geistesgaben, die man aber bei einem fortdauernden Institut wenigstens nie voraussetzen sollte, sich jenes öffentliche Vertrauen, jene Beachtung und das nachdrückliche wirksame Ansehen gewinnen kann, ohne welches alle Repräsentation todt und fruchtlos ist. Sie wird vielmehr in der Regel immer der Spielball der leitenden Minister werden, wie es im englischen Parlament die geistliche Vertretung durch die Bischöfe auch wirklich ist, oder es entsteht, wo das geistliche Element noch gewaltiger ist und durch diese unnatürliche Ausschließung innerlich verderbt wird, mißbräuchlich jene Winkel-Rathgeberei der Beichtväter, die um so kühner und gefährlicher ist, da sie gesetzlich nichts zu verantworten braucht und schlangenartig im Dunkeln sticht. Jede öffentliche Opposition aber ist erweckend und heilsam, indem sie das Gute sich selbst behaupten lehrt, nur muß sie lebendig sein, sonst bleibt es eitel Komödie, eine in leeren Ehrenformen festgehaltene Lüge.

Es scheint demnach in unseren Tagen der Geistlichkeit alles Organ benommen zu sein, um in den Gang der öffentlichen Verhandlung auf die Staatseinrichtung, überhaupt auf das öffentliche Leben einzuwirken, durch dessen Christlichkeit, Würdigkeit und Großartigkeit ein Volk, wie durch große Begebenheiten, oft bedeutsamer und wirksamer erzogen wird, als durch alles unsichere Schulmeistern und Experimentiren mit der Hausmoral von unten herauf.

Ich betrachte die Säkularisation der Staaten und Güter der Geistlichkeit in dieser Beziehung als ein Unglück für Deutschland und kann mich von der Wahrheit des oft gutmüthig mißverstandenen, noch öfter absichtlich verdrehten Spruches: „ihr Reich sei nicht von dieser Welt" in dem ge-

wöhnlich damit verknüpften Sinne keineswegs überzeugen. Ihr Reich ist gerade von dieser Welt, aber freilich für eine andere; denn wie soll denn die Kirche, die sich vom Staate losſagt, ihr Wesen offenbaren?

Das war der Einfluß, welchen die geistlichen Regenten als Reichsstände auf die Gestaltung und die öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands geäußert, — worin bestand das Eigenthümliche der geistlichen Staaten als solcher, ihre nachtheilige und vortheilhafte Wirkung?

Ich glaube hierbei die überall aus der Geschichte sich aufdringende Bemerkung vorausschicken zu müssen: daß es überhaupt zwei verschiedene Ansichten oder vielmehr Entwickelungsformen der Staaten giebt, von denen man die eine die eigentlich französische, die andere die deutsche nennen könnte, weil jene in Frankreich, diese bei uns jederzeit in ihrer ungetrübtesten Gestalt erschienen ist. Das französische monarchische Prinzip verfolgt, gleichsam ein Eroberer im eigenen Lande, Schlechtes und Vortreffliches, sobald es hindert, hinwegräumend, das einzige Ziel einer in allen Theilen mechanisch geordneten Einheit zur möglich größten materiellen Macht. Wir sehen in Frankreich sehr früh über den Trümmern der mannigfaltigen gräflichen und herzoglichen Macht die Burgunder, Normannen und Provenzalen, diese frischen Lebensbilder einer jugendlichen Zeit, bis auf die Erinnerung unkenntlich in einander vermischt und verschmolzen zu Einem großen Staat der Franzosen mit einer Hauptstadt und einigen Ministern. — Die deutsche Richtung, tiefsinniger nach Innen gekehrt und sich selber ehrend, achtet, auch wenn es äußerlich stört oder verzögert, alles Heilige, berücksichtiget alles Herkömmliche, mag nichts aufgeben, was Leben in sich hat und daher als ein ergänzender Theil zum schönen Ebenmaaß des

ganzen Körpers unentbehrlich scheint; sie will kein zur Nothdurft schnellfertiges mechanisches, sondern ein in allen Theilen lebendiges organisches Ganze.

Wenn jene hochmüthige Staatskunst allerdings mit ihrem berechneten Problem früher oder später einmal völlig fertig werden kann, um vielleicht eben so schnell durch einen vulkanischen Ausbruch der unnatürlich verschränkten und niedergehaltenen inneren Kräfte in die Luft gesprengt zu werden, so erscheint dagegen das deutsche Wesen als ein weniger glänzendes aber stillkräftiges Werden, das vielleicht hienieden niemals vollkommen fertig wird, vielseitig und unendlich wie die Natur, die flüchtige Gegenwart ewig an Vergangenheit und Zukunft anknüpfend. Jene Staaten mögen uns immerhin vorkommen wie ein wohlgefugter prächtiger Palast, dessen symmetrische Gleichmaaße uns oft mit einem gewissen vornehmen Gefühl von Ordnung und Sicherheit erfüllen, das deutsche Treiben dagegen ist recht wie eine bunte Aussicht vom Berge ins Freie, schroffe Felsen, Ströme, Wälder und Saaten in keckem Gemisch bis in die unermessene blaue Ferne hinaus, wo Himmel und Erde einander räthselhaft berühren; jede einzelne Erscheinung, auf welcher der Blick weilt, als ein Ganzes für sich bestehend, jeder Bach und Strom seine eigene Bahn zum ewigen Meere suchend, alle zusammen doch in Einem Farbenton jene blühende Tiefe bildend, welche, wenn sie auch das blöde Auge mit ihrem Reichthum verwirrt, das Herz mit einem unvergänglichen Naturgefühl erhebt und belebt.

Tiefes Naturgefühl, die tiefe Lust und Freude an der Freiheit eigenthümlicher Entwickelung, dieser altgermanische Berg- und Waldgeist, der erfrischend durch unsere ganze Geschichte weht, hat uns bis heut unsere Tyroler, Oester-

reicher, Schwaben und Rheinländer in unvermischter Gesundheit erhalten, oft im prüfenden Kampfe gegeneinander, wo die Zeit, wie während der Reformation, aus ihren Fugen gerissen, ein loses Ineinanderschwimmen befürchten ließ, immer aber, wie noch in unseren Tagen, Ein Volk von Brüdern, wo es die nationale Selbstständigkeit galt.

Nach allen bloß mechanischen Grundsätzen, welche die handgreiflichen Staatskräfte, ohne an eine höhere Potenz zu glauben, anatomisch zergliedern und abzählen, und durch ein simples Additions-Exempel sodann die wirkliche Summe der Nationalkraft gefunden zu haben meinen, nach dem aus solchen Grundsätzen abstrahirten Völkerrecht, das eigentlich nichts anderes als das Recht der Stärke sein kann, haben kleine Staaten überhaupt gar kein Recht zu existiren. Das einzige Heil ist ja in der Masse; schwerlich aber wird ein Reich mit so vielköpfigem Sinne leicht um jeden Pfefferſack dem Rufe eines Kalbfells folgen. Am allerwenigſtens durften die geistlichen Staaten ein solches Fortbestehen sich herausnehmen. Denn alle künstliche Einheit im Sinne jenes Systems hat am Ende nur die Entwicklung der möglich größten materiellen Kraft zum Ziele. Hinsichtlich dieses Elements aber waren die geistlichen Staaten in den letzten Zeiten unläugbar die schwache Seite Deutschlands.

Die allgemeine Erstarrung in den welthistorischen Formen der Hierarchie überhaupt schien auch die geistlichen Regierungsformen, gleichsam das Alte mißgünstig verwahrend, mit einer Eisdecke zu überziehen, welche die Anmaßungen einer oft vorwitzig übereilten Zeit und die Frühlingsstrahlen einer sich allmählig entwickelnden höheren Intelligenz gleich spröde von sich abwies. Daher die nicht sowohl energische Opposition, als vielmehr zähe Unempfänglichkeit für alle Neuerungen, das

Einschlafen über dem Herkömmlichen, daher noch immer die unverhältnißmäßige Begünstigung des alten Stiftsadels, die wichtige, wenn auch keineswegs durchaus gegründete Klage über schlechte Erziehungsanstalten und Landschulen, daher eine fühlbare Schlaffheit in der inneren Verwaltung und folglich theilweise Beamtentyrannei, Vernachlässigung der Landeskultur, des Handels und der Industrie, mit veranlaßt durch übermäßige Anzahl müßiger Geistlichen, Verwirrung im Rechnungswesen und in der Oekonomie, wenig Geld und wenige oder doch größtentheils übel berufene Soldaten.

Und in der That, wenn einerseits das, was in neutraler Apathie sich im Strome einer gewaltig anstrebenden Zeit behaupten will, nur unnützerweise die Woge bricht und hemmt, und wenn andererseits allerdings auch die materielle Staatskraft, abgesehen von aller damit getriebenen Abgötterei, etwas an sich höchst Wünschenswerthes und Vortreffliches ist, so kann man in dieser Hinsicht die Aufhebung der geistlichen Staaten als einen Gewinn für Teutschland und natürlich zunächst für den katholischen Theil desselben betrachten, indem er dadurch von allen den Uebeln, welche jene Musterkarte besagt, nunmehr wohl größtentheils befreit sein mag. Er ist wie der reiche Erbe einer großen Vergangenheit, welcher lange in der ängstlich hütenden Beschränkung des ahnenstolzen väterlichen Hauses festgehalten, nunmehr seiner Nation wiedergegeben worden, um in dem allgemeinen Kampfe der neuen Zeit die eigene Kraft zu versuchen. Und das ist recht, denn wo es einen faulen Fleck giebt, der mag nicht versteckt, sondern von dem scharfen Messer der Zeit ausgeschnitten werden, ehe er die edelsten Theile angreift; was aber an gesunder Kraft vorhanden ist, kann nur ein tüchtiges Leben gewinnen durch ungehinderte Regsamkeit in Gottes freier Luft.

Ein anderer Vortheil dagegen, welcher namentlich von dem Außerkirchlichen mit der Aufhebung der geistlichen Landeshoheit gewöhnlich in Verbindung gesetzt wird, ist die Entkräftung oder gänzliche Vernichtung des päpstlichen Einflusses auf Teutschland. Versteht man unter diesem Einfluß jene zu dem Papstthum keineswegs wesentlich gehörende politische Gewalt des Mittelalters, welche Könige absetzte und Länder vertheilte, so beruhte diese allein auf der öffentlichen Gesinnung, die nirgends mehr besteht, und ihre Auferstehung in den jetzigen Staatenverhältnissen wieder befürchten wollen, wäre wahrlich mehr als Gespensterfurcht, und es hätte wenigstens solcher gewaltigen Gegenanstalten gegen ein Phantom nicht bedurft.

Meint man aber die Sicherstellung der inneren Freiheit der deutschen Kirche, so ist der gewünschte Erfolg eines solchen Mittels, wie jene Aufhebung, sehr zweifelhaft. Man erinnere sich nur, daß Gregor VII. eben den Feudalnexus, ja seine Nachfolger alles Grundeigenthum der Geistlichkeit aufgehoben wissen wollten, um über letztere eine ungemischte Alleinherrschaft zu behaupten. Wird nun zwar die jetzt geschehene Aufhebung diese Folge allgemein gewiß nicht haben, so könnte doch, wo die Besoldung des Clerus vom Staate die Stelle des ehemaligen freien Grundbesitzes einnimmt, leicht die entgegengesetzte nicht mindere Gefahr eintreten, daß die Geistlichkeit in bloße Beamte des Staates verwandelt und demnach die Unfehlbarkeit des Staatsoberhauptes anstatt der des Papstes vorausgesetzt würde. Wir können bei einer für mehrere Jahrhunderte berechneten Einrichtung nicht immer auf ernstlich wohlwollende, ächt christliche Regenten zählen, und es wird daher die katholische Kirche, wenn sie nicht in die losen Elemente vorübergehender Meinungen, wechselnder

Gefühlsaufwallungen oder absichtlicher Spitzfindigkeiten auseinanderfließen soll, nimmermehr eines fortdauernden, sichtbaren, festen Punktes der Einheit entbehren können, der wahrhaft allgemein in den vergänglichen äußeren Formen unserer Religion das ursprünglich Unvergängliche streng festhält, und wie ein unwandelbarer Leuchtthurm über den Wogen der bewegten Zeiten das ewige heilige Feuer beständig unterhält. Jedenfalls scheinen mir alle vorangeführten Gebrechen, da sie an sich gewiß reformationsfähig waren, bloß begreiflich zu machen, wie die Aufhebung der deutschen geistlichen Staaten erfolgen konnte, nicht aber, daß sie erfolgen mußte, gleichwie man einen lebendigen Baum nicht umhauen mag, weil er im Winter keine Blätter trägt, oder die Eiche nicht, weil sie ihren grünen Dom später entfaltet als anderes Holz.

Das Streben aber nach Entwickelung der Geisteskraft, welches sich als das unterscheidende Merkmal der neuen Zeit geltend macht und fortan auch als Grundbedingung des treuen Bewahrens eines religiösen Mittelpunktes unabweisbar wird, kann sich bei uns nicht in einer einseitigen glänzenden Richtung hochmüthig aufblähen, sondern setzt vielmehr alle Kräfte gleichmäßig ergreifend, die freieste Aeußerung der deutschen Natur in der eigenthümlichen Mannigfaltigkeit nothwendig voraus. Diese Mannigfaltigkeit, das gesunde innere Gleichgewicht in der Nation selbst, ist aber durch die Aufhebung der geistlichen Staaten künstlich gestört, es ist ein Element der Bildung genommen oder doch unnatürlich zurückgedrängt.

Wir sehen in allen modernen Staaten durchaus den Verstand vorherrschen, dem sich alles andere unbedingt unterwerfen soll, wie es eben kann oder auch nicht kann. Diese einseitige Richtung, indem sie den Staat unabhängig machen

will von der nicht zu berechnenden und daher auch nicht in ihr Gebiet gehörigen Kraft des Gemüths, sucht eine unwandelbare Sicherheit in der militairischen Gewalt und in der Macht des Reichthums, und setzt auch in der Verwaltung in gleichem Sinne an die Stelle der freien persönlichen Verantwortlichkeit jene ängstliche, mechanische, papierne Controlle, welche mit dem Vertrauen alle ernste Würdigkeit des Geschäftslebens aufhebt und in der neueren Zeit oft den besseren Theil der Jugend in gefährlicher Gleichgültigkeit vom Staate abgewendet hat. In den geistlichen Staaten, viel weniger von dem allgemeinen Zuge der Zeit ergriffen, trat dagegen mehr die Phantasie als das Waltende hervor. Schon an sich, als die einzigen übriggebliebenen Ruinen eines ungeheueren uralten Tempels, unterbielten sie mitten im Strome der Verwandelung eine beständige, fast mystische Gemeinschaft und Hinweisung auf eine große Vergangenheit, deren Erinnerungen andere Staaten nicht hastig genug vernichten zu können glaubten. Und wenn die geistlichen Staaten, freilich zu ihrem eigenen Untergange, in dem Streben nach möglich größter materieller Kraft und im Mechanismus der Verwaltung mit der Zeit nicht gleichen Schritt hielten, sondern schon ihrer geistlichen Natur nach nicht umhin konnten, die annähernd sinnliche Darstellung des Ueberirdischen durch die Pracht des Gottesdienstes und eine gewisse Würde der Erscheinung, so wie überhaupt in allem Weltlichen eine durchgehende geistliche Beziehung als ihre überwiegende eigenthümliche Bestimmung anzuerkennen, wenn sie endlich aus sehr natürlicher Neigung oder Nachsicht durch heilige Sagen, durch eigentliche Volksfeste, wie die Wallfahrten, und viele andere innere und äußere Anregungen unläugbar einem poetischen Volksglauben mehr sein angestammtes Recht ließen, als andere Staaten, die nur zu oft aus Furcht

vor Unkraut lieber alle Blumen mit ausjäten mochten, so werden wir schwerlich in Abrede stellen können, daß die geistliche Herrschaft, als natürliches Gegengewicht jener modernen Richtung, vorzüglich dazu geeignet war, ein wichtiges Element der Volksbildung, die Phantasie lebendig zu erhalten und vor völliger Dienstbarkeit zu bewahren.

Daß sich dort demungeachtet nur wenige neuere Dichter, diese heut zu Tage gar seltsam zusammengesetzten Zeitprodukte gebildet haben, beweiset nichts dagegen, seitdem es überhaupt keine eigentliche Volksdichter mehr giebt. Aber gewiß mehr als blos klimatisch, war die wohllebige Gemüthlichkeit, an welcher man geistliche Unterthanen überall von anderen herauskannte, und viele Volkslieder, die auf den Alpen Salzburgs und auf dem Weingebirge von Würzburg nach und nach verschollen, werden jetzt sorgsam in ästhetischen Herbarien aufgetrocknet.

Am allerwenigsten aber war für die deutsche Bildung jene einseitige Uebergewalt der Phantasie zu befürchten, wie sie in Spanien und Italien in zauberischen Blüten der Poesie ein überreiches aber hinfälliges Leben schnell verduftete. Denn wenn überhaupt bei den Protestanten der Verstand als vorherrschend sich kund gab, so mußte bei der geographischen Vermischung und politischen Reichs-Verbindung von Katholiken und Protestanten in Teutschland, zwar wegen der lebendigen Reibung alles sich unmittelbar Berührenden keine wesenlose Verschmelzung, aber wohl eine wechselseitige Durchdringung und Belebung beider zur gemeinsamen Klarheit führen.

Weit eher konnten manche Zeichen der neuesten Zeit die Besorgniß erregen, daß die Phantasie, in ihren natürlichen tiefen Lebensströmen gehemmt, sich anderswo unnatürlich Luft mache, und, als fade Schwärmerei oder politischer Wahnsinn,

alle ernsten Verhältnisse verwirrend unter Wasser setze, das innerlich kalt und farblos auf der Oberfläche ein falsches, lügenhaftes Leben spiegelt.

Wenn wir ferner in Deutschland außer ein Paar reichsstädtisch-demokratischen Versuchen nur die Eine Form unbeschränkter erblicher Monarchien sehen, so bildeten ohne Zweifel die geistlichen Staaten ein für das Ebenmaaß des ganzen Reichskörpers sehr wohlthätiges Mittelglied durch ihre Eigenschaft als Wahlstaaten und als beschränkte Herrschaft.

Ich kenne die Mängel der Wahlstaaten wohl, denn welche menschliche Form hätte deren nicht, als da sind: Zwiespalt bei der Wahl, öftere Wahl eines Untüchtigen, Kostspieligkeit eines jeden Wechsels, ja der Wechsel selbst, welcher allerdings manchen Bischof versuchen mochte, wie ein gewissenloser Pächter mehr für die Bereicherung seiner Nepoten, als für das Wohl des Landes zu sorgen, und endlich eine zu große Beschränkung des Regenten durch die Wahlkapitulationen. Aber eben diese auch außer der Wahlkapitulation sich fortdauernd äußernde Beschränkung durch das Domkapitel, welche sich in vielen geistlichen Staaten zu einer wirklichen gemäßigten Aristokratie hinneigte, war der kräftigste Damm gegen alle etwaige Eingriffe eines eigennützigen geistlichen Herrschers, und mochte, weil sie aus eigener Erfahrung und Anschauung jedesmal nur auf das losging, was eben noth that, leicht ein natürlicheres Verhältniß zwischen Fürst und Volk begründen als manche unserer heutigen Constitutions-Surrogate. Und wenn überhaupt alle jene Mängel vielmehr nur mögliche und ungewisse Mißbräuche waren, die man vorkommenden Falls beseitigen mußte und konnte, so ist dagegen ganz gewiß, daß durch die Wahl, welche den Adel in die erhabene Reihe der Landesherren abwechselnd mit aufnahm, und durch den natur-

lichen Wetteifer zwischen erblichen und gewählten Fürsten das Geschlecht der deutschen Herrscher mit einem sich immer wieder verjüngenden und erfrischenden Element belebt wurde, vielleicht der bedeutendste Vortheil, den die geistlichen Staaten in Zeiten geistiger Entfaltung gewähren konnten.

Die Meinung, als störten das Verhältniß des Regenten und sein geistlicher Beruf einander wechselseitig, kann ich nach meiner oben ausgesprochenen Ansicht von der Bestimmung der hohen Geistlichkeit keineswegs theilen. So lange wir das Geistliche und Weltliche als völlig geschieden betrachten, wird beides niemals zu einer wahrhaften Tüchtigkeit gelangen, und so kann ich auch insbesondere nicht glauben, daß ein Bischof, dem nicht zugleich eine klare Einsicht in das Weltliche beiwohnt, jemals für die Kirche von wesentlicher Wirksamkeit sein könne. Am wenigsten wird er dies können, wenn er durch keine Regentenpflichten an seine Diöcese gebunden, durch keine landesväterliche Liebe mit derselben vereint, seine Renten vielleicht in der fernen Residenz seines weltlichen Oberhaupts verschwelgt, um etwa dann und wann ohne einige Kenntniß des Volks an ephemeren Regierungs-Experimenten einen lauen Antheil zu nehmen.

Endlich ist der Untergang so vieler kleiner Staaten in Deutschland durch die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit meines Erachtens ein sehr wichtiger Nachtheil für deutsche Bildung und Einheit.

Wir müssen die gemeinsame Entwickelung der Geisteskraft, die Erhaltung des inneren Lebens als den besten Zweck aller Staaten anerkennen. Nun können jedoch Religion, Wissenschaft, Vaterlandsliebe und alle Tugenden, welche den frischen Kranz des Lebens flechten, indem sie jede für sich nicht diese oder jene einzelne Richtung des Geistes, sondern

den ganzen Menſchen in Anſpruch nehmen, auch nothwendig in jedem Einzelnen nur nach ſeiner innerſten beſonderen Natur zum wahrhaften Leben gelangen; ſie müſſen, wenn ſie nicht als bloße Begriffe in weſenloſer Allgemeinheit erſtarren ſollen, in der Eigenthümlichkeit jedes beſonderen Volkes gleichſam perſönlich werden. Sie können daher nicht nach Regierungs-Maximen von außen angebildet, ſondern als etwas aus Gottes Gnade ſich überall geheimnißvoll Erzeugendes, nur gefördert und erzogen werden. Gleichwie aber die Kunſt, Kinder zu erziehen, in der Anerkennung der Eigenthümlichkeit eines jeden Kindes beſteht und daher faſt zu jedem in einer beſonderen Seelenſprache redet — weshalb mir die großen fabrikmäßigen Erziehungsanſtalten mit ihren Univerſal Methoden als eine der ſchlechteſten Erfindungen unſerer Zeit erſcheinen — ſo giebt es auch für die Erziehung eines an mannigfaltigen Richtungen ſo reichen Volkes wie das deutſche, nimmermehr eine Normal-Verfaſſung, die allen dieſen Reichthum genügend zu umfaſſen im Stande wäre, und leicht könnten in dieſer Beziehung große Staaten, wo vieles verſchwenderiſch verſchnitten und als Ueberfluß weggeworfen werden muß, weil es dem allgemeinen Leibe nicht anpaſſen will, ſich zu den kleinen Staaten verhalten, wie jene Menſchen-Fabriken zu der Gemüthlichkeit der häuslichen väterlichen Erziehung. Nur in kleinen Staaten, ſo weit die Geſchichte reicht, hat ſich eben durch die innigere Durchdringung gleichartiger Kräfte das Große gebildet, welches die Welt regiert. — Wenn wir aber annehmen müſſen, daß die Einheit nicht in der Gleichförmigkeit der Verwaltung und in ſittlicher Verſchmelzung, ſondern in der wechſelſeitigen Anerkennung und feſten Ineinanderverſchlingung der mannigfaltigen Eigenthümlichkeit beſteht, welche ihre tiefgefühlte Freiheit durch einen

gemeinſamen Bund zu bewahren ſtrebt, ſo werden wir dieſe wahre Einheit am wenigſten von dem Unterſtecken eines Jeglichen unter jenen Allerwelts-Hut erwarten, der eigentlich auf keinen Kopf paßt, weil er auf alle paſſen ſoll.

Und welchen verſchiedenartigen Reichthum von Richtungen, Anſichten und Bildung verbreiteten die vielen Reſidenzen durch alle Gegenden Deutſchlands, von denen nunmehr manche nur gelegentlich und ſpärlich von den Geiſtesſtrahlen des höheren Lebens begrüßt wird. Schwerlich werden die vermehrten Landes-Univerſitäten jemals den Verluſt ſo vieler Hauptſtädte dieſer hohen Schulen des reiferen Alters zu erſetzen im Stande ſein, abgeſehen von der dadurch verloren gegangenen Aufmunterung für die Künſte, die jetzt, da ihr Wirkungskreis auf einige Hauptplätze beſchränkt iſt, nur wenige Herzen und Beutel finden. Das Zuſammendrängen von Palläſten und das Zuſammenſchleppen von Bibliotheken und Kunſtwerken in Eine große Stadt kann für manche Zwecke ſehr bequem ſein. Aber in großen Reſidenzen giebt es immer ſo vieles Andere zu thun, daß für den Kunſtgenuß nur wenige zerſtreute Zeit übrig bleibt und dem Lande ſind dieſe mit ihm gleichſam nationaliſirten Schätze offenbar geraubt. Denn die meiſten, die ſich an ihnen vielleicht täglich zu erbauen verſtehen und Luſt haben, können die Reiſe nach jenen privilegirten Kunſt-Stapelplatzen nicht erſchwingen, wogegen den wirklich ſtudirenden Künſtlern das Reiſen und Anſchauen der Werke in ihrer eigenthümlichen Heimat nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Es wandelt den Reiſenden eine niederſchlagende Langeweile an, wenn ihm, wie er auch die Teichſel richtet, überall dieſelbe Phyſiognomie der Städte und Sitten wiederbegegnet, wenn ihm, wie Goethe ſagt, immer und überall das ewige

Lied vom Marlborough entgegenschallt. Und sollte dies blos die eigene Schuld des verdrießlichen Reisenden sein? Könnte nicht wirklich eine ganze Nation selbst bei dem größten äußeren Gewerbfleiße von einer inneren Langweiligkeit dieser eigentlichen Heckmutter aller Laster befallen werden? Vor allem wolle uns daher Gott vor jener Geistes-Tyrannei Einer einzigen Residenz behüten, wie sie Paris jahrhundertelang verheerend über ganz Frankreich ausübt!

Anstatt dieser reichen Mannigfaltigkeit von Formen und Richtungen sehen wir also jetzt nur Eine Form und fast nur Eine Hauptrichtung: die militärische. Aber Einerleiheit ist nicht nur keine Einheit, sondern gerade die Verhinderung derselben, indem sie jene täuschende unfreiwillige Halbbrüderschaft erzeugt, welche in ihre Nichtigkeit zerfällt, sobald es zur Beschirmung gemeinsamen Rechts einen wahrhaften Bundesgeist gilt, gleichwie in Polen, wo es eigentlich niemals weder freie Landleute noch Bürger, sondern nur Eine herrschende Form: den Adel gab, dennoch die Uneinigkeit des Reichstages zum Sprüchwort geworden ist. Sollte Alles in die Eine militärische Rüstung hineinfahren, so stände zu befürchten, daß bald nichts mehr übrig bliebe, wofür sich eine Nation im Ernst rüsten möchte.

Insofern daher durch die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit vielfache sehr schätzenswerthe Elemente deutscher Bildung und Verfassung vernichtet worden sind, kann ich ein solches geistiges Aermermachen als keinen Gewinn für Deutschland überhaupt betrachten, welches von jeher zu einer organischen Einheit der Mannigfaltigkeit bestimmt scheint.

Die Katholiken insbesondere sind nun zwar sämmtlich in die allgemeine Gleichförmigkeit mit aufgenommen, sie werden weniger müßige Geistliche, aber mehr faule Soldaten haben,

ſie werden wahrſcheinlich weniger beten und dagegen mehr Handel treiben, mehr Korn bauen, mehr Tuch u. ſ. w. fabriziren, aber die mehreren Soldaten werden noch weit mehr verzehren und verbrauchen; ſie werden ſich endlich auch geiſtig raſcher und zeitgemäßer entwickeln, ob aber überall auf eine ihrer Natur angemeſſene Art, ob ſie nicht das, was ſie durch jene Eile gewinnen, an Eigenthümlichkeit und durch das unwürdige Zerſtückeln und Wechſeln von Herren zu Herren, wie ſchlechtes Geſinde, an Geſinnung und Moralität einbüßen, ob ſie daher überhaupt glücklicher werden — das wird ſich erſt nach mehreren Menſchenaltern mit einiger Wahrſcheinlichkeit angeben laſſen. Daß ſie ſich aber ehedem glücklich fühlten, bezeugt die merkwürdige Anhänglichkeit an die alte Herrſchaft, die noch immer in Mund und Herzen aller ehemaligen geiſtlichen Unterthanen fortlebt und ſich in dem bekannten Volksſpruch: „unter'm Krummſtab iſt gut wohnen" verewiget hat. Ein ſolches Volks-Urtel dürfte leicht eben ſo viel gelten, als alles abſtracte Raiſonnement dagegen. Denn am Ende weiß doch Jeder ſelbſt am beſten, ob ihm wohl oder wehe ſei. Und wenn auch der Einzelne oft ſehr dumm ſein kann, ſo iſt es doch ein ganzes Volk gewiß niemals.

Wenden wir uns nunmehr zu der Betrachtung der Vortheile und Nachtheile, welche von der Einziehung des Stifts- und Kloſter-Guts mit Wahrſcheinlichkeit zu erwarten und zum Theil ſchon eingetreten ſind, — ſo führt dieſe Unterſuchung, da die Einziehung mit der Vernichtung des Kloſterweſens gleichbedeutend iſt, natürlicherweiſe vorerſt auf die Frage über den Werth oder Unwerth der Klöſter für unſere Zeit.

Die große Idee, durch eine heldenmäßige Entſagung des Irdiſchen, durch eine nicht theilweiſe, ſondern gänzliche Hingebung, in Wiſſenſchaft, erhabener Beſchaulichkeit und heiliger

Gesinnung sich Gott zu nähern, wird Niemand vernünftigerweise verkennen, und nur die ekelhafteste Gemeinheit verspotten. Auch ist nicht zu bezweifeln, daß noch in der neuesten Zeit mancher Mönch eine Erleuchtung und Gnade Gottes erfahren, wie sie der Weltmensch niemals zu ahnen im Stande ist. Aber eben weil dieses Verhältniß blos ideal war, so mußte jeder Abfall von der Idee ein wahrer Fall sein, es war hier keine Vermittelung, kein theilweises Nachgeben oder Annehmen und Anpassen möglich; die Klöster mußten in ihrem innersten Geiste entweder immer und ewig dieselben bleiben, oder etwas ganz und gar anderes werden, d. h. gar nicht sein. So ist immer das Tüchtigste in seiner Entartung das Verkehrteste, und das Erhabenste schweift durch einen leichten Umschwung der Gedanken in das Gebiet des Lächerlichen.

Ich will nicht behaupten, daß im Mittelalter jeder einzelne Mönch seinen heiligen Beruf erkannte und erfüllte, aber das andächtige Gefühl gläubiger Völker, deren Sehnsucht nach unmittelbarer innigster Vereinigung mit dem Höchsten diese Institute ins Leben gerufen hatte, erhielt dieselben auch im Ganzen, sie immer wieder aus sich selbst verjüngend, Jahrhunderte hindurch auf der Höhe ihres Berufes und machte jene wohlthätige geistige Rückwirkung derselben möglich, welcher Deutschland großentheils seine Kultur, innere Ausbildung und Geschichte verdankt.

Als jedoch der Glaube überall wankte und eine kalte Klarheit, wie ein heller Wintertag, scharf an den Baum des Lebens griff, da mußte auch die äußerste Blüte früher gläubiger Gesinnung, das Klosterleben, zuerst von der verwandelnden Erstarrung betroffen werden. Und wirklich läßt sich von diesem großen Abschnitt der Weltgeschichte an eine allmählige Ausartung der Stifter und Klöster, ihre eigentliche

Säkularisation nachweisen, die viel weniger in einem äußerlichen Verfall der Zucht und Sitte, als in ihrem Abfall vom heiligen Geist bestand.

So sehen wir gar bald in dem Orden der Dominikaner gegen eine keineswegs immer blos angebliche Ketzerei sich das heimliche Gericht der Inquisition bilden, jenen furchtbaren Irrthum des erschütterten Glaubens, welcher im Gefühl der eigenen zunehmenden Ohnmacht das offene Licht scheuend, seine verlorene Macht über die öffentliche Meinung nicht mehr mit den christlichen Waffen der Liebe und Ueberzeugung, sondern durch das Blutbeil festhalten will. Glücklicherweise ist diese finstere Geistestyrannei, welche die früheren Zeiten nicht kannten, an der freieren Natur der Deutschen nur wie ein Gespenst vorübergegangen. Aber ein anderes Uebel, welches tiefere Wurzeln in Deutschland trieb, entstand aus diesem Schwanken des Glaubens, nämlich der Aberglaube. Denn wenn der Glaube von seiner eigentlichen Heimat: dem Geheimniß Gottes und der Religion sich abwendet, so ist gar nicht abzusehen, warum er nicht Alles und jedes Andere glauben sollte. Die nie völlig zu vertilgende Gewalt des Wunderbaren im Menschen, einmal ihres inneren Lichts beraubt, schwärmt in der Finsterniß und wird, ihrer selbst nicht mehr sicher, von einer wahnwitzigen grauenhaften Furcht vor den unheimlichen Kräften der Natur befallen, während der wahre Glaube nur die Gottesfurcht kennt. So trifft das eigentliche Hexen-Schlachten, woran auch protestantische Fürsten den thätigsten Antheil nahmen, gerade in jene Periode, wo die Reformation die vermeintliche geistige Vermittelung der alten und neuen Zeit begann. So sehen wir nun auch in dem an sich phantastischen Boden der Klöster das Unkraut des Aberglaubens im umgekehrten Verhältniß mit dem sinkenden Glauben bis

auf die neuesten Zeiten hinab immer mehr überhandnehmen und das Heiligste verzerrend und verwirrend, in der That in manchen Gegenden Teutschlands den neuen frischen Trieb der Bildung verdumpfen.

Endlich aber hatte die Kirchen-Trennung selbst für die Klöster auch den Geisteszwang und die Unduldsamkeit zur Folge. Daß ehedem dort die Denkfreiheit keineswegs beschränkt war, daß die Mönche vielmehr an dem geistigen Fortschritt der Zeit lebendigen Theil nahmen, bezeugt schon die höhere Bildung, die früher ausschließlich von ihnen ausging, ja auch späterhin wohl der Umstand, daß die Reformation selber sich ursprünglich in Klöstern entwickelte, welches ohne vorherige lange Vorbereitung kaum begreiflich sein dürfte. Jetzt aber durch den Kampf entschieden getrennter Partheien und durch den bald darauf folgenden unglücklichen Zwiespalt zwischen Philosophie und Religion bildete sich in den übriggebliebenen Klöstern der einseitige bloße Gegensatz, das todte Protestiren gegen den Protestantismus und jene geistige Beschränkung, welche, wie der Vogel Strauß, indem sie die Augen zudrückend den Gegner nicht sieht, sich auch vor demselben gesichert wähnt. Es ist sehr natürlich, daß die Klöster hiebei an Bildung zurückblieben und verspielen mußten da sie auf diese Weise sich selbst aus der Zeit scheidend, hartnäckig auf dem Ansehen abgelebter Formen beharren zu können meinten, während die Protestanten mit dem Winde des Zeitgeistes fortstürmten. Intolerant waren beide Partheien in gleichem Maße. Die Protestanten hätten aber von dieser durch die Noth des Kampfes erzeugten kriegerischen Maßregel viel eher großmüthig ablassen können, da sie durch die allgemeine revolutionäre Stimmung in Teutschland offenbar die Oberhand gewonnen hatten, während die Klöster wie von der neuen

Zeit belagerte Festungen, sich selber geistig aushungernd, bis auf unsere Tage gar nicht aus dem Blockadezustand herausgekommen sind.

So entwickelte sich historisch in den Klöstern mit vielen rühmlichen Ausnahmen das verschrieene Pfaffenthum, argwöhnisch und unduldsam aus Noth, heimtückisch aus Schwäche, abergläubisch aus gebrechender Kraft des Glaubens, unwissend aus Furcht vor falschem Wissen, faul, weil das eigentliche Ziel der Thätigkeit verfehlt war, und viel weniger eine heldenmüthige Aufopferung des Irdischen, als eine langweilige Schlaffheit, die eben auf Erden nicht Sonderliches aufzuopfern hat. Eine Reformation aber des Klosterwesens durch größere Strenge der äußeren Disciplin, woran es manche Stifter in der neuen Zeit gar nicht fehlen ließen, konnte wirksam nicht stattfinden. Denn die Beschaulichkeit des Klosterlebens ist nothwendig entweder eine fortgehende gottdurchdrungene Begeisterung oder ein geistiges Faullenzen. Jene Begeisterung aber war im Volke, aus dem doch die Klöster beständig verjüngt werden mußten, mehr oder minder an sich selbst irre geworden und ließ sich durch nichts Aeußerliches wiedererwecken. Sie waren daher zum Theil schon längst in sich selbst verfallen, und es ist allerdings begreiflich, daß sie vom Zeitgeiste übergerannt wurden.

Daß sich aber die Katholiken in Deutschland eben über diesen Sturz der Klöster als über einen kostbaren Triumph der neuen Zeit von unendlichen zu erwartenden Vortheilen, erfreuen sollen, ist eine unsinnige, ja perfide Zumuthung der Gegner. Denn alles bloße Zerstören ist an sich todt und bringt keine Frucht, wenn es nicht wie in der Natur ein immer organisch zusammenhängendes Verwandeln und Wiederbeleben ist, wenn es nicht, das neue Leben schon in sich tra-

gend, blos durch den eigenen ungeduldigeren Flügelschlag die alte Hülle abwirft, um in neuer Gestalt freudiger wieder zu erstehen.

An und für sich hatten die Mönche so unrecht gar nicht, wenn sie behaupteten, den Himmel offen zu halten. Denn abgesehen von der Kraft ihres Gebetes für Andere, worauf sie freilich jene Behauptung vorzüglich stützen mochten, mußten doch unbezweifelt die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams zur Selbstbeherrschung, zur geistigen Unabhängigkeit und zur Demuth leiten, es mußte das wahrhafte Klosterleben sehr Viele dem Höchsten wirklich näher bringen und auf diese Weise eine beständige geistige Gemeinschaft zwischen Himmel und Erde wie eine unsichtbare Himmelsleiter erhalten. Ich will nicht läugnen, da Jeder seine eigene Weise hat und behalten soll, daß Viele durch Glück und Unglück eines rüstigen Lebens, durch eine tüchtige Meisterschaft im Weltlichen vielleicht eben so zur höchsten Erkenntniß gelangen konnten, ja daß zumal in der neueren Zeit manches junge Gemüth beim Eintritt ins Kloster sich selbst getäuscht und für die ganze Lebenszeit seinen innersten Beruf verfehlt haben mag. Aber warum soll deshalb jene an sich ehrwürdige Richtung nun ganz ausgeschlossen sein, warum soll denn nun auf einmal wieder alles Heil einzig und allein nur auf der breiten Heerstraße liegen? Gehen etwa in der Liederlichkeit ungebundener irdischer Lust und in der aufgeblasenen Faulheit mechanischer Geschäftigkeit weniger Seelen verloren, als jemals in der Abgeschiedenheit der Klöster? Thun denn z. B. die Tausende, die täglich in Deutschland ganz ernsthaft Schildwach stehen, wo gar nichts zu bewachen ist, etwas Besseres, als die Chorherren, die ihre Metten absingen? Und zu was nützt denn am Ende überhaupt alle gepriesene Nütz-

lichkeit, wenn sie zu dem unwandelbaren Ziele alles menschlichen Treibens, zur ewigen Seligkeit nichts nützt? Es ist wahrlich nicht ohne Grund zu befürchten, daß ein politischer Aberglaube die Stelle des religiösen eingenommen habe.

Für alle Zeiten gleich unentbehrlich aber dürften wohl solche großartige Anstalten bleiben, welche nicht vom Staate zu gewissen Zwecken geleitet, sondern sich durchaus selbst erhaltend, unbemittelten Männern die Möglichkeit darbieten, sich in sorgenloser Freiheit ganz und ausschließlich einer höheren Betrachtung zu weihen, ohne sogleich das Gewicht von Brodstudien daranzuhängen, oder sich als Docenten erst an der grillenhaften Protection der Großen und der Studenten abzuwetzen, oder gar, um die Gunst des großen ungeschlachten Lesepublikums buhlend, ihr innerstes Leben eilfertig an ein paar Buchhändler zu verkaufen. Es giebt zu allen Zeiten äußerlich ungefüge Naturen, die, indem sie wie die Kunst nur um ihrer selbst willen da zu sein scheinen, vielleicht gerade die praktischsten und die eigentlichen Producenten sind, und die der Staat, da er sie nicht wegläugnen kann, gerechterweise auch anerkennen sollte. Denn alle Arbeit, bloß um sich abzuarbeiten, alle mechanische Geschäftigkeit, hinter der sich die innere Leerheit so bequem verbirgt und die nur arbeitet um zu essen und ißt um zu arbeiten, ist an sich faul und kann nur Leben und Bedeutung gewinnen durch die Gesinnung, welche aber einer fortdauernden Erfrischung bedarf von jener angeblich nichtsthuenden und nichtsseienden Klasse.

Am augenscheinlichsten ist jedoch der allgemeine Nachtheil, welcher von der Vernichtung der Frauenklöster zu erwarten steht. Ich gebe gern zu, daß der Ehestand ein heiliger Beruf des Weibes ist, aber soll denn auch der hohen Tugend einer freiwilligen Jungfrauschaft und dem Unglück einer un-

freiwilligen kein würdiges Asyl auf Erden vergönnt sein? Während durch Kriege, durch das Soldaten-Unwesen und durch die auffallend überhandnehmende Ehelosigkeit der Männer ohne das Gelübde der Keuschheit sich die Zahl der ohne eigene Schuld unverheirathet gebliebenen Mädchen täglich vermehrt, überlassen wir diese lediglich der Discretion der Welt, welche sie nirgends willig aufnehmen mag, da sie als überflüssige Glieder der Gesellschaft nirgends hineinpassen. Ist denn nicht zu befürchten, daß diese Unglücklichen nun, von unverdientem Spott erniedriget und um der ungewissen Barmherzigkeit oft ohnedem überlasteter Verwandten entbehren zu können, vielmehr das Gelübde der Unkeuschheit ablegen, oder daß bei dem weiblichen Geschlechte überhaupt durch eine so beunruhigende Aussicht jene nicht minder unsittliche Hast um jeden Preis unter die Haube zu kommen, verdoppelt werde, welche die Heiligkeit der Ehe verkennt und die Familien vergiftet? Solche Erwägungen oder vielmehr das unabweisbare Bedürfniß, das zuletzt immer Recht behält, hat daher auch wirklich in der neuesten Zeit, wo irgend das betäubende Geräusch des Tages eine höhere Besonnenheit zu Worte kommen ließ, die Gründung oder Wiederbelebung von Klöstern für beide Geschlechter herbeigeführt. Ja die Protestanten selbst, von der Gewalt der Wahrheit betroffen, versuchen, einigen ihrer Erziehungs- und Krankenhäuser eine klösterliche Einrichtung wiederzugeben; freilich ein eitles Bemühen, wo die Seele des Ganzen, der Ernst des Gelübdes und die kirchliche Weihe fehlen.

Die ursprüngliche Bestimmung des Kirchenguts war nach dem zum Theil noch bekannten Willen der Gründer, nach der Tradition und Volksmeinung und nach ausdrücklichen kanonischen Satzungen eine dreifache: die Verherrlichung der

Religion, der Unterhalt der Geistlichkeit und die Unterstützung der Armen.

Die Verherrlichung der Religion durch äußere Pracht des Gottesdienstes ist von vielen und zwar von Katholiken vielleicht überschätzt worden, während sie von anderen für schädlich oder doch unnöthig erklärt wurde. Bei jener Ansicht ist die Phantasie, bei dieser der Verstand überwiegend, in der höheren Einheit beider möchte wohl die Wahrheit liegen.

Es wäre sehr widersinnig, anzunehmen, daß für den Menschen überhaupt nichts vorhanden sei, als was der menschliche Verstand begreift. Der Mensch kann schon sich selbst nicht begreifen, eben weil er durch ihm inwohnende unbegreifliche Kräfte mit dem Geheimniß der Ewigkeit verbunden ist, denn der Verstand vermag nimmermehr die einfache Frage: woher und wohin? zu beantworten. So haben denn auch die Katholiken von jeher die Gottheit als Geheimniß und unsere Beziehung zu ihr, die Religion, als etwas unbegreifliches gefaßt. Nimmt aber auf diese Weise die Religion, wenn sie wirklich lebendig werden soll, nicht bloß den Verstand, sondern den ganzen Menschen in aller wunderbaren Fülle seines Daseins, mithin auch Herz und Einbildungskraft gleichmäßig in Anspruch, so führt sie von selbst zur bildlichen Darstellung, zur symbolischen Andeutung durch Künste und äußere Gebräuche, welche man dann eben so irrthümlich sinnlich schelten mag, als die bildende Kunst selbst. Alle weltliche Pracht wird, wenn sie dem Irdischen fröhnt, eitel Hochmuth, wenn sie aber Gott dient, selbst göttlich und eine Schwinge des Irdischen. Und wenn wir demnach einerseits die bildliche Pracht des Gottesdienstes als ein für alle Zeiten bedeutendes Bedürfniß der Kirche anerkennen müssen, so können

wir andererseits auch nicht ablängnen, daß die Klöster derselben in dieser Beziehung auch noch in der neueren Zeit sehr wesentliche Dienste leisteten. Unablässig darauf bedacht, neue Kirchen zu gründen und die alten nach Kräften zu verzieren, erhielten sie, wenn man die Domkirchen ausnimmt, nicht nur fast allein noch jene Würde und Pracht, sondern sie wußten ihre kirchlichen Feste auch überall nach der besonderen Eigenthümlichkeit der theilnehmenden Gemeinden eigenthümlich zu gestalten und auszuschmücken.

Freilich liegt grade hier der Mißbrauch und der Aberglaube nahe. Aber war denn auch wirklich alles Aberglaube, was wir aus lauter Furcht vor letzterem so eilfertig weggeworfen haben? Sind die Legenden nicht ein Theil und ein wichtiger Theil der vaterländischen Geschichte? Mochte sich das Volk an den völlig national gewordenen Heldengestalten der Heiligen nicht eben so gut erbauen, als an dem Andenken berühmter Generale und Staatsmänner? Und ist es denn überhaupt ein Gewinn, daß der Mensch nun vor der Geisterwelt die Augen fest zugedrückt, um sich, während die Betrachtung abwärts von ihm seinem Hochmuth nährt, nach oben gänzlich zu isoliren?

Aber selbst abgesehen von aller unmittelbar religiösen Beziehung konnte man die Klöster als die noch einzig übriggebliebenen, wahrhaft allgemeinen Anstalten ansehen zur fortdauernden Erhaltung und Erfrischung der Phantasie, jenes bedeutenden Elements aller Volksbildung, für deren Erweckung der Staat von Amtswegen nicht weniger sorgen sollte, als für die Kultur aller anderen mechanischen und geistigen Kräfte des Menschen. Jene immer wiederkehrende bedeutungsvolle Pracht und Würde des äußeren Gottesdienstes, die stete Eröffnung so vieler schönen Kirchen mit ihren Gemälden und

Steinbildern, belebt vom heiteren Glanz der Sonntagsfeier, wo das von Arbeit und Sorge der Werkeltage ermüdete Volk sich selbst wiederfindet und innerlich besinnt, bildete wahrlich durch ganz Deutschland ein sich immer selbst erhaltendes, großes lebendiges Museum, welches durch die aus den Klöstern bereicherten und für sogenannte Kenner abgeschlossenen heutigen Museen niemals ersetzt werden kann, da sie den größeren Theil der Nation, das Landvolk, völlig ausschließen, während dieses nun immer mehr auf einige sparsam erhaltene Pfarrkirchen beschränkt wird. Ich räume gern ein, daß sich unter der großen Menge von klösterlichem Kirchenschmuck mehr schlechte als gute Bilder befanden. Aber ist denn einerseits nicht zu befürchten, daß sich letztere auch vermindern werden, wenn nunmehr überhaupt weniger Bilder, gute und schlechte, gebraucht und bestellt werden? Und sind nicht andererseits eben durch deren ehemalige Menge mehrere Kunstgestalten, wie Christus, Maria und viele andere, so volksthümlich geworden, daß ihre Hoheit und überirdische Schönheit selbst von den kunstlosesten Händen niemals ganz verdorben werden kann? — Eben so wenig kann ich die allgemeine Verminderung der Kreuze, Kapellen u. s. w., welche die Klöster an jedem Ort, an abgelegenen Straßen oder auch recht mitten im Gedränge des Lebens sorgfältig anbrachten, für einen Vortheil halten. Ein solches memento mori mit seiner, wenn auch oft plumpen Andeutung des Unendlichen, war immer besser, als die mit schlechten Versen besudelten geschwätzigen Zungen, die uns jetzt an jedem schönen Platz die Bäume entgegenstrecken und die mit ihrer sentimentalen Zudringlichkeit nur die Geistersprache der Natur verstören. — Endlich gehören hierher die schon oben einmal berührten, vorzüglich von den Klöstern veranlaßten und begünstigten

Wallfahrten. Welche tiefe Bedeutung die letzteren noch bis auf den heutigen Tag im religiösen Volksgefühl behaupten, hat sich gegen alles Raisonnement der modernen Unfehlbarkeit immer wieder aufs Neue bewiesen. Aber selbst mit den Gegnern nur als bloße Volksfeste betrachtet, waren die Wallfahrten eine vortreffliche geistige Erfrischung des müdegearbeiteten Volks und gewiß weit eher im Stande, einen brüderlichen Gemeinsinn entfernter und sonst geschiedener Bewohner zu wecken und zu erhalten, als manche künstliche Versuche dieser Art in der neuesten Zeit. Auf jeden Fall aber waren sie doch wohl eben so gut als die Badereisen der Vornehmen und unvergleichlich besser, als die sogenannten Volksfeste, welche heut zu Tage nur noch etwa die Restaurateurs und Feuerwerker geben, und wo die irdische Luft, da sie von keinem höheren Gedanken getragen wird, von der Polizei umzingelt und über den Haufen geritten werden muß.

Diese eine Hauptbestimmung der geistlichen Güter — die äußere Verherrlichung der Religion, welche wir als wesentlich, und die fortdauernde Erfrischung der phantastischen Kraft im Volk, welche wir als wohlthätig erkannten — ist offenbar nach der Einziehung jener Güter fast überall mehr oder weniger übersehen und vernachlässiget. Die Kosten des äußeren Gottesdienstes sind von der nicht berechnenden Vorliebe und Sorgfalt der Klöster zwar auf den Etat übernommen worden, aber der Bau neuer Kirchen ist nicht mehr zu erschwingen und viele der alten sind geschlossen oder zu Fabriken, Magazinen u. dgl. verbraucht, ein Aergerniß, an das sich das sogenannte gemeine Volk nirgends ohne innere Einbuße gewöhnt. Eben so wenig ist für die Phantasie-Erweckung in jenem umfassenden Sinne gesorgt worden. Die Theater, welche hier wenigstens zum Theil einigen Ersatz

gewähren könnten, werden vom Staate nirgends einer ernsten Beachtung gewürdiget und verwildern in der Buhlerei mit den ungewissen Launen und Gelüsten eines wetterwendischen Publikums. Die wahrscheinliche Folge aber hiervon dürfte einerseits die Störung einer klaren vollständigen Volksbildung, und andererseits in der Religion selbst die allmählige Trennung der Einbildungskraft und des Verstandes sein, welche, da jede dieser Kräfte für sich allein die Religion nicht zu fassen im Stande ist, entweder in den Aberglauben oder Unglauben stürzt, oder in eine neutrale schwächliche Gleichgültigkeit ausartet; Erscheinungen, welche sich schon jetzt auf eine erschreckende Weise kundgeben.

Die andere Hauptbestimmung der geistlichen Güter war der Unterhalt der Geistlichkeit, worunter ich jedoch nicht bloß die leibliche, sondern auch die geistige Erhaltung und Bildung der letzteren verstehe.

Es ist schon oben bemerkt, daß die Kirche unabhängig vom Staate sei. Dies ist aber ein todtes Wort, wenn nicht die eigentlichen Repräsentanten und Sprecher der allgemeinen Gesellschaft der Kirche: die Geistlichen, sich dieser Unabhängigkeit erfreuen, d. h. der Freiheit, sich nicht um des Staates, sondern um der Kirche willen selbstständig zu entwickeln und den Geist der Kirche unbeschränkt kund zu geben. Nicht aus dem Staate heraus tritt hierdurch die Geistlichkeit, gleichwie der Gelehrtenstand, welcher in neuerer Zeit mehr oder minder überall in Deutschland einer solchen Unabhängigkeit genoß, eben dadurch erst recht die verwandelnde und bildende Kraft im Staate wurde, der ja überhaupt nichts anderes als der äußere Ausdruck der inneren Entwickelung sein kann. Jene nothwendige Freiheit der Geistlichkeit aber erscheint mir durch die Einziehung des geistlichen Guts auf zwiefache

Art gefährdet, da nunmehr sowohl die Bildung als auch die äußere Erhaltung des Clerus dem Staate allein anheimfällt.

Wenn es nimmermehr eine Erziehung für die verschiedene Eigenthümlichkeit jedes Kindes giebt, so wird noch weniger eine Einerleiheit denkbar sein in der Art und Weise, wie sich die verschiedenen Stände innerlich selbst erzeugen, die wiederum nur der höhere Ausdruck für die verschiedene Eigenthümlichkeit im Staate sind. Am wenigsten aber werden allgemeine Staats-Maximen auf die Bildung der katholischen Geistlichkeit anwendbar sein, die sich schon durch ihre Ehelosigkeit von aller äußeren Gemeinschaft mit dem Staate lossagt, um ihn, der Idee der Kirche ganz und in unvermischter Eigenthümlichkeit hingegeben, um desto inniger zu durchdringen. Das Unterscheidende und Vorwaltende in der Idee der katholischen Geistlichkeit ist der Geist der Entsagung und inneren Mäßigung, eine gewisse Unbeflecktheit im Sein und Wissen, jene höhere Unschuld des Daseins, in welcher noch die Gnade Gottes alles eigene Verdienst in sich verzehrend, unmittelbar mächtig ist. Es schließt dieses geistliche Sein keineswegs die Welt von sich aus, es ist vielmehr in seiner Vollkommenheit die Klarheit selbst, in der die Welt, wenn auch nicht in der Form des Erkennens, sich selbst beschaut; der sichere Grund und Boden, wo alles Wissen erst lebendig und alles Talent zur Tugend wird. In diesem Sinne erzogen unverkennbar die Klöster nicht nur ihre Novizen, sondern auch Weltgeistliche durch ihre Theilnahme an theologischen Lehrstühlen, und in ihren Seminarien und sogenannten Convicten, welche oft den eigentlichen Unterricht Anderen überlassend, mehr das Sein der Zöglinge in Anspruch nahmen und in Gehorsam und Liebe ein Familienleben zu bilden strebten. Ich gebe zu, daß sie in späterer Zeit jene Unschuld nur als etwas blos

Passives, nicht auch als das Erzeugende anerkannten und daß sie daher bei dem bloßen negativen Reinhalten und Abwehren stehen blieben, das nothwendig zur geistigen Beschränkung führt. Ja es läßt sich auch eben so wenig läugnen, daß jener Zustand der Unschuld im Allgemeinen weit hinter unserer Zeit liegt wie ein verlorenes Paradies, das wir mit den Waffen des Erkennens wiedererobern wollen. Aber eben deshalb erscheint mir die Geistlichkeit unwandelbar wie die Religion, dazu berufen, durch Gottes Gnade jene ursprüngliche Richtung des menschlichen Daseins, nach der wir unablässig zurückkämpfen, als eine Freistatt und beständige Erfrischung über allen Zeiten und ihren Kämpfen in sich zu erhalten, gleichsam als die ewigen Wächter und Boten des Paradieses, um das Heimweh auf Erden immer zu erneuern. Und diese ursprüngliche Jungfräulichkeit der geistlichen Bildung geht offenbar mehr oder weniger unter, seitdem die angehenden Geistlichen, in die niemals befriedigte Unruhe der Zeit hineingeworfen, im allgemeinen Treiben der Welt erzogen werden. Besonders scheint die Vereinigung der katholisch-theologischen Fakultäten mit protestantischen Universitäten den beabsichtigten vortheilhaften Einfluß auf erstere nicht zu äußern. Denn so lange zwischen Beiden nicht ein wechselseitiges lebendiges Anerkennen stattfindet, wird die durch den Zeitgeist übermächtige Nachbarschaft bei dem katholischen Theil nur das scheue Zurückziehn, die finstere Verschlossenheit und Beschränkung noch vermehren, und es ist in der That kein erfreulicher Anblick, die katholischen Theologen auf solchen Plätzen wie im heimlichen Verruf umherschleichen zu sehen.

Es erzeugt sich dadurch in der jungen katholischen Geistlichkeit immer mehr der innere Zwiespalt, das an sich selbst irregewordene Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen,

jene gefallene Unschuld, die weder glauben kann noch den Muth hat, sich durch ein tüchtiges Erfassen und Erkennen des Irdischen zu bekehren und die sich daher in ihrer nichtigen Halbheit ihres von allem Beruf entblößten Standes schämt. Man könnte sagen: ist erst die Scham da, wird auch die wirkliche Bekehrung nicht fern sein. Freilich, wenn das innerliche Ausgewechseltwerden, das bloße Aufgeben der Eigenthümlichkeit Bekehrung wäre! Aber nicht in der Verschmelzung, in dem recht entschiedenen Behaupten und Beleben des Besonderen liegt hier wie überall die Rettung.

Mehr in die Augen fallend als der eben entwickelte Nachtheil, ist der ungünstige Umstand, daß der Geistlichkeit durch die Vernichtung ihres Grundbesitzes die einzige zuverlässige Garantie eines festen und sicheren irdischen Daseins genommen und dieselbe demnach mehr oder weniger auf den Erwerb hingewiesen ist.

Es ist häufig gegen den Reichthum der Geistlichkeit, als gegen ein vorzügliches Hinderniß ihrer Gottseligkeit geeifert worden. Auch mag er wirklich viele verlockt und faul gemacht haben.

Aber abgesehen von der unfehlbaren Einbuße an gemeiner Achtung, die ein von äußerer Würde entkleideter Stand allezeit erleidet, ist wohl zu befürchten, daß die Geistlichkeit jetzt innerlich gestört und gründlich profanirt werde durch die erniedrigende Jagd nach Brod, durch das unglückliche Hauslehrer-Unwesen und wie immer der Erwerb der Armuth sich helfen mag.

Der Staat, wendet man ein, besoldet ja nunmehr die Geistlichen! — Sie werden also Staatsbeamte und hier liegt die Gefahr für die Unabhängigkeit der Kirche am nächsten.

Die Staatsbeamten, indem sie sich von der Eigenthüm-

lichkeit jedes besonderen Standes lossagen, sollen die Idee des Königs, als das Versöhnende alles Besonderen oder Feindseligen im Staate darstellen. Ihre Aufgabe liegt wesentlich in der Gegenwart, und der oft so scharf hervortretende Beamten-Geist erfährt daher nothwendig durch die Veränderungen und Ereignisse der verschiedenen Zeiten einen fortwährenden Wechsel, wie sich dies aus der Geschichte jedes großen Staates darthun läßt. Die Geistlichen dagegen, indem sie die Idee der Kirche, mithin die höchste Versöhnung aller Eigenthümlichkeit und überhaupt alles Irdischen darstellen sollen, bilden einen wahrhaften Weltstand, den die Idee des Königs hier selbst ein zu Versöhnendes, keineswegs in sich aufzunehmen vermag. Nimmermehr darf sich daher ein einzelner Staat anmaßen, die Gesellschaft der Kirche, die alle christliche Staaten umfaßt, und über dem Zwiespalt der Gegenwart ewig die vergangenen Geschlechter mit den künftigen verbindet, nach der jedesmaligen besonderen Weise seiner Zeit zu regieren. Frei und ungehindert durchdringt dieser erfrischende Strom von Licht belebend alle menschliche Verhältnisse, aber er versengt und bildet die Verzerrung, wo er in künstlichen Gläsern unnatürlich gerichtet und gebrochen wird.

Wir erkennen hieran den wesentlichen Unterschied zwischen den Dienern der Kirche und den Staatsbeamten, dessen Verkennung, für beide verwirrend, nur zu leicht den Wahn erzeugt, als sei die Kirche um des Staates willen und daher demselben untergeordnet, eine herkömmlich geduldete Anstalt, um das Volk nach gewissen politischen Zwecken planmäßig zu verarbeiten und die Geistlichen die brauchbaren Gelegenheitsmacher, um nach Bedürfniß im Frieden den Frieden und im Kriege den Krieg zu predigen. Auf jeden Fall aber ist die Vernichtung eines selbstständigen irdischen Daseins der Geist-

lichkeit durch Einziehung ihres Grundeigenthums vorzüglich dazu geeignet, diesen unheilbringenden Irrthum zu erwecken und bei der daraus folgenden äußeren Abhängigkeit des Clerus auch ausführbar zu machen, und wir können es nach einer solchen Verwandlung wenigstens nicht unnatürlich finden, wenn der grillenhafte Heinrich VIII. in England als Oberpriester sechs Glaubensartikel vorschrieb, und selbst die gemäßigte Elisabeth alle geistliche Gewalt als ein Regal in Beschlag nahm.

Der dritte Theil der geistlichen Güter endlich war zur Unterstützung der Armen bestimmt. — Dieser Zweck liegt unbedingt im Kreise der Staatsverwaltung, welche mithin jederzeit die Pflicht hatte, für dessen bestmögliche Erfüllung zu sorgen. Ob aber hierzu die Einziehung des geistlichen Guts ein nöthiges und sicheres Mittel war, wollen wir durch eine allgemeine Vergleichung der ehemaligen klösterlichen Verwendung dieses Erbtheils der Armuth mit dem heutigen Gebahren des Staates näher beleuchten.

Es ist bekannt, daß in den begüterten Klöstern (von denen hier natürlich mit Ausschluß der Bettelmönche und der erhalten gebliebenen geistlichen Krankenhäuser überall nur die Rede sein kann) jederzeit Speis' und Trank für die Armen bereit gehalten wurde und daß kein bedürftiger Reisender ohne Stärkung abgewiesen werden durfte. Man hat dieser ungewählten Gastfreiheit häufig den Vorwurf gemacht, daß sie die Faulheit auffüttere und allerdings war sie gleichsam ein offener Wechsel, den der Müßiggang durch das ganze katholische Deutschland hatte. Aber — abgesehen davon, daß es an sich immer etwas Erfreuliches bleibt, recht viele Arme gespeist zu sehen, und zwar womöglich lieber mit Brod und Fleisch, als mit Rumfordschen Suppen — so ist

es auch noch sehr zweifelhaft, ob durch das heutige entgegengesetzte System einer allzubesorglichen und immer unsicheren Dürftigkeits-Prüfung, durch die allgemeine Jagd der Polizei auf die Armen, durch den länderdurchkreuzenden Schub, der die Schiebenden schwer belästiget und den geschobenen Müßiggänger, indem er dem Missethäter äußerlich gleichgestellt wird, nur zu leicht wirklich zum Verbrecher oder Lügenkünstler macht, ob endlich bei der gewöhnlichen Ungewißheit der Verpflichtung zur Aufnahme des Verarmten und, da die Klöster nicht mehr vor den Riß treten, durch das daraus überhandnehmende gemeindeweise Protestiren gegen die Tugend der Wohlthätigkeit, ob, sage ich, mit so großen weitläufigen Anstalten für die Sittlichkeit in der That etwas Bedeutendes gewonnen sei? Wenn ehedem mancher unverdienterweise gespeiset wurde, so dürfte dagegen jetzt vielleicht zu befürchten stehn, daß mancher wirklich Bedürftige leer ausgehe, oder Anderen durch unvorsichtige Vernichtung der bürgerlichen Ehre der Keim der Besserung und einer nützlichen Thätigkeit für immer verschnitten werde. Gewiß aber sind die in dieser Hinsicht an die Stelle der Klöster getretenen gewöhnlichen Armen- und Arbeits-Häuser im Allgemeinen weder ein zweckmäßiger noch zureichender Ersatz. Unzweckmäßig wegen ihrer fast durchgängig gefängnißartigen inneren und äußeren Einrichtung, welche das ohnehin freudelose Dasein des Armen völlig verdunkelt und wegen der dabei selten streng genug vermiedenen Vermengung der unverschuldet Armen mit Sträflingen, wodurch erstere, während man billigerweise alle leibliche Ansteckung sorgfältig verhütet, unbilligerweise der verderblicheren moralischen Pest preisgegeben werden. Unzureichend aber, weil sie, ihrer allgemeinen Natur nach die auf die Persönlichkeit gerichtete gelegentliche Unterstützung der Haus-

und Land-Armen, denen zu ihrer Subsistenz nicht alles aber oft sehr vieles mangelt, diese wirksame Hülfe zur rechten Zeit, deren sich die Gutsunterthanen der Klöster unläugbar vorzüglich erfreuten, völlig ausschließen und mithin überhaupt jenes lebendige Wechselverhältniß von Mitleid und Dankbarkeit aufheben, welches jetzt immer mehr von der Ostentation einer eitlen Wohlthuerei verdrängt wird, einer alles Heilige in der Wohlthätigkeit vernichtenden Auflage.

Die andere Art, wie die Klöster das ihnen anvertraute Armengut verwendeten, war die Unterstützung der studirenden Jugend, theils durch Freitische, Stipendien oder Uebernahme des gänzlichen Unterhalts während der Studienjahre, theils durch die Gymnasien, welche mit den Klöstern mehrer Orden, z. B. der Cisterzienser, regelmäßig verbunden waren. Wer Gelegenheit gehabt hat sich zu überzeugen, welcher bedeutenden Menge unbemittelter Jünglinge die Klöster eine höhere Ausbildung auf die mannigfaltigste Weise erleichterten, ja einzig und allein möglich machten, der wird ehrlich eingestehen müssen, daß etwas Aehnliches jetzt gar nicht mehr stattfindet, und daß hierin großentheils der Grund des heutigen plötzlichen Mangels an katholischen Geistlichen zu suchen ist, welcher leicht härter empfunden werden möchte, als die frühere oft gerügte Ueberschwemmung der Pfarreien mit Mönchen. Ihren Gymnasien, wo überdies ein Theil der Schüler freie Kost, oft auch Bekleidung erhielt, hat man häufig eine finstere Strenge der Disciplin und die Dürftigkeit der Unterrichtsgegenstände vorgeworfen. Es würde uns hier zu weit führen, untersuchen zu wollen ob die Strenge und eine gewisse Mäßigung im Lehren oder die Unbeschränktheit und Vielwisserei mit dem Wesen der Schule besser übereinstimmen; viel eher möchten wir den Klöstern vorwerfen,

daß ſie, dem Geiſt aller Schule zuwider, dem kindlichen Gemüth eine zu früh abſondernde einſeitige Richtung zu einem beſtimmten Zwecke, zum geiſtlichen Stande, gegeben haben. Immer aber bildeten ſie doch, und zwar großentheils in den abgelegenſten Gegenden, ſehr ſchätzbare geiſtige Erweckungspunkte. Denn wenn es armen Aeltern keineswegs gleichgültig iſt, ob die Schule eine oder mehrere Meilen abliegt, ſo iſt es für die Bildung der Jugend überhaupt von der höchſten Bedeutung, daß der Knabe nicht völlig aus der Familie auszuſcheiden brauche.

Die Begründung eines anderen den Klöſtern gemachten Vorwurfes, als hätten ſie ihre ſo ehrwürdigen Zwecken geweihten Güter dermaßen ſchlecht bewirthſchaftet, daß ſich der Staat deſſen von Amtswegen annehmen mußte, iſt nicht wohl einzuſehen. Es iſt wahr, daß ſie häufig zum Nachtheil der Landwirthſchaft von manchem ſtrengen Rechte gegen ihre Einſaſſen nicht Gebrauch machten, das von ihren Nachfolgern eifrig aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder hervorgeſucht ward. Auch theilte ihr Grundbeſitz allerdings die allgemeinen Nachtheile aller anderen unveräußlichen und großen Beſitzungen, aber in weit geringerem Maße. Denn einerſeits blieben die geiſtlichen Güter nicht wie die eigentlichen Fideikommiſſe in den Händen Einer Familie, ſondern waren vielmehr, indem ſie abwechſelnd in den Genuß von Mitgliedern ſo vieler und verſchiedenartiger Familien kamen, ein wahres Nationalgut; andererſeits aber wurden ſie nur ſelten verpachtet oder gleichgültigen Verwaltern überlaſſen, ſondern von jedesmal dazu ernannten und nicht zugleich mit der Seelſorge ſich befaſſenden Kloſtergeiſtlichen ſelbſt bewirthſchaftet, bei deren Verwaltung, wenn auch nicht die Liebe eines Familienvaters, doch immer die Sorgfalt des Miteigenthümers

und die Rücksicht auf die Standesnachkommenschaft wirksam war.

Jetzt sind diese Güter größtentheils in Domainen verwandelt oder an Private veräußert worden. Daß der Fiscus seiner Natur nach der verschwenderischste Landwirth sei, ist allgemein anerkannt; eben so gewiß ist es dagegen auch, daß die Klasse der reichen Kapitalisten, als der neuen Erwerber, nur selten jenen großmüthigen Gebrauch von dem vielleicht höheren Ertrage dieser Güter machen wird, und daß demnach die unabweisbare Erfüllung der eben dargestellten drei Hauptbestimmungen des geistlichen Guts dem Publikum zur Last fallen muß. Wie unerschwinglich aber diese Last werden kann, wenn dergleichen Stiftungen, anstatt sie im Wechsel der Zeiten sorgfältig immer wieder zu beleben, einmal vernichtet sind, davon giebt die ungeheuere und doch immer unzureichende Armentaxe in England wie anderwärts merkwürdiges Beispiel.

Die Geschichte der Reformation, mit welcher die eigentliche bedeutendste Einziehung des geistlichen Guts zusammentrifft, gewährt in dieser Hinsicht im Allgemeinen keinen erfreulichen oder auch nur beruhigenden Anblick. In Schweden und Dänemark wurde dasselbe lediglich zum Besten der Krone in Beschlag genommen und nur ein geringer Theil seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben. In England verschlang ein nutzloser Krieg gegen Frankreich und vorzüglich die Lüderlichkeit Heinrichs VIII., seine verschwenderischen Verpfändungen und Schenkungen an Günstlinge und Maitressen, alles Kirchengut fast ohne Spur von Ersatz. Und so wurde überall mehr oder weniger dieser ehrwürdige Nationalschatz, an welchem fromme Vorfahren Jahrhunderte lang gesammelt, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit dem Bedürfniß

des Augenblicks, das oft viel beſſer unbefriedigt bleiben mochte, hingeopfert, ohne dagegen in irgend einem Staate die Finanzen gründlich zu verbeſſern, weil die plötzliche Ländervermehrung faſt in gleichem Verhältniß auch den Aufwand der Höfe vermehrte und insbeſondere überall die alles aufzehrende Gründung ſtehender Heere begünſtigte.

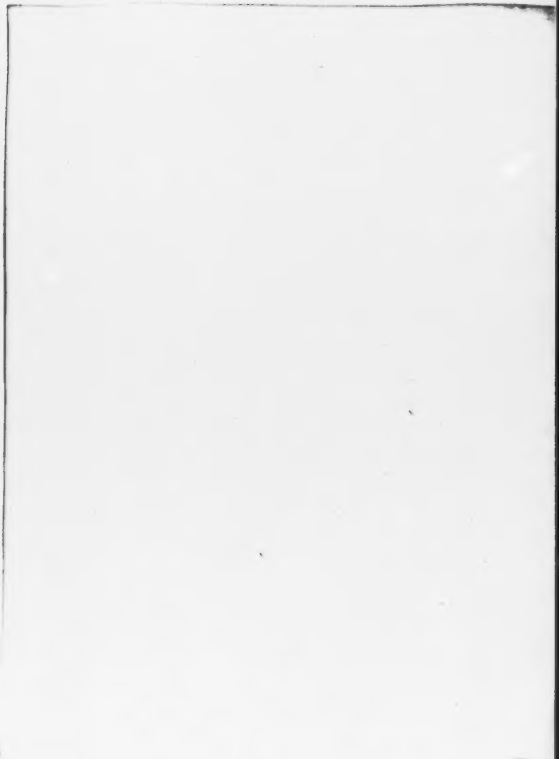
Im nördlichen Deutſchland ſelbſt endlich, wo Luther heftig gegen die Fürſten eiferte, welche das Kirchengut ſich zueigneten, wurden dennoch die Bisthümer eine Beute der Großen und nur die kleineren mittelbaren Stiftsgüter großentheils zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken verwendet. So entſtanden z. B. im Meißniſchen viele neue Schulen und in Heſſen die Univerſität Marburg aus eingezogenen Kloſtergütern.

Mit Achtung wollen wir eine ſolche Verwendung, wo ſie ſtattfand, anerkennen, und dieſe in ſo mancher Hinſicht niederſchlagende Betrachtung mit dem freudigen Bekenntniß ſchließen, daß von den aus dem Schutte der Klöſter ſich erhebenden Bildungsanſtalten eine geiſtige Erſchütterung über das geſammte Deutſchland ergangen iſt, die nicht blos das Vergängliche vernichtet, ſondern auch das ewig Unvergängliche neu belebt hat.

Nicht darin liegt bei dem Kampfe des Alten und Neuen, worin wir begriffen ſind, das Uebel, daß das Veraltete weggeräumt worden iſt, ſondern in der Verblendung, welche den großen Sinn der Vergangenheit verkannte und daher mit dem bloßen Zerſtören genug gethan zu haben wähnte. Eben ſo wenig liegt das Heil in der unbedingten Wiederkehr zum Alten, denn in der Weltgeſchichte giebt es keinen Stillſtand. Aber der unvergängliche Geiſt aller Zeiten, der in keiner einzelnen vergänglichen Form feſtgebannt iſt, das ewig Alte und Neue zugleich ſoll, ſo ſcheint es die Vorſehung zu wollen,

durch die göttliche Kraft des Erkennens nun sich selber bewußt werden und verjüngen. Es hat in unserer Zeit die Wissenschaft eine hohe religiöse Bedeutung.

Vor dem Neuen schützt bei den heutigen literarischen und socialen Verhältnissen keine chinesische Mauer mehr; es wird im Gegentheil dasselbe auf diese Weise nur von Außen halb und abgebrochen vernommen, erst verwirrend und gefährlich, indem es eine verkehrte Lüsternheit erweckt, und wohl einen betrüglichen Waffenstillstand, aber keinen Frieden schaffen kann. Es ist daher an uns, das Neue scharf und unverzagt in's Auge zu fassen und, wo es lügenhaft befunden, auch auf dem Boden der Wissenschaft zu bekämpfen. Mögen die Klöster, wo eine höhere Weisheit sie wieder in's Leben gerufen, ihre welthistorische Aufgabe nicht verkennen, durch leuchtendes Vorbild sowie durch Christianisirung der Erziehung und der Volksgesinnung die Jugend und ihre Zeitgenossen zu dem großen Kampfe zu rüsten.



Ueber Verfassungs-Garantien.

(1833.)

Unter Garantie verstehen wir hier, dem heutigen Redegebrauch folgend, die Gewähr für den Bestand irgend eines politischen Zustandes im Staate.

Es frägt sich also zunächst: was soll eigentlich garantirt werden, und welche ist nach der Natur dieses zu verbürgenden Gutes die zweckmäßigste Garantie desselben?

Hören wir über die erstere Frage die Wohlgesinnten unter den Stimmführern der Zeit — und nur von diesen kann hier überall die Rede sein — so wird nach Beseitigung alles Unmöglichen, also an sich Verwerflichen, ihre Antwort allgemein in der Forderung bestehen, daß die Mittel materieller und intellectueller Erhaltung und Vervollkommnung, mithin vernünftige Freiheit allen Mitgliedern des Staates ohne Unterschied gleichmäßig gewährt und jene beiden Hauptinteressen durch die Interessenten selbst, also durch Stände, vertreten werden.

In dieser letzteren Forderung aber liegt zugleich auch die Beantwortung der zweiten Frage; denn es ist damit in der That das eigentliche Wesen der Konstitution schon ausgesprochen.

Bevor wir nun in eine nähere Erörterung dieses Gegenstandes eingehen, halten wir es für räthlich, vor allen Din-

gen uns vor dem lärmenden Eilmarsch der Zeit zu verwahren, die, gleichsam in der Luft sich überschlagend, vor übergroßer Hast unversehens eine gute Strecke über ihr eigenes Ziel hinausgelangen dürfte.

Es wird nämlich wohl Niemand in Abrede stellen, daß Vernunft und Freiheit, wenn sie zur lebendigen Erscheinung kommen sollen, sich erst individuell gestalten müssen, daß gleichsam das Wort Fleisch werden müsse, um überhaupt politische Geltung und Bedeutung zu haben. Denn das Volk lebt weder von Brod noch von Begriffen allein; es will etwas zu lieben oder zu hassen, es will vor Allem eine Heimat haben in vollem Sinne, d. i. seine eigenthümliche Sphäre von einfachen Grundgedanken, Neigungen und Abneigungen, die alle seine Verhältnisse lebendig durchdringen, und deren äußerer Ausdruck eben die Institutionen seines Landes sind. Nun haben wir aber in Deutschland alle alten Institutionen, an denen zahllose frühere Geschlechter andächtig gebaut, von der Reichsverfassung bis zu den Handwerkszünften hinab, in unglaublich kurzer Zeit von der Erde verschwinden sehen. Zwischen dem zerworfenen Gestein wandeln Bauverständige und Projectenmacher vergnügt mit dem Richtmaaß umher und kalkuliren über Anschläge, aus dem Material nach ihrer Elle eine neue Welt aufzubauen; über den Trümmern aber sitzt das Volk verblüfft und unbehaglich und weiß nicht, was es will, weil es weder für die Vergangenheit, die ihm genommen, noch für die Zukunft, die noch nicht fertig, ein Herz hat. Ob und was sich aus diesem Zerwürfniß neu gestalten werde, wird zur Zeit auch der kühnste Seher noch nicht vorauszubestimmen wagen.

Ist es etwas Rechtes, Wahrhaftes und historisch Nothwendiges, so wird es wie alles Tüchtige sich selbst garantiren

und in allmäliger Metamorphose die rechte äußere Form von selbst finden. Ist es in sich nichtig, so wird auch die mächtigste Gewähr es nimmermehr zur Wahrheit machen. In beiden Fällen aber erscheint es als ein unnützes, wo nicht thörichtes Beginnen, schon jetzt den Unbestand maßloser Wünsche, den Wechsel widerstreitender Meinungen, mit einem Wort: die unberechenbare Zukunft im Voraus garantiren zu wollen. Ja, durchgreifende Versuche hierin dürften leicht gerade zum Gegentheil dessen, was ihre Vertheidiger wollen, nämlich zu einer Störung und Hemmung aller freien Entwickelung führen, indem sie, von mehr oder minder willkührlichen Voraussetzungen ausgehend, derselben eine vorgefaßte abnorme Richtung geben. Der Buchstabe überhaupt tödtet immer und überall. So führt auch der pedantische Götzendienst mit allgemeinen Begriffen, unmittelbar und ohne historische Vermittelung auf das öffentliche Leben angewandt, nothwendig zur Karikatur oder Tyrannei, wie die französische Revolution sattsam erwiesen hat, wo vor lauter Freiheit kein rechtlicher Mann frei aufzuathmen wagte, und wo unter der heiligen Aegide der Vernunft der lächerlichste Unsinn ganz ernsthaft getrieben wurde. Dasselbe gilt aus denselben Gründen für den Begriff der Konstitution. Nach dem abgezogenen allgemeinen Schematismus desselben besteht bekanntlich die Konstitution ein für allemal in Repräsentation durch zwei Kammern. Das erinnert aber ziemlich plump an die englische Verfassung, diese an die englische Geschichte und die letztere wieder an Elemente und Katastrophen dieser Geschichte, die uns völlig fremd sind. Dort wurden in früherer Zeit die eingesessenen Angelsachsen durch die Normannen unterjocht, über den Knechten lagerte sich wie eine zweite höhere Nation das Volksheer der Sieger, deren Fürsten als oberste Lehnsherren nur in der gesetz-

gebenden Macht durch den Rath der Barone beschränkt, das monarchische Prinzip in seiner schärfsten Reinheit entwickelten. Die Ausartung dieses Prinzips unter Johann in entschiedenen Despotismus rief demnächst als natürliche Reaction das aristokratische Element in's Leben, indem der Bund der Barone dem Tyrannen die magna Charta abtrotzte. Als nun aber auch dieses Element seinerseits schnell zur Oligarchie erwuchs und die Königlichen Vorrechte an sich riß, berief zuerst Eduard, zum nothgedrungenen Gegengewicht jener Anmaßungen den niedern Adel sowie Deputirte der Städte in das Parlament, womit sich auch das dritte demokratische Element gesetzlich konstituirte. Nun wollte aber auch dieses allein herrschen und tauchte in einer der furchtbarsten Revolutionen Alles in Blut, aus dem sich erst durch die Declaration der Rechte jene drei Elemente geläuterter und geordneter wieder emporhoben.

Wir haben nun Alle sicherlich keine Lust, diese Tragödie nachzuspielen, zumal da wir sogleich für den ersten Akt uns vergeblich nach einem fürchterlichen Tyrannen umsehen. Was ist also hierbei zu thun? Sollen wir in kühner Fiktion erst eine Konstitution setzen, um Kammern zu haben, oder umgekehrt erst Kammern erfinden, um eine Konstitution zu bekommen? Das letzte wäre wenigstens das natürlichere. Aber die erste Kammer soll ihrer Idee nach doch ohne Zweifel das Stabile repräsentiren, sie soll sein: Träger historischer Erinnerungen, Bewahrer der Ehre, sicheren Selbstgefühls, der Würde und unabhängigen Gesinnung; sie muß daher unerläßlich auf großes Grundeigenthum und Erblichkeit basirt sein. Auf Erblichkeit, weil sie sonst unvermeidlich mit dem beweglichen Elemente der zweiten Kammer in Eins zusammenfällt; denn soll sie ihrer Bestimmung getreu das

Stabile vertreten — und thut sie das nicht, wozu wären sie denn nütz — so kann sie unmöglich von der wetterwendischen Gunst der Wahl abhängig gemacht werden, die ja eben immer und überall mehr oder minder eine Buhlschaft mit den ewig wechselnden Liebhabereien und Launen der Menge, eine stete Aufmerksamkeit auf den täglichen Courszettel der öffentlichen Meinung weckt und bedingt. Auf eigenem breitem Grund und Boden aber muß jene Kammer feststehen, weil es thöricht wäre, in den Mitgliedern einer für Jahrhunderte gemeinten Institution lauter große starke Charaktere vorauszusetzen, die auch ohne den Hinterhalt und Glanz materiellen Reichthums jederzeit Unabhängigkeit und das nöthige Ansehen zu behaupten wüßten. Nun hat aber der Strom der Zeit auch das Grundeigenthum als bloße Waare längst flüssig gemacht, und es ist, wenn wir etwa Oesterreich und die wenigen, ehemals reichsständischen, mediatisirten Fürstenfamilien ausnehmen, eine hinreichend zahlreiche Aristokratie in jenem Sinne in Deutschland gar nicht mehr vorhanden und würde mithin am allerwenigsten des Gegengewichts einer zweiten Kammer bedürfen.

Diese zweite Kammer dagegen soll Repräsentant der National-Intelligenz sein, also des rastlos fortstrebenden, Entwickelnden, ewig Beweglichen, nothwendig gestützt auf Selbstständigkeit der Gemeinden und getragen von der Macht einer entschiedenen öffentlichen Meinung. Aber das Gemeinwesen ist in Deutschland, namentlich in den sogenannten konstitutionellen Staaten, keineswegs schon zu einem sich selbst bewußten Leben gelangt, und — die natürliche Folge davon — die öffentliche Meinung ist eben noch gar nichts, als ein unverständliches Gemurmel der verschiedensten Stimmen, durch das man von Zeit zu Zeit die Posaunenstöße liberaler Blätter hin-

durchschreien hört; sie ist vielmehr zur Zeit noch eine ziemlich komplette Musterkarte von allem, was jemals in ganz Europa, Amerika, oder in dem verschlafenen Asien über Politik gedacht und geträumt worden.

Das Vorstehende will übrigens mehr nicht beweisen, als daß uns jetzt Konstitutionen überhaupt noch nicht so gewaltig Noth thun, als uns ihre Verfechter gern einreden möchten, und daß insbesondere selbst eine Konstitution, die für den einen Staat vollkommen angemessen wäre, alle seine Interessen befriedigte und sicherstellte, darum keineswegs auch für jeden anderen Staat passen würde, am wenigsten für Deutschland, wo noch eine frische Eigenthümlichkeit der verschiedenen Stämme sich lebendig erhalten hat. Nimmermehr werden z. B. Tyroler und Friesen, oder Ostpreußen und Rheinländer in Affecten, Gewohnheiten, Neigungen und Abneigungen miteinander sympathisiren. Es sind nicht bloß die Alpen dort und die Sandflächen hier, nicht hier der Schnaps und dort der Wein, nicht die Verschiedenheit des Dialekts, des Klima's, der Religion, oder der historischen Erinnerungen allein, sondern eben alles das zusammengenommen in seiner geheimnißvollen Jahrhundert langen Wechselwirkung. Welcher also ist nun hier der Normaldeutsche, dem sich alle andern akkomodiren müssen? Ich meine: keiner, oder jeder in seiner Art; denn die deutsche Natur ist, Dank sei dem Schöpfer, nicht so arm, daß sie in der Eigenthümlichkeit eines Stammes rein aufgehen sollte. Auch wäre das an sich eben so langweilig als überflüssig, denn Uniformität ist keine Einheit. Schon im Privatleben bemerken wir, daß Freundschaft und Liebe gerade die verschiedenartigsten Naturen zusammenfügt, eben weil nur diese Verschiedenheit reizen und sich wechselseitig ergänzen kann, indem jeder Theil von seinem Reichthum mittheilen will,

was dem anderen fehlt, und das empfangen, was der andere vollauf hat. Und so wird auch der großen Genossenschaft des Staates mit innerlich ausgewechselten Gesellen nichts gedient, sondern jener der liebste sein, welcher ihr, weil mit ungebrochener Eigenthümlichkeit, aus ganzer Seele dient, wie er eben kann und mag. Viele verschieden gestimmte Saiten geben erst Harmonie. Vor allem aber behüte uns Gott vor einem deutschen Paris, das, wie jenes benachbarte, alle besonderen Meinungen, Gedanken und Interessen aus dem ganzen Reiche einsaugte, um sie auf dem allgemeinen politischen Webestuhl der Zeit zu verarbeiten und dann das Zeug nach dem Ellenmaß seiner Tageblätter als officielle Modeartikel wieder in die Provinzen zu versenden, die dann in Nord und Süd, bei Frost und Hitze, sehen mögen, wie sie damit weiter fertig werden. — Es ist indeß im Allgemeinen nach einem guten deutschen Spruchwort schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und mit jener allzeitfertigen Verfassungsfabrikation daher, welche die Konstitutionen dutzendweis aus der Tasche langt, verhält es sich fast wie mit dem Märchen vom Wünschhütlein. Der Besitzer desselben, so oft er es dreht, sieht alles um sich her verwandelt und befindet sich, nach Laune, jetzt in Frankreich, dann in England, in Belgien u. s. w.; so macht er in Gedanken die große Runde um die Welt, zu Hause ist aber unterdeß alles ruhig beim Alten verblieben. Denn ein wahrhaftes Staatsleben kann, wie alles Innerliche, nicht so obenher durch Machtsprüche der Aufklärung anbefohlen, der Volksgeist durch philisophische Zauberformeln nicht besprochen werden. Ja, wo dies gelänge — eine solche Aristokratie der Gelehrten oder Gebildeten wäre vielleicht die verderblichste, wenn sie in ihrer verwegen experimentirenden Allgemeinheit von der eigent-

lichen Natur und Geſchichte der Nation keine Notiz nehmend, ein einiges Volk nach und nach in zwei verſchiedene Völker entfremdete, gleichwie in China die Vornehmen eine andere Religion für ſich haben, als das gemeine Volk. Wie im Drama vielmehr — das ja ſein Geſetz auch nur in der allgemeinen menſchlichen Natur hat — nicht die Charactere von der Begebenheit, ſondern die Begebenheiten von den Charakteren gemacht werden, ſo wird auch in der größeren Staatsaction nur die fortſchreitende Entwickelung der nationalen Eigenthümlichkeit, und nicht von oben herab das Geſetz von den drei Einheiten, Regel, Handlung und Leben geſtalten.

Aber ſetzen wir endlich, von dem ſo eben Vorausgeſchickten ganz abſehend, den Fall, eine Konſtitution ſei wirklich fertig und gut, ſo entſteht die andere, ungleich wichtigere Frage: wenn die Verfaſſung die wechſelſeitigen Intereſſen des Staats garantiren ſoll, wo iſt denn nun die Garantie für die Verfaſſung ſelbſt, ohne welche dieſe wiederum null iſt?

Das Papier thut es nicht. Nicht auf dem todten Buchſtaben beruht ja überall die Kraft und Heiligkeit des Vertrages, ſondern einzig und allein auf der Treue, auf dem eben nicht zu verſiegelnden Willen, ihn zu erfüllen. In gewöhnlichen Privatverhältniſſen freilich wird auch das bloße Pergament ſchon durch den Richter bindend, hier aber ſteht Gott allein über den Contrahenten, deſſen Juſtiz nicht immer von dieſer Welt iſt. Ebenſowohl daher, wie ein abſoluter Monarch die ſelbſtgegebenen guten Geſetze wieder zurücknehmen könnte, eben ſo leicht läßt ſich der Fall denken, daß ein konſtitutioneller König, wenn er z. B. die Armee für ſich zu gewinnen weiß, die papierne Garantie der Verfaſſung mit allen ihren Klauſeln über den Haufen würfe. Wollte man dagegen einwenden, man dürfe ja nur Macht und Gegen-

macht kunſtreich verſchränken, ein ſo genaues Gleichgewicht der pulſirenden Kräfte im Staate herſtellen, daß kein einzelnes Element ſich einſeitig losſagen könne, ſo erwiedern wir darauf: Geiſter kann man nicht wägen und meſſen, und der Geiſtreichſte, wohin er ſich auch ſchlage, wird doch überall den Ausſchlag geben und jenes Gleichgewicht der platten Mittelmäßigkeit immerdar wieder zerſtören. Es giebt einen Despotismus der Liberalität, der ſo unleidlich iſt wie jede andere Tyrannei, indem er das friſche Leben fanatiſch mit eitel Garantieen, Vor- und Rückſichten umbaut, daß man vor lauter Anſtalten zur Freiheit nicht zu dieſer ſelbſt gelangen kann; und jenes ängſtliche Abwägen und Klauſuliren, wenn es an ſich möglich wäre und gelänge, müßte nothwendig zu wechſelſeitiger Neutraliſation, zu völligem Stillſtande, alſo zum politiſchen Tode führen.

Faſſen wir das alles nun zuſammen, ſo ergeben ſich daraus ohne Zweifel folgende Reſultate:

Erſtens: Eine Verfaſſung kann nicht gemacht werden, denn Willkür bleibt Willkür und unheilbringend, ſie komme woher ſie wolle; es iſt aber gleich willkürlich, ob man den Leuten ſagt: ihr ſollt nicht frei ſein, oder: ihr ſollt und müßt grade auf dieſe und keine andere Weiſe frei ſein! Weder das müßige Geſchwätz des Tages, noch die Meinung der Gelehrten oder irgend einer Kaſte darf hier entſcheiden, ſondern allein die innere Nothwendigkeit, als das Ergebniß der eigenthümlichen, nationalen Entwickelung. Nicht vom Verfaſſer nennt man es Verfaſſung, ſondern weil es alle Elemente des Volkslebens umfaſſen, der phyſiognomiſche Ausdruck der Individualität eines beſtimmten Volkes ſein ſoll. Mit und in der Geſchichte der Nation muß daher die Verfaſſung, wenn ſie nicht ein bloßes Luftgebilde bleiben will,

organisch emporwachsen wie ein Baum, der, das innerste Mark in immergrünen Kronen dem Himmel zuwendend, sich selber stützt und hält und den mütterlichen Boden beschirmt, in welchem er wurzelt.

Zweitens: Jede Verfassung hat nur relativen Werth durch Identität mit ihrem Lande und Volke, eben weil sie keine wissenschaftliche Hypothese, sondern das bloße Resumé der individuellen innersten Erlebnisse und Ueberzeugungen der Nation ist.

Drittens: Keine Verfassung, als solche, garantirt sich selbst. Nicht als Vertrag, wie bereits weiter oben ausgeführt worden; nicht durch ihre Repräsentativformen, denn alle Repräsentation — wo nicht alles eitel Lüge sein soll — bedeutet nur ihren Mandanten, von dem allein sie Macht und Leben hat. Und dieser ist die öffentliche Gesinnung, welche das Ganze hält oder bricht, das moralische Volksgefühl von der inneren Nothwendigkeit jener Staatsformen, welches sich aber wiederum nur da erzeugen kann, wo die Verfassung auf die vorgedachte organische Weise wirklich in's Leben getreten ist.

Es haben in neuerer Zeit in Deutschland mehrere Regierungen, namentlich auch nicht konstitutionelle, während andere über Alt und Neu stritten, diesen Streit durch eine zeitgemäße Regeneration ihrer Gesetzgebung praktisch zu schlichten, und hiermit zugleich das Volk für einen freieren Zustand allmählig zu erziehen versucht. Denn die Schule des Lebens ist nur das Leben selbst; sie kann daher nicht durch Lehre, sondern allein durch lebendige Institutionen wirken. So wurde fast allgemein der Grundbesitz von den morschen persönlichen Fesseln, die nur noch drückten, ohne mehr zu halten, sowie das Gewerbe von jener bürgerlichen Aristokratie von

Korporationen, Zünften und Innungen befreit, deren moraliſche Kraft im Mittelalter, als ein geſchloſſenes Zuſammenhalten zu Schutz und Trutz, kein Kundiger läugnen wird, welche aber, nachdem der Staat ſelbſt allen Schutz übernommen, allmählig Sinn und Haltung verloren hatten und nur noch als verknöcherte Monopole erſchienen, mit ihren übertriebenen Scheidungen und Hemmungen jede lebendige Bewegung lähmend. Es wurde endlich den Gemeinden, mehr oder minder, möglichſte Selbſtſtändigkeit, nämlich das Recht, ihren Vorſtand zu wählen, das Recht der Steuerbewilligung, der Selbſtverwaltung, ſowie Antheil an der geſetzgebenden Gewalt innerhalb ihrer Kreiſe gegeben, und ſomit von unten herauf ein tüchtiges Fundament vernünftiger und geſetzmäßiger Freiheit gelegt.

Dieſes ſchon von vorn herein mit dem Nothdach einer Konſtitution überbauen, was wäre es wohl anders, als den friſchen Wuchs, der eben erſt Wurzel faßt, eilfertig am Spalier allgemeiner Formen wieder kreuzigen und verknöchern und mit neumodiger Pedanterie an die Stelle lebendiger progreſſiver Bewegung den ſtereotypen Begriff der Freiheit ſetzen wollen? So mag wohl ein Federkünſtler ſeinen Münſterbau auf dem Papier friſchweg von der Spitze anfangen und ſehen, wie er nachher mit der Grundlage zurecht kommt, aber jeder Verſtändige weiß wohl, daß man keinen Thurm und keine Konſtitution a priori in die Luft hängen kann.

Ueberdies hat gerade Deutſchland unverkennbar tiefer gehende innere Garantieen bereits aufzuweiſen, welche jenes den Nachbarn erborgte Syſtem wechſelſeitiger Cautelen und Klauſeln um ſo mehr aufwiegen, als das letztere doch immer nur die Oberfläche zu berühren vermag, indem es nothwen-

dig von der Basis des Mißtrauens, anstatt der lebendigen Liebe, ausgeht.

Es sind namentlich die Universitäten in Deutschland, die hier zunächst in Betracht kommen. Während wir die englischen Collegien in zünftiger Absonderung von der Welt immer mehr in der alterthümlichen Form der Klosterschule — denen sie die erste Gestaltung verdanken, die aber längst ihre ursprüngliche religiöse Bedeutung verloren haben — erstarren sahen, arteten die Hochschulen in Frankreich auf dem entgegengesetzten Wege in bloße einzelne Abrichtungs-Anstalten für bestimmte bürgerliche Zwecke und Studien aus, so daß man sie füglich als höhere Realschulen bezeichnen könnte. Die deutschen Universitäten dagegen, im Wechsel der Zeiten sich mit diesen immer wieder verjüngend, suchten von jeher in ihrer philosophischen Gründlichkeit die einzelnen Wissenschaften in ihrem nothwendigen Zusammenhange untereinander, alles Wissen in seiner höheren Beziehung, mithin als eine große sittliche Gesammtheit darzustellen. Ein Bestreben, das die Regierungen beständig anerkannten und förderten, indem sie einerseits mit aufopfernder Liberalität für den möglichsten Umfang und Reichthum der Lehre Sorge trugen, andererseits aber bei den Prüfungen zum Staatsdienst, außer den hierzu unmittelbar erforderlichen Kenntnissen den Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Bildung zur Bedingung machten.

Dazu kommt ferner die Gunst eines anderen hier nicht zu übersehenen Umstandes, nämlich die politische Mannigfaltigkeit in dem deutschen Staatenverbande selbst. Ohne auf die Erörterung des schon oben berührten Unterschiedes zwischen Einheit und Einerleiheit hier näher einzugehen, so ist doch jedenfalls so viel klar, daß dieser Reichthum der verschieden-

artigſten Staatsformen, wie er die Freiheit eigenthümlicher Entwickelung begünſtigt, zugleich auch eine großartige Vielſeitigkeit der Anſichten zur natürlichen Folge haben und durch die naheliegenden mannigfaltigen Vergleichungspunkte nothwendig das öffentliche politiſche Urtheil ſchärfen und berichtigen mußte.

Alles dieſes, verbunden mit einem ſorgfältigen Schulunterricht der untern Volksklaſſen, hat in Deutſchland eine Maſſe von wahrhafter Bildung gleichſam ein geiſtiges Klima erzeugt, dem unwillkührlich Regenten und Regierte gleichmäßig angehören, und das beiden eine ſittlich nothwendige Richtung giebt, nicht nach den materiellen Berechnungen künſtlicher Theorien, ſondern weil es ſich eben ſo von ſelbſt verſteht. Die inneren Anſprüche, Bedürfniſſe und Lebens-Gewohnheiten des geſammten Volkes ſind dadurch allmählig auf einen anderen idealeren Punkt gerückt, ſo daß hier wahrhaft bedeutende Rückſchritte zu früheren abnormen Zuſtänden, z. B. zu Leibeigenſchaft oder willkührlicher Polizeigewalt in ſich moraliſch unmöglich wäre, gleichwie Niemand die wirkliche Zeit zu ſtellen vermag, wenn er auch den Zeiger ſeiner Taſchenuhr zurückſtellt; denn rückt er ihn auch bis auf Mitternacht, die Sonne draußen ſcheint doch fort, weil ſie muß. Es iſt daher auch, manchen übertriebenen, dem Volke fremden Schreiern zum Trotz, wohl in keinem andern Lande, als in Deutſchland eine ſolche tiefe Loyalität und *politiſche Gerechtigkeit* allgemein verbreitet, welche im Ganzen jedes Extrem, dieſen Mißbrauch der Wahrheit beharrlich abweiſt und ſomit gleichſam ſich ſelbſt garantirt.

Aber auf dieſem eigentlich bloß negativen Grund und Boden rechter Gewähr iſt im Verlauf der Zeiten eine andere *poſitive* Garantie erwachſen, deren Einfluß kein Unbe-

fangener verkennen wird. Sie liegt in der eigenthümlichen Gestaltung des deutschen Beamtenwesens, welches daher, in dieser Beziehung, noch eine nähere Betrachtung verdient.

Der durchgreifende Unterschied der deutschen Ansicht von den Grundsätzen anderer Verwaltungen, namentlich der französischen, besteht wesentlich darin, daß dort die Verwaltung eine Vermehrung und Verstärkung, gleichsam die Leibwache der Regierung gegen die Verfassung, hier aber nur die lebendige Vermittlerin zwischen Gesetz und Volk sein soll, daß mithin dort die Beamten-Kaste als Parthei nothwendig einem geheimen Katechismus der mannigfaltigsten, nach den Umständen wechselnden Maximen und Kriegslisten unterworfen bleibt, während der nationale deutsche Beamte sich einer vollkommenen Selbstständigkeit innerhalb des Gesetzes zu erfreuen hat. Es mag sein, daß jene Verwaltungsweise durch die hastige Beweglichkeit konstitutioneller Staaten geboten oder doch räthlich gemacht werde, eben so gewiß aber ist, daß, wer den wechselnden persönlichen Ansichten, mit einem Worte: der Willkür von oben blindlings Preis gegeben ist, nach menschlicher Weise die Willkür auch wieder nach unten üben wird, und daß wohl schwerlich eine Nation frei zu nennen sei, wo eine Kette hierarchisch übereinandergestellter kleiner Tyrannen das Land umschlingt und unabwendbar von unten herauf alle wahre Freiheit wieder vernichtet, die ja eben nur durch die Verwaltung der Nation vermittelt und ins Leben gebracht werden kann.

Jenes deutsche Princip aber ist, und zwar am ausgebildetsten in Preußen, vorzüglich in dreierlei Hauptbeziehungen praktisch durchgeführt, nämlich: **durch Zugänglichkeit der Aemter für alle dazu befähigte**, indem Anstellung und allmälige Beförderung lediglich von Prüfungen abhängen,

deren offenkundige Anforderungen an die intellectuelle und moraliſche Ausbildung der Bewerber ein für allemal feſtſtehen; durch kollegialiſche Verhandlung der Behörden, indem alle bedeutenden Angelegenheiten gemeinſam berathen werden, überall Stimmenmehrheit entſcheidet; endlich durch Unabſetzbarkeit der Beamten, indem kein Beamter ohne zureichende geſetzliche Gründe, über deren Werth jedoch nur das Gericht zu entſcheiden hat, entlaſſen werden kann.

Die natürlichen Reſultate dieſer Einrichtung ergeben ſich von ſelbſt. Jene geſetzlich feſtgeſtellte, allen Gebildeten eröffnete Konkurrenz, welche, wenigſtens ihrem Princip nach, Gunſt oder Ungunſt bei der Anſtellung ausſchließt, und wo alſo ein Jeder, nach dem Maß ſeines Verdienſtes, eigentlich ſich ſelbſt anſtellt, iſt gleichſam eine offene Einladung an die geſammte Nation, an ihrer eigenen Verwaltung, nicht durch abſtracte Abhandlungen von der Rednerbühne, ſondern ſelbſtthätig und practiſch Theil zu nehmen. Die kollegialiſche Behandlung der Verwaltungs-Angelegenheiten aber giebt der Vielſeitigkeit der Anſichten, der Oppoſition und Debatte ihr natürliches Recht; Vortheile, welche ſchwerlich durch den allerdings raſcheren Geſchäftsgang der Bureaukratie aufgewogen werden, wo die Verantwortlichkeit den Vorgeſetzten allein, der durch ſeine Einſeitigkeit oder Uebereilung verurſachte Schaden aber alle Verwalteten trifft. Die Unabſetzbarkeit der Beamten endlich ſichert äußere und innere Unabhängigkeit, ohne welche überhaupt eine lebendige und tüchtige Verwaltung nicht gedacht werden kann.

Ein auf ſolche Weiſe organiſirter Beamtenſtand wird begreiflicher Weiſe jederzeit, nicht eine feindliche Macht dem Volke gegenüber, ſondern nothwendig einen integrirenden Theil,

eine lebendige, ſich im Wechſel der Zeiten immer wieder verjüngende Repräſentation des Volkes bilden, durch welche dieſes an der Verwaltung ſelbſt factiſch participirt.

Das hiſtoriſche Ineinanderleben von König und Volk zu einem untrennbaren nationalen Ganzen, das ſeit Jahrhunderten in gemeinſchaftlicher Luſt und Noth bewährte Band wechſelſeitiger Liebe und Treue, mit einem Wort: nicht der todte Begriff des abſtracten Königs mit zu regierenden arithmetiſchen Zahlen, ſondern der lebendige individuelle König, der nicht dieſer oder jener ſein kann, ſondern eben unſer König iſt in allem Sinne; — es wird immer die einfachſte und kräftigſte Garantie bleiben. Gleichwie es ſich in einer unentarteten Familie ganz von ſelbſt verſteht, daß der Vater den Sohn liebreich zum Beſten leite und der Sohn den Vater ehre, ſo bedarf auch jenes geſunde Staats-Verhältniß zu ſeiner Bürgſchaft nicht nothwendig des Vertrages, dieſer Arznei erkrankter Treue.

„Auch ich war in Arkadien.“

Eine Phantaſie.

(1834.)

Eines Tages kehrte ich in dem Dir wohl noch bekannten großen Gasthofe „zum goldenen Zeitgeist“ ein. Das war, wie Du Dich erinnern wirst, zu unserer Zeit die ästhetische Börse der Schöngeister, wo wir bei einem Schoppen sauren Landweines gemüthlich die Valuta und den täglichen Cours der Poeten notirten. Da ging es damals ziemlich still her, denn wir hatten Alle mehr Witz als Geld. Höchstens einige Guitarrenklänge, ein paar Toasts oder ein leidlicher Lärm, wenn wir um Schlegel's Luzinden zankten, oder einen zufällig verlaufenen Cotzebuener herauswarfen. Ich frug sogleich eifrig nach den alten Gesellen, aber sie waren wie verschollen, man wollte sich nicht einmal ihrer Namen mehr zu entsinnen wissen. Einen nur wies mir der Kellner mit ironischem Lächeln nach: vom goldenen Zeitgeiste links ab, die erste Quergasse rechts dann in's nächste Sackgäßchen wieder halb links ab bis ans Ende — ich glaube, der ironische Kellner wollte mich zur Welt hinausweisen. Nun ist es allerdings richtig: einige hat seitdem der Pegasus abgeworfen, andere haben ihn selbst abgeschafft, weil er Futter braucht und keines giebt. Genug, auch hier war Alles verwandelt. Dagegen verspürte ich jetzt im Hause eine wunderliche Unruhe; ein scharfer Zug und pfiff durch alle Gänge, die Thüren klappten heftig auf und

zu, fremde Leute mit sehr erhitzten Gesichtern rannten hin und her, besprachen sich heimlich mit einander und rannten wieder, kurz: im Rumoren, Gehen und Kommen, treppauf, treppab, als wollte der ganze Zeitgeist plötzlich mit der Schnellpost aufbrechen. Noch mehr aber stieg meine Verwunderung, als ich des Abends mich zu der Fremdentafel begab. Schon beim Eintritt in den langen gewölbten Eßsaal fiel mir eine Reihe hoher Betpulte auf, die an den Wänden aufgestellt waren. Vor den Pulten knieten viele elegant gekleidete Herren jeden Alters und beteten mit großer Devotion aus aufgeschlagenen Folianten, in denen sie von Zeit zu Zeit geräuschvoll blätterten. Andere schritten eifrig im Saale auf und nieder, und schienen das eben Gelesene mit vieler Anstrengung zu memoriren. Ich hielt jene Folianten für Evangelienbücher oder Missalien, mußte aber, da ich an den Pulten einmal näher vorüberzustreichen wagte, zu meinem Erstaunen bemerken, daß es kolossale Zeitungen waren, englische und französische.

Als mich endlich einige dieser Devoten gewahr wurden, kamen sie schnell auf mich zu und begrüßten mich mit einer sonderbaren kurzen Verneigung nach der linken Seite hin, wobei sie mich schroff anjahen und irgend eine Erwiederung zu erwarten schienen. Diese linkische Begrüßung wiederholte sich, so oft ein Neuer ankam, worauf, wie ich bemerkte, jeder Eintretende sogleich ernst und stolz mit einem kurzen: „Freiheit, Garantie“ oder „Konstitution“ antwortete. — Ich muß gestehen, mir war dabei ein wenig bang zu Muthe, denn je mehr der Saal sich allmählig füllte, je mehr wuchs ein seltsames geheimnißvolles Knurren und Murmeln unter ihnen, allerlei Zeichen und Gewirre. Ja, der Kellner selbst, als er mir den Speisezettel reichte, kniff mich dabei so eigen in die Finger, daß ich in der Angst unwillkührlich mit einem

Freimaurerhändedruck replicirte; aber weit gefehlt! Der Karl wandte schon wieder mit seinem fatalen ironischen Lächeln mir verächtlich den Rücken.

Bei Tische selbst aber präsidirte ein großer, breiter, starker Mann mit dickem Backenbart und Adlernase, den sie den Professor nannten. Nachdem er gleich beim ersten Niedersitzen einen Sessel eingebrochen und mit dem Ellenbogen einige Gläser umgeworfen hatte, streifte er sich beide Aermel auf und begann mit einem gewissen martialischen Anstande den Braten zu zerlegen. Nichtsdestoweniger harangnirte er zu gleicher Zeit die Gesellschaft in einer abstrakten Rede über Freiheit, Toleranz ꝛc., und wie das alles endlich zur Wahrheit werden müsse. Dabei langte er über den langen Tisch weg bald nach dem Salzfaß, bald nach der Pfefferbuchse und schnitt und trank und sprach und kaute mit solchem Nachdruck, daß er ganz rothblau im Gesicht wurde. Aller Augen hingen an seinem glänzenden Munde, nicht ohne schmachtende Seitenblicke auf den Braten, denn er aß beim Verschneiden in der That nicht nur das beste, sondern fast alles allein auf. Einige benutzten die Momente, wo er den Mund zu voll genommen hatte, um selbst zu Worte zu kommen; sie gaben von dem vorhin Memorirten, wie ich leicht bemerken konnte, wieder, da ich selbst vor dem Essen auf einer Stube im Moniteur geblättert hatte. Nur ein einziger neidgelber schlanker Mensch, der bei dem Verschneiden des Professors so seine eignen Gedanken zu haben schien, unternahm es, dem letztern mit scheuer, dünner Stimme zu widersprechen. Die Toleranz, wagte er zu meinen, könne nur dann eine Wahrheit werden, wenn beim Essen wie im Staate jeder Gast und jedes Volk seinen Braten und seine Freiheit apart für sich habe u. s. w. Der Unglückselige! Erschrocken sahen die Andern den Pro-

feſſor an, wie er es aufnähme. Dieſer aber geruhete zwiſchen den Weinflaſchen hindurch einen zornigen zerſchmetternden Blick auf den Sprecher zu ſchleudern. Da ſprang ſogleich die ganze Geſellſchaft von den Stühlen auf, nahm den Dünnen ohne Weiteres in ihre Mitte, und ehe ich mich beſinnen konnte, war er zum Saale hinaus, ich ſah nur ſeine Rockſchöße noch um den Thürpfoſten fliegen. — Darauf ergriff jeder ſein volles Glas, drängte ſich um den Profeſſor und trank ihm, mit einer tiefen Verbeugung auf die unterthänigſte Geſundheit der Freiheit zu.

Jetzt wurde mit nicht geringem Lärm noch eine Menge anderer Toaſts ausgebracht, die ich Dir nicht zu nennen vermag; es ſchienen ſämmtliche Begriffe aus des Profeſſors Kompendium des Naturrechts zu ſein. Ich weiß nur, daß nach und nach die Zungen, dann die Köpfe ſchwer und immer ſchwerer wurden, bis zuletzt alle, wie naſſe Kleidungsſtücke, rings über die Stühle umherhingen. Die Kerzen flackerten verlöſchend durch den weiten ſtillen Saal und warfen ungewiſſe Scheine über die bleichen todtenähnlichen Geſichter der Schlafenden. Mir ward ganz unheimlich; ich ſah unwillkührlich in meinen Taſchenkalender und gewahrte mit Schauer, daß heute Walpurgis war —

Nur der Profeſſor allein hatte ſich aufrecht erhalten, der konnte etwas vertragen. Er ſchritt mächtig im Saale auf und nieder, ſeine Augen rollten, ſein Kopf dampfte ſichtbar aus den emporgeſträubten Haaren. Auf einmal blieb er dicht vor mir ſtehen und maß mich mit den Blicken vom Scheitel bis zur Zehe. Sie gefallen mir, ſagte er endlich, ſolche Leute können wir brauchen. Sehn Sie hier in die Runde: die matten Wichte da ſind von dem bischen Patriotismus ſchon umgefallen. Ich wußte nicht, was ich entgegnen ſollte.

Er aber ſchritt noch einmal den Saal entlang, dann ſagte er plötzlich: Kurz und gut, ſolche Stunde kehrt ſo leicht nicht wieder. Wollen Sie mit mir auf den Blocksberg? Ich ſah ihn groß an, da er aber noch immer fragend vor mir ſtand, wandte ich im höchſten Erſtaunen meine Aufklärung ein, ſchon Nicolai und Bieſter hätten ja längſt bewieſen — Ach dummes Zeug! erwiederte er, das iſt ja eben die Aufklärung. Hier wurden wir durch ein ſchallendes Gewieher von draußen unterbrochen. Ich trat an das Fenſter und bemerkte — obgleich wir uns im zweiten Stockwerke befanden — dicht vor den Scheiben ein gewaltiges, ſtörriges und ſträubiges Roß, das mit flatternder Mähne in der Luft zu ſchweben ſchien. Der Kellner, in einen rothen Carbonarimantel gehüllt, hielt das Pferd mit großer Anſtrengung an einer langen Leine feſt. Ich hätte es ohne Bedenken für den Pegaſus gehalten, wenn es nicht Schlangenfüße und ungeheure Fledermausflügel gehabt hätte. Jetzt nur nicht lange gefackelt, es iſt die höchſte Zeit! rief der Profeſſor, ſchlug mit einem Ruck die Scheiben ein, ſchob mich durch's Fenſter auf das Roß, ſchwang ſich hinter mich und wie aus einer Bombe geſchoſſen flogen wir plötzlich zwiſchen Giebeln und Schornſteinen in die ſtille Nacht hinaus.

Mir vergingen Athem und Gedanken bei dieſem unverhofften Ritt; ich war es ganz ungewohnt, mich ſo ohne weiteres über alles Beſtehende hinwegzuſetzen und zwiſchen Himmel und Erde in leerem Nichts zu ſchweben. Mein Begleiter dagegen, wie ich wohl bemerken konnte, ſchien ſich hier erſt recht zu Hauſe zu befinden. Zwiſchen Schlaf und Wachen die Marſeillaiſe ſummend, ſchmauchte er behaglich eine Cigarre und bollerte nur von Zeit zu Zeit ungeduldig mit ſeinen Stiefeln an die Rippen unſerer geflügelten Beſtie. Da hatte

ich denn Muße genug, mich nach allen Seiten hin umzusehen. Tief unter uns lag es wie eine Länderkarte: Städte, Dörfer, Hügel und Wälder flogen wechselnd im Mondscheine vorüber. Nur an manchen einzelnen Flecken schien die Nacht wunderlich zu gähren. Ungeheure Staubwirbel schlangen sich durcheinander und so oft der Wind den Qualm auf Augenblicke theilte, erschien es darunter wie kochende Schlamm-Vulkane.

Vor uns aber im Grau der Nacht stand, allmählich wechselnd, eine große, dunkele Wolke; ich erkannte bald, daß es der Blocksberg war, auf den wir zuflogen. Je näher wir kamen, je mehr füllte die Luft sich ringsumher mit seltsamen Sausen, fernem Rufen und dem Geheul vaterländischer Gesänge. Zahllose Gestalten huschten überall durch den Wind, an denen wir aber, da sie schlechter beritten waren, pfeifend vorüberrauschten. Mit Verwunderung bemerkte ich unter ihnen Redacteure bekannter Zeitschriften, sie ritten auf großen Schreibfedern, welche manchmal schnaubend spritzelten, um den guten Städten unten, die rein und friedlich im Mondglanze lagen, tüchtige Tintenkleckse anzuhängen.

Bald konnten wir nun auch die einzelnen Conturen und Felsengruppen des Berges selbst deutlich unterscheiden. Sehen Sie nur, wie es da wimmelt! rief mir mein Professor zu, indem er endlich den Schlaf aus den Augen wischte und sich auf dem Rücken des Thieres vergnügt zurechtruckte. Und in der That, aus allen Steinritzen und Felsenspalten unten sah ich unabsehbare Schaaren aufducken, klettern und steigen, oft plötzlich über das lockere Gerölle hinabgleitend und immer wieder unverdrossen emporklimmend. Mein Gott, wo kommt alle der Plunder her! dachte ich bei mir. Da hörte ich auf einmal Gesang erschallen. Es war eine Prozession weißgekleideter liberaler Mädchen, die sich abquälten, einen gestickten

Banner zu dem Feſte hinaufzutragen. Der Wind zerarbeitete gar wacker die große Fahne, in deren flatternde Zipfel, ſo oft ſie die Erde ſtreiften, ſich Eidechſen und dicke Kröten anhingen. Noch ſchlimmer ſchien es weiter unten mehreren anſtändig gekleideten Männern zu ergehen, die ſich vergeblich dem andern luſtigen Geſindel nachzukommen bemühten. Der Profeſſor rieb ſich luſtig die Hände. Es geſchieht ihnen ſchon recht, ſagte er, das ſind die Doctrinärs, halb des Himmels und halb des Teufels, ſie wollen es mit keinem verderben. — Ich konnte nun deutlich vernehmen, wie dieſe Unglücklichen jede an ihnen vorüberhuſchende Geſtalt mit weitläufigen Demonſtrationen beredt haranguirten. Aber ehe ſie ſich's verſahen, kehrte ein fliegender Beſen ſich ſchnell in der Luft um und ſchlug ihnen die Hüte vom Kopf, oder ein Bock, den ſie eben überzeugt zu haben glaubten, ſtieß ſie plötzlich von der mühſam erklommenen Höhe kopfüber wieder hinab. Noch lange hörte ich ſie aus ferner Tiefe kläglich rufen: nehmt uns mit, nehmt uns doch mit! worauf jedesmal ein ſchadenfrohes Gelächter aus allen Schluchten erſchallte. Lärm, Gewirre, Drängen, Fluchen und Stoßen nahmen jetzt mit jeder Minute betäubend zu. Von Zeit zu Zeit aber ſchoß zwiſchen dem Geſtrüpp und Geklufte eine ungeheure goldflammende Schlange wie glühende Lava das unermeßliche Getümmel plötzlich beleuchtend, den ganzen Berg hinunter, und ein allgemeines „Hurrah!“ begrüßte ſie vom Gipfel bis in die tiefſten Gründe hinab. Ich glaubte, das gelte unſerer Ankunft und dankte, mit gebührender Höflichkeit mein Haupt entblößend. — Aber ſind Sie toll? fuhr mich der Profeſſor zornig an, indem er mir den Hut bis über die Augen wieder aufſtülpte — ſolche ſervile Gewohnheiten deutſchen Knechtſinnes!

Hier ſtießen wir etwa in der Mitte des Berges plötzlich

an's Land. Unſer Roß wälzte ſich ſogleich zur Seite und nahm nach dem ermüdenden Fluge ein Schlammbad. Wir aber drangen weiter vor. Halten ſie ſich nur an meinen Rockſchoß, rief mir der Profeſſor zu und machte ohne Umſtände mit beiden Ellenbogen Platz. Da konnte ich bemerken, in welchen Anſehen der ſtarke Mann hier ſtand. Von allen Seiten wichen die Wimmelnden ſo gut es gehen wollte ehrerbietig aus, obgleich es mir vorkam, als zwickten ſie, ſo oft er ſich wandte, mich hinterwärts heimlich in die Waden.

Unter ſolchen Gewaltſtreichen erreichten wir endlich eine Reſtauration die ziemlich geſchmacklos ſich unter einem dreifarbigen Zelte befand, auf welchem ein fuchsrother alter Hahn ſaß und unaufhörlich krähte. Sieben Pfeifer ſaßen zur Seite auf einem Stein und bliefen das ça ira vom Anfang bis zum Ende und wieder und immer wieder von vorn, ſo langweilig, als bliefen ſie ſchon aus dem letzten Loche. Auf der Tribune der Reſtauration aber ſtand der Wirth und ſchrie mitten durch das Geblaſe mit durchdringender Stimme ſeine Wunderbüchſen und Liqueurflaſchen aus: raffinirtes Konſtitutionswaſſer, doppelte Freiheit u. ſ. w. Unten ſchoſſen Kinder Purzelbäume und warfen jauchzend ihre rothen Mützchen in die Luft, das Volk war wie beſeſſen, ſie würgten einander ordentlich, jedes wollte ſein Geld zuerſt los ſein. Hatte ich nun aber den Profeſſor ſchon im „goldenen Zeitgeiſt“ bewundert, ſo mußte ich ihn jetzt faſt vergöttern. Stürzte er doch fünf bis ſechs Flaſchen abgezogener Garantie hinunter, ohne ſich zu ſchütteln und fand zuletzt alles das Zeug noch nicht ſcharf genug! Auch ich mußte davon koſten, konnte es aber nicht herunterbringen, ſo widerlich fuſelte der Schnaps. Alles ächtes Fabrikat! rief mir der Profeſſor zu. — Muß auf dem Transport ein wenig gelitten haben, er-

widerte ich beſcheiden. — Kleinigkeit! mengte ſich der Wirth herein, man thut etwas geſtoßenen Pfeffer daran, die Leute mögen's nicht, wenn es ſie nicht in die Zunge beißt.

Währenddeß war der Profeſſor ſchon mit beiden Füßen in ein Paar dicke Schmierſtiefeln gefahren; ich mußte eiligſt desgleichen thun. Wir müſſen nun immer weiter hinauf, ſagte er, wer mit der Zeit fortgehen will, der muß ſich vorſehn, da geht's durch Dick und Dünn. In der That begann nun auch von allen Seiten ein allgemeiner Aufbruch, als wenn man kochenden Brei im Keſſel umrührte. Bald darauf aber ſchien der ganze Zug an der Spitze auf einmal wieder in Stocken zu gerathen. Es entſtand vorn ein Drängen und Wogen, dann ein heftiges Gezänk, das ſich nach und nach wie ein Lauffeuer nach allen Richtungen hin verbreitete, man konnte zuletzt durch den Lärm nur noch einzelne grobe Stimmen deutlicher unterſcheiden, die beinahe wie Rebellion klangen. — Was giebt's denn? ſchrie der Profeſſor voller Ungeduld. Da kamen mehrere junge Doktoren plötzlich herangeſtürzt, ſchreckensbleich und mit allen Zeichen der Verzweiflung, der eine hatte ſeinen Hut, der andere ſeinen Rockſchoß in dem Getümmel verloren. Alles aus! riefen ſie athemlos, ſie wollen hier bei der Schnapsbude bleiben, es geht Ein Schrei durch's ganze Volk nach Braten und Liqueur, ſie mögen nichts von Freiheit und Prinzipien mehr wiſſen, ſie wollen durchaus nicht weiter fortſchreiten! — So fraterniſirt doch mit dem Lumpengeſindel, rieth der Profeſſor. — Zu ſpät! erwiderten Jene, ſie ſind alle ſchon betrunken. O unſere Reputation! Was wird die öffentliche Meinung ſagen? wir kommen um ein Decennium zurück! — Nun ſo ſoll ſie doch! donnerte der Profeſſor mit ſeiner Stentorſtimme ganz wüthend in das dickſte Getümmel hinein, wollt ihr

wohl frei und patriotiſch und gebildet ſein in des Teufels Namen! Hiermit ſtemmte er mit hinreißender Gewalt ſeinen breiten Rücken gegen die rebelliſche Maſſe; die entlaufenen Doktoren und andere Honoratioren folgten muthig ſeinem Beiſpiel, die liberalen Mädchen mit ihrer Fahne wallten ſingend voran, die ſieben Pfeifer ſpielten auf und ſo rückte über liederliche Handwerker und betrunkene alte Weiber hinweg, die noch auf dem Boden keiften, die ganze Konfuſion unter dem ungeheuerſten Lärm und Gezänke langſam der Höhe zu.

Mir klopfte das Herz, als wir uns endlich der Stelle näherten, wo der berühmte Hexenaltar ſteht; ich blickte nach allen Seiten, ob nicht bald eine Teufelsklaue aus den Nebeln langte, die wie Drachenleiber vor uns den Boden ſtreiften. Auf einmal that es einen kurzen matten Blitz, als wenn es dem Himmel von der Pfanne gebrannt wäre. Was auch der Profeſſor ſagen mag, ich laß es mir nicht ausſtreiten, ich ſah damals einen Kerl mit Koloſonium und Laterne ſchnell hinter den einen Felſen huſchen. Ehe ich indeß noch darüber reiflich nachdenken konnte, erfolgte ein zweiter ordentlicher Blitz, das Nachtgewölk theilte ſich knarrend — und auf dem Hexenſteine vor uns in bläulicher bengaliſcher Beleuchtung ſtand plötzlich ein ziemlich leichtfarbig angezogenes Frauenzimmer zierlich auf einem Beine, beide Arme über ſich emporgeſchwungen, zu ihren beiden Seiten zwei elegant gekleidete junge Männer in Schuh und Strümpfen und Klapphüte unter den Armen, mit den beiden anderen Armen über dem Haupte der Dame in maleriſcher Stellung einen luſtigen Schwibbogen bildend. In demſelben Augenblicke lag auch die ganze Schaar der Wallfahrer mit den Angeſichtern auf dem Boden geſtreckt in tiefſter Anbetung verſunken. Ich er-

ſchrak, als ich fragend um mich her ſchaute und mich auf einmal als den einzigen Aufrechtſtehenden befand in der kurioſen Gemeinde. — Die öffentliche Meinung! rief da leiſe eine Stimme hinter mir und zugleich fühlte ich ein Paar Fäuſte ſo derb in beiden Kniekehlen, daß ich gleichfalls auf meine Kniee hinſtürzte. Als ich einigermaßen wieder zur Beſinnung gekommen war, ſtand mein Profeſſor ſchon vor dem Altare und hielt eine gutgeſetzte Rede an die öffentliche Meinung. Er ſprach und log wie gedruckt von ihren außerordentlichen Eigenſchaften, dann von den Volkstugenden, von Preß- und allerlei anderen Freiheiten und dem allgemeinen Schrei danach. Ich aber wußte wohl, was ſie geſchrien hatten und wer eigentlich gepreßt worden war. Die Rede dauerte erſtaunlich lange. Die arme öffentliche Meinung konnt' es kaum mehr aushalten, ſie ſtellte ſich bald auf dieſes, bald auf jenes Bein, das andere vor ſich in die Luft ſtreckend, wie eine Gans, die Langweile hat. Da hatte ich denn Zeit genug, ſie mir recht genau zu betrachten. Sie trug ein prächtiges Ballkleid von Schillerſtaft, der bei der bengaliſchen Beleuchtung wechſelnd in allen Farben ſpielte, ihre Finger funkelten von Ringen, an der Stirn blitzte ein ungeheurer regardez-moi, aber alles wie mir ſchien von unechten Steinen. Uebrigens war ſie etwas kurzer, derber Konſtitution, daher ſtand ſie auf dem Kothurn, während dicke Sträuße hoher Pfauenfedern von ihrer thurmähnlichen Friſur herabnickten. Ein leiſes Bärtchen auf der Oberlippe ſtand ihr gar nicht übel; dabei hatte ſie ein gewiſſes air enragé, ich weiß nicht, ob von Schminke oder von der gezwungenen Stellung, oder ob ſie gleichfalls gegen die Nachtluft einen Schnaps genommen hatte.

Währenddeß war der Profeſſor allmählig in ſeiner Rede-

wuth faſt außer ſich gerathen. Triumph! Triumph! ſchrie er ganz rothblau im Geſicht, das Volk hat ſich ſelbſt geiſtig emanzipirt. Die Augen Europa's — was ſage ich, Europa's — des Weltbaues ſind in dieſem hochwichtigen Augenblick auf uns gerichtet. Ja, wenn man mich hier niederwürfe und knebelte, die Gewalt der Wahrheit würde den Knebel aus dem Munde ſpeien und gefeſſelt von dem Boden noch würde himmelwärts ich ſchreien: es werde Licht, es weiche die Finſterniß, nieder mit den Tyrannen!

Ein ungeheures Bravogebrüll donnerte den ganzen Berg hinab und wieder herauf. Einige Stimmen riefen da capo! Der Profeſſor, der ſich unterdeß ein wenig erholt hatte, ſchickte ſich auch unverdroſſen von Neuem an loszulegen, und ich glaube in der That er ſpräche noch heute, wenn die öffentliche Meinung, die ſich ſeit geraumer Zeit ſchon zu ennuyiren ſchien, nicht ſchnell vom Altare herabgeſprungen wäre, ſein Haupt mit ihrem Fächer berührend, als wollte ſie ihn zum Ritter ſchlagen.

Darauf rauſchte ſie in ihrem Taftgewande wohlgefällig durch die Reihen ihrer Getreuen. Da entſtand aber bald ein außerordentliches Gedränge um ſie her. Jeder wollte wenigſtens den Saum ihres Kleides küſſen, wobei ſie denn Manchem mit ihrem Pantöffelchen unverſehens einen derben Tritt verſetzte oder wohl auch ihr Schnupftuch fallen ließ und ſich dann todtlachen wollte, wenn ſie ſich darum riſſen, um es ihr zu apportiren. Viele junge Autoren umſchwärmten ſie von allen Seiten und ſuchten ſich durch elegante Konverſation und politiſche Witze bei ihr zu inſinuiren, während ſie jeden Laut aus dem Munde der Angebeteten eifrig in ihre Etuikalender notirten. Mehrere ernſtere Männer dagegen ſchritten nebenher und laſen ihr mit lauter Stimme die

ſchönſten Paragraphen ihrer neuen Kompendion vor. Sie aber ließ ihre ſpielenden Augen durch die Schaaren ergehen und hatte gar bald einen Studenten erſpäht, der unabläſſig nach Freiheit ſchreiend ſich mit Ziegenheimer und Kanonen in dem Gedränge Bahn machte. Er war auf ſeinem Stiefelknecht bergeritten, ein junger Burſch von kräftigem Gliederbau, mehr Bart als Geſicht, mehr Stiefel als Mann. Sie winkte ihn heran, hing ſich ohne Weiteres an ſeinen Arm und ehe ich's mir verſah, war ſie mitten durch das Getümmel im Dunkel der verſchwiegenen Nacht mit ihm verſchwunden.

Ich ſchaute dem Paar ganz erſtaunt noch lange nach, wäre aber dabei um ein Haar umgerannt worden. Denn die Andern ſchienen eben nicht viel aus dem Verſchwinden zu machen, vielmehr ſah ich ſie nun mit einer mir unerklärlichen Geſchäftigkeit plötzlich in großer Eile hin- und herlaufen, den Profeſſor mitten unter ihnen, voller Eifer anordnend, rufend und treibend. Einige hatten ſich an den Zipfel eines vorüberfliegenden Nebelſtreifs gehängt und bogen ihn herunter, andere rollten ein leichtes Gewölk wie einen Vorhang auf, während wieder andere ſich wunderlich in eine ſchwere dicke Wolke hineinarbeiteten, die ſich auch wirklich nach und nach in Bäume, Felſen und Häuſer zu geſtalten anfing. Im Hintergrunde aber ſchien ſich ein ſeltſames Wolkengerüſt mit Bogen und Gallerien langſam aufzubauen, alles Grau in Grau, dazwiſchen pfiff ein heftiger Zugwind, daß ich meinen Hut mit beiden Händen auf dem Kopfe feſthalten mußte, und die Fackeln warfen wilde, rothe Streiflichter zwiſchen die Wolkengebilde, überall chaotiſches Dehnen und Wogen, als ſollte die Welt von Neuem erſchaffen werden. Vom Profeſſor erfuhr ich endlich im Fluge, daß man in aller Geſchwindigkeit eine Bühne einrichte, um vor den

Augen der öffentlichen Meinung ſich die Zukunft ein wenig einzuexerzieren. In der That, ich bemerkte nun auch bald, wie jene Gallerien ſich allmählig mit Zuſchauern füllten, aber lauter halbkenntliche Geſtalten, deren Gliedmaßen allmählig nebelhaft auseinander zu fließen ſchienen; ich glaube, es war auch ein zukünftiges Publikum, das in der Eile noch nicht ganz fertig geworden war, aber doch ſchon ſehr laut plauderte. Nur die Hauptloge ſtand noch leer, ſie war prächtig ausgeſchmückt, über ihr funkelte eine Sonne im Brillantfeuer, deren Geſicht zu meinem großen Erſtaunen grauenhaft die Augen rollte und bald ſchmunzelte, bald gähnte. — Endlich erſchien die öffentliche Meinung mit bedeutendem Geräuſch in der Loge, das ganze Publikum ſtand auf und verneigte ſich ehrerbietig. In demſelben Augenblicke wurde ein Böller gelöſt und ohne Ouvertüre, Prolog oder anderen Uebergang ging unten ſogleich die Zukunft los.

Zuerſt kam ein langer Mann in ſchlichter bürgerlicher Kleidung plötzlich dahergeſtürzt, ein Purpurmantel flog von ſeiner Schulter hinter ihm her, eine Krone ſaß ihm in der Eile etwas ſchief auf dem Haupt; dabei die Adlernaſe, die kleinen blitzenden Augen, die flammenrothe Stirn: er war offenbar ſeines Gewerbes ein Tyrann. Er ſchritt haſtig auf und ab, ſich manchmal mit dem Purpurmantel den Schweiß von der Stirne wiſchend, und ſtudirte in einem dicken Buche über Unrecht und Menſchheitswohl, wie ich an den großen goldenen Buchſtaben auf dem Rücken des Buches erkennen konnte. Ein Oberprieſter im Talar eines ägyptiſchen Weiſen ſchritt ihm mit einer brennenden Kerze feierlich voran. Ich hatte beinah laut aufgelacht: es war wahrhaftig niemand anders, als mein Profeſſor! Er hatte nicht geringe Noth hier, denn, um immer in gehöriger Diſtanz zu bleiben, ſuchte

er halb rückwärts gewendet, Schnelligkeit und Richtung in den Augen des Tyrannen vorauszulesen, der oft anhielt, oft plötzlich wieder rasch vorschritt und dem Professor unverhofft auf die Fersen trat. Auf einmal blieb der Tyrann mit über der Brust verschränkten Armen wie in tiefes Nachsinnen versunken stehen. Dann nach einer gedankenschweren Pause rief er plötzlich: Ja, seid umschlungen Millionen! Es weiche die Finsternis, nieder mit den Kronen! — Da klatschte die öffentliche Meinung von Neuem, die anderen folgten, der Tyrann verneigte sich, die Krone vom Kopfe lüftend, und verschwand mit Würde hinter den Wolkenkoulissen.

Jetzt blieb der Professor in seinem Priestertalar allein zurück. Er schien die Exposition des Ganzen machen zu wollen und freute sich in einem salbungsreichen Monologe weitläufig über die gute Applikation des Tyrannen, wie er schon seit geraumer Frist sich auf den Patriotismus lege und es sich recht sauer werden lasse, mit der Zeit fortzuschreiten u. s. w. Während er so deklamirte, traten noch Andere und immer mehr Oberpriester von allen Seiten herzu, jeder von ihnen hatte gleichfalls ein brennendes Licht in der Hand. Sie verneigten sich erst verbindlich einer vor dem anderen und drückten dann ihr gerechtes Erstaunen aus, wie sie in Behandlung des Tyrannen und sonst im Fache der Vaterländerei bereits so Großes vollbracht, wobei sie sich wechselseitig auf das Vergnüglichste lobten. Das schien aber nicht ernstlich gemeint, denn jeder Lobende wandte sich jedesmal mit einem verächtlichen Achselzucken von dem eben Belobten und suchte ihm heimlich von seinem tropfenden Lichte einige Kleckse auf den weißen Talar beizubringen, bei welcher Gelegenheit ich denn bemerkte, daß ihre Kerzen bloße Talglichter waren und einen üblen Dunst verbreiteten.

Zwei von den Oberprieſtern ſchienen beſonders ihr vertrauliches Stündchen zu haben. Sie nahmen eine Priſe Tabak zuſammen und beklagten ſich, daß es ſo langſam ginge in der Welt. Sie würden endlich auch alt und ſchäbig und ihre Kerzen brännten ſie bald auf die Finger. Das Volk werde es am Ende noch merken, daß ſie den Tyrannen nur darum in ſolchen Edelmuth und Reſignation brächten, um dann ſelber auf ſeinem Throne Platz zu nehmen und kommode zu regieren, wie es ihnen eben konvenire. Jeder von ihnen habe doch unten ſein Schätzchen, die durchaus Königin, der andere einen liederlichen Vetter, der Miniſter werden wolle. — Vergeblich huſtete der Profeſſor immer lauter und lauter; vergebens ſchimpfte er halbleiſe: ſeid ihr betrunken, daß ihr das Alles hier vor dem Volke ausplaudert! — Endlich erſcholl ein Schrei des einen plauderhaften Oberprieſters; der Profeſſor hatte dem Unglücklichen insgeheim auf ſein beſtes Hühnerauge getreten.

Glücklicherweiſe indeß war das ganze Geſpräch nicht bis zu den Ohren der öffentlichen Meinung gekommen. Dieſe hatte ſchon lange nicht mehr aufgepaßt, ſie ſchwatzte mit ihren Nachbarn, bog ſich weit aus der Loge hervor und muſterte das Publikum durch ihr Opernglas. Der Schrei des Getretenen erregte endlich ihre Aufmerkſamkeit. Sie meinte, ſie hätten da unten wieder einen philoſophiſchen Zank, was ſie jederzeit gewaltig langweilte. Sie ergriff daher raſch ihre Papageno-Flöte, die ſie beſtändig am Halſe trug und fing in ihrer Launenhaftigkeit einen Contre-Tanz zu blaſen an. Umſonſt proteſtirten die erſchrockenen Oberprieſter, das liege ja gar nicht im Plane des Stückes, es half alles nichts, ſie mußten ohne alles vernünftige Motiv nach ihrer Pfeife tanzen. Das war wie ein Fackeltanz betrunkener Derwiſche, die langen

Habite flogen, bläuliche Irrlichter, wie sie sprangen, schlugen foppend zwischen ihnen aus dem Boden auf, sie betropften sich mit den Talglichtern von oben bis unten, daß es eine Schande war, und der Schweiß strömte von ihren Angesichtern, bis sie endlich in verwegenen Luftsprüngen plötzlich nach allen Seiten auseinanderstoben. Mein armer Professor war dabei unversehens in einen Sumpf gerathen; ich sprang herbei und half ihm heraus, aber den einen Schmierstiefel mußte er doch drinn stecken lassen.

Die hurtige Zukunft inzwischen ging über umgefallene Oberpriester und Schmierstiefel unaufhaltsam ihren Gang weiter fort. Ein Mittel-Gewölk wurde schnell aufgerollt und man übersah auf einmal einen weiten Marktplatz voll der lebhaftigsten Geschäftigkeit, von den schönsten Palästen umgeben. Aber die Besitzer der letzteren schienen ausgezogen oder verstorben zu sein; wenigstens erblickte man überall nur Tagelöhner und Fabrikarbeiter, die sich selbst ihre Stiefel putzten, ihre Frauen hingen durchlöcherte Wäsche über die marmornen Fensterbrüstungen zum Trocknen aus, mit den offenen Fenstern klappte der Wind und von Zeit zu Zeit flogen die Scherben einer zerbrochenen Scheibe den Vorüberwandelnden an die Köpfe. Anderes Volk, als hätte man einen Sack voll Lumpen ausgeschüttet, sonnte sich behaglich über die Marmortreppen der Paläste hingestreckt. Eine prächtige mit vier Pferden bespannte Staatskarosse rollte über den Platz; mit Erstaunen sah ich am Wagenfenster den nackten Ellenbogen eines Handwerkers, der aus den zerrissenen Aermeln sich in der Sonne spiegelte. Hinten auf dem Wagentritt aber standen zwei Cavaliere und blickten im Bewußtsein aufgeklärten Edelmuths stolz von der Höhe herab, zu der ihre starken Seelen sich zu erheben gewußt. Das Patriarcha-

lische dieses rührenden Völkerglücks wurde nur durch einen betäubenden Lärm auf dem Platze selbst unterbrochen. Da gab's ein Heben, Messen, Hämmern und Klappern. Es waren die Oberpriester und andere Gelehrten, sie bauten eine große Regierungsmaschine nach der neuesten Erfindung des Professors, der sich darauf ein Patent ertheilen zu lassen im Sinne führte.

Mitten durch dieses Getümmel aber sah man den Tyrannen in Pantoffeln und Schlafrock als Landesvater unter seinen Kindern, mit einer langen Pfeife auf und nieder wandeln. Krone und Mantel hatte er unterdeß an einen Thürpfosten an den Nagel gehängt, mit dem Scepter rührte eine rüstige Schneidersfrau im Kessel den Brei für ihre Gesellen um. Er selbst hatte des Buddhas eingedenk, sogar den Gebrauch eines Hutes verschmäht, um ihn nicht durch vieles Grüßen abzunutzen. Ueberhaupt schien er es in der Popularität schon ziemlich weit gebracht zu haben, nur faßte er es offenbar noch etwas ungeschickt an.

So kostete er zum Beispiel unnützer Weise von dem Brei im Kessel und verbrannte sich den Mund: ja alle zehn Schritte rief er wiederholt: On peut on être mieux, qu'au sein de sa famille! was die Kerls, die kein französisch verstanden, für eine jesuitische Zauberformel hielten.

Dazwischen gähnte er dann zuweilen wie eine Hyäne, als wollte er seine Unterthanen verschlingen. Da wurde dem Professor, der es bemerkte, ein wenig angst. Er suchte seine Aufmerksamkeit auf die neue Regierungsmaschine zu lenken. Aber der Tyrann konnte sich durchaus nicht darein verstehen, die Pfeife ging ihm aus, sein Verstand stand ihm still dabei. Bergstäb sprachen die Oberpriester, erklärend, von Intelligenz, Garantien, Handels-, Rede-, Gedanken-, Gewerbe-, Preß-

und andere Freiheiten. Ja, wenn ich nur etwas davon hätte, entgegnete der Tyrann, kaltblütig ſeine Pfeife ausklopfend. Man ſah es ihm an, wie er ſich bezwang und abſtrahirte, human zu ſein, er ſah ſchon ordentlich angegriffen aus von den Bürgertugenden.

Bis hierher war nun alles ganz vortrefflich gegangen. Aber wie es wohl im Leben geſchieht, es gehört oft nur ein kleiner Stein dazu, um in den weiſeſten Kopf ein Loch zu ſchlagen. So begab ſich's nun auch hier. Der Tyrann, an nichts als an ſeine Fortſchritte denkend, war eben beſcheiden zur Seite getreten, um ſeine Tabakspfeife von neuem zu ſtopfen, als er plötzlich mit langen Schritten und allen Symptomen langverhaltener Wuth, wie ein leuchtendes Ungewitter wieder hervorſtürzte; ſeine Stirn glühte aus dem bleichen Geſicht, die Augen funkelten, der Schlafrock rauſchte weit im Winde — das Volk hatte ihm ſeinen Tabaksbeutel geſtohlen! der Profeſſor, als er ihn ſo daherfliegen ſah, erſchrak ſehr. Um Gotteswillen, rief er ihm entgegen, wie wird Ihnen? woher dieſer unverhoffte Rückfall? Sie bringen uns das ganze Stück in's wackeln! — Die öffentliche Meinung pfiff aus Leibeskräften, das gebildete Publikum pochte in gerechtem Unwillen, die Oberprieſter langten in der Angſt eine Conſtitution nach der andern aus den Taſchen und warfen ſie dem Wütherich zwiſchen die langen Beine, um ihn zum ſtolpern zu bringen. Alles vergebens! Er wollte von Bürgertugend, Popularität und Völkerglück nichts mehr hören, und nahm wie ein Stier einen entſetzlichen Anlauf, um die ganze Zukunft umzurennen. Doch die Confuſion ſollte noch immer größer werden. Den Faulenzern auf dem Platze, die ſich hier eigentlich durch Selbſtdenken hatten emanzipiren ſollen, war inzwiſchen auch die Zeit lang geworden. Was haben

sie zu thun? Während die andern an der Regierungsmaschine arbeiten, nehmen sie ganz wider den Plan des Stückes heimlich Krone und Purpurmantel vom Nagel, holen den Scepter dazu und begeben sich damit ohne Weiteres nach der Restauration. Unterwegs kriegen sie Händel untereinander, zerreißen sich und ihre Beute und lassen sich für die Stücke in der Restauration Schnapps geben. Der Wirth, ein anstelliger Kopf, wie er diese unerwartete Wendung der Staatsaction sieht, besinnt sich nicht lange, zapft und läßt laufen was er hat, leimt und stückt die Stücke schnell wieder zusammen, legt selber Kron und Mantel an, nimmt das Scepter in die Rechte und führt die freudetrunkene Bande wie einen Kometenschweif nach der Bühne zurück.

War nun die Zukunft vorhin schon im Wackeln, so schien sie jetzt ganz und gar in Stücke gehen zu wollen. Derweil die Oberpriester und Schriftgelehrten noch immer bestissen waren, den empörten Tyrannen wieder zu zähmen ging auf einmal ein Mittelvorhang auf, und man erblickte im Hintergrunde den Thron selbst, auf dem soeben der Wirth aus der Restauration sich breit und vergnüglich zurechtsetzte, wie einer, der mit seiner eigenen Pfiffigkeit wohl zufrieden war. Seine ganze Nation drängte sich, tummelte, lag und hing über Stuhl und Lehne des Thrones um ihn her, so daß er gleich zu Anfang von seinem Scepter einen nachdrücklichen Gebrauch machen mußte. Der Professor und die Seinigen standen unten wie angedonnert, sie trauten sich nicht an den unverhofften Usurpator und feuerten nur aus der Ferne mit wüthenden Blicken, dann traten sie schnell auf die Seite, steckten die Köpfe zusammen und schienen zu conspiriren. Mit Erstaunen glaubte ich dabei einigemal meinen Namen nennen zu hören und konnte wohl bemerken, daß sie mich öfters bedeutungs-

voll anſahen. Mein Gott, dachte ich, nun kommſt du am Ende noch ſelbſt mit in das Stück hinein und ein heimliches Entſetzen rieſelte mir durch alle Glieder. Es dauerte auch nicht lange, ſo kam der Profeſſor auf mich zugeflogen, riß mir meinen Oberrock vom Leibe und zog mir raſch ein prächtiges Hofkleid an, ein anderer raſirte mich, ein dritter ſteckte mir einen dicken Blumenſtrauß vorne in's Knopfloch. — Ich wußte nicht, wie mir geſchah, in der Eile erfuhr ich denn, wie ſie der Meinung ſeien, ich, als uneingeweihter, bringe hier alles in ſolche Unordnung durch meine kritiſche Gegenwart. Auch konnte ich wohl, wenn ich morgen vom Blocksberg käme, unten alles ausplaudern. Umbringen wollten ſie mich nicht, weil ich der öffentlichen Meinung ausnehmend gefalle; ich mußte mich daher mit der letztern ſogleich vermählen, um ganz der Ihrige zu werden. — Aber das iſt ja ein Vergnügen zum toll werden! rief ich auf das heftigſte erſchrocken aus. — Pah, Kleinigkeit, fiel mir der Profeſſor in die Rede, wir alle, die Sie hier ſehen, ſind ſchon mit ihr verheirathet. — Mich ſchauerte bei dem Gedanken dieſer ungeheuren Schwägerſchaft!

Unterdeß waren die andern Gelehrten dennoch mit dem Volke um den Beſitz des Thrones handgemein geworden; darüber bekamen die Principien Luft, die ſie in die Regierungsmaſchine verbaut hatten. Eine nach der andern ſtreckte neugierig den Kopf hervor und da es ſo luſtig herging draußen, rüttelten und ſchüttelten ſie und brachen den ganzen Plunder entzwei. Da ſah man dort einen dünnen Paragraphen, dort ein ſchweres Corolarium, hier einen luſtigen Heiſchefatz aus den Trümmern ſteigen, und kaum ſahen ſie ſich frei, ſo lagen ſie einander auch ſchon wieder in den Haaren und ſtürzten raufend in das dickſte Getümmel.

Nun entſtand eine allgemeine Schlägerei, da wußte keiner mehr wer Freund oder Feind war. Dazwiſchen raſte der Sturm, Beſen flogen, tiefer unten krähte der rothe Hahn wieder, bliesen die sieben Pfeifer, ſchrie der Wirth, die Bühne ſuchte die alte Freiheit und rührte und neckte ſich in wilde Nebelqualme auseinander, ein entſetzliches übermenſchliches Lachen ging durch die Lüfte, der ganze Berg ſchien auf einmal ſich in die Runde zu drehen, erſt langſam, dann geſchwinder und immer geſchwinder — mir vergingen die Gedanken, ich ſtürzte beſinnungslos zu Boden.

Als ich die Augen wieder aufſchlug, lag ich ruhig in dem Gaſthofe „zum goldenen Zeitgeiſte“ im Bette. Die Sonne ſchien ſchon hell in's Zimmer, der fatale Kellner ſtand neben mir und lächelte wieder ſo ironiſch, daß ich mich ſchämte, nach dem Profeſſor, dem Pegaſus und dem Blocksberg zu fragen. Ich griff verwirrt nach meinem Kopf. Ich fühlte ſo etwas von Katzenjammer. Und in der That, da ich's jetzt recht betrachte, ich weiß nicht, ob nicht am Ende alles bloß ein Traum war, der mir, wie eine Fata morgana die duftigen Küſten jenes erſehnten Eldorados vorgeſpiegelt. Dem aber ſei nun wie es wolle, genug: „Auch ich war in Arkadien!“

Landsknecht und Schreiber.

(1846.)

Deutſchland hat verhältnißmäßig, und namentlich im Vergleich mit dem ältern Frankreich wenige oder doch nur uneigentliche Memoiren aufzuweiſen. Vielleicht rührt es daher, daß wir weniger leben, als denken und empfinden, und daß ſomit das Erlebte bei uns literariſch ſogleich in den kontemplativen äſthetiſch-philoſophiſchen, doctrinairen Roman umſchlägt. In den ſpärlichen Memoiren der neuern Zeit, die wir beſitzen, geht entweder das äußerlich geringe Erlebniß in einer übermächtigen Innerlichkeit auf, wie in Jung Stillings Selbſtbiographie, oder es wird, wo die letztere unbedeutend iſt, von der Ueberwucht des Erlebten aufgezehrt, und bringt nur conventionelle Salon-Wahrheit zu Tage, wie die glatten, wenngleich in anderem Betracht bemerkenswerthen und ſchön geſchriebenen Memoiren des Freiherrn von S — n. Eigentliche Memoiren aber ſind das für die Geſchichte, was die Novelle für die Poeſie: ein beſtimmter hiſtoriſcher Zeitabſchnitt, an den Begebenheiten eines beſtimmten Individuums, durch innige Durchdringung von Leben und Erlebtem klar und plaſtiſch anſchaulich gemacht. Sie ſetzen daher nicht ſowohl einen fertigen Poeten, als eine poetiſche Natur überhaupt voraus.

Und eine ſolche durch und durch poetiſche Natur tritt uns in dem Werke: „Aus dem Wanderbuche eines verabſchiedeten Landsknechtes, Wien 1844,“ keck und überraſchend entgegen.

Unter einem deutſchen Landsknechte im normalen Sinne denken wir uns einen wanderluſtigen, abenteuernden Soldaten, dem die Poeſie, anſtatt in Feder und Tinte, in Blut und Leben geſchlagen, der, wo es ehrlich oder doch tüchtig gilt, ohne lange zu fragen, in Gottes Namen dreinſchlägt, der Vielerlei erfahren und daher mild und unbefangen urtheilt über das oft nur ſcheinbar Verſchiedene, dem das fortſtürmende Leben, weil es ihm keine Zeit zu unnützem Grübeln läßt, den Blick rein und ſcharf erhalten, daß er die Dinge ſieht, wie ſie in Wahrheit ſind, den endlich der verhüllte Ernſt des Lebens, die Noth und die beſtändige Todesgefahr immer innerlich hinwendet auf den ewigen Urgrund der Dinge. Stellt man nun einen ſolchen altfränkiſchen Kriegsmann in die gegenwärtige Zeit, in die Zeit dreißigjährigen äußeren Friedens und innern Krieges recht mitten hinein, ſo haben wir unſern Landsknecht wie er leibt und lebt, und es iſt ein eben ſo ergötzliches als lehrreiches Schauſpiel, ihn durch eben dieſe Zeit bald ſcheltend, bald lachend, dort gutmüthig bewundernd, hier zornig dreinhauend, aber immer unverdroſſen und herzhaft, ſich hindurchſchlagen zu ſehen. „Es iſt bekannt,“ ſagt er ſelbſt, „daß, wenn der Wein in den Reben reif wird, alle Fäſſer gähren.“ Ob nicht in jedem Menſchen ſo ein Fäßlein Moſt irgendwo im Herzenskeller verborgen liegt, welches zu gewiſſen Jahreszeiten gährt und brauſt und ſiedet und ziſcht, und ſich hinausſehnt in die freie Natur und in die Strahlen der befruchtenden Sonne, um ſich vergolden und erwärmen zu laſſen! Oder iſt vielleicht

der ganze Menſch ſo eine Art Faß, welches in dem dunkeln, dunſtigen Keller der Städte, in Bureaux, Salons, Kaſernen, Fabriken und Antichambern eingepfercht, bei ſchönem Sonnenſchein und friſchem Oſtwind ſich hinausgezogen fühlt in die freie Natur, in welcher auch ſein Geſchlecht blühte und reifte, bevor er in dem miſerablen Flaſchenkeller der Civiliſation als zoll- und ſteuergerechtes, trinkbares Fluidum einbouteillirt und eingetrichtert war? Mir wenigſtens fährt im Frühjahre, wenn die Bäume blühen und die Wieſen grünen, wie Mephiſto und Walpurgis — und im Herbſte, wenn die Trauben reifen und die Vögel ziehen, eine unnennbare Sehnſucht in die Seele und eine Unruhe in die Beine. Ich muß hinausziehen in die freie Natur, auf Berg und Fels, in Wald und Feld, und es leidet mich nicht mehr auf dem Pflaſter der Straßen und in den Gemächern der Häuſer.“ Ein ſolcher Geſell aber muß ſich begreiflicherweiſe oft, unbequem, fremd und unheimlich fühlen, „ſeit wir das heilige Dunkel mit ſtaatswirthſchaftlichem Oel illuminiren und an der Gasbeleuchtung der Aufklärung uns die Augen verderben. — Doch dort brennt noch eine ſchmutzige Gaſſenlaterne; wie ſtolz ſie auf mich herabblickt! Ich glaube gar, ſie redet mich an: Unbefriedigter Thor! haſt du denn nicht meine Strahlen, und ſind ſie dir nicht genug, um nach Hauſe zu kommen, ohne dir die Naſe anzuſtoßen? wozu thörichtes Faſeln von Kerzenſchimmer aus dem Nachtſtübchen der Geliebten — oder Glanz von Kirchenlampen? Du biſt ein civiliſirter Staatsbürger. An meinem Lichte kommſt du ſicher bis in's nächſte Kaffeehaus, dort kannſt du ſchlechten Punſch trinken, Billard ſpielen und ein ſeelenvergnügter Kerl ſein; dann leuchtet dir der Nachtwächter nach Hauſe, nur nimm dich vor der Patrouille in Acht!“

Allein, anſtatt ſeelenvergnügt mit dieſer Gaſſenlaternen-Philoſophie ſich zu begnügen, oder, was noch faſhionabler, im vornehmen Weltſchmerz einen Wiener Poeten-Spaziergang mitzumachen, merkt er viel lieber nach allen Seiten auf, und was irgend im Leben noch poetiſch aufblüht, da läßt er nicht lange auf ſich warten. Mitten aus den Auſterſchmauſen, Opern und Liebſchaften Wiens ſchleicht er ſich fort zwiſchen Mörder und Contrebandiſten über die Pyrenäen zu Don Carlos, „um Spanien zu beweiſen, daß die in Europa verlaſſene Sache des legitimen Königs bei einigen ritterlichen Kriegerherzen noch Anklang finde,“ und trifft dort gar tüchtige, wenngleich etwas verwunderliche Geſellen. In Afrika ficht er als Adjutant Bourmont's gegen Türken und Beduinen, weiß dießmal freilich nicht recht, wer in dem Handel da eigentlich Recht oder Unrecht hat, und wandert darauf, als Matroſe verkleidet, zu Fuß durch das ſüdliche Frankreich; denn „ich habe mich“, ſagt er, „bei meinen oftmaligen Wanderungen überzeugt, daß dieß die einzige Art iſt, ein Land, welches man wirklich kennen lernen will, zu bereiſen; denn nur ſo amalgamirt man ſich mit deſſen innern Beſtandtheilen, welche den flüchtig oder vornehm Reiſenden ſtets terra incognita bleiben, da er nur mit jenen Elementen des Volkslebens in Berührung tritt, welche durch die beſtändige Reibung mit fremden Beziehungen abgeglättet ſind, und ihre Eigenthümlichkeit verloren haben.“ Und wenn es dann eben nichts Beſſeres zu thun gibt, liegt er bei Tag und Nacht im Walde, auf den wilden Auerhahn lauernd, oder ſetzt von Klippe zu Klippe den Gemſen nach. Aber wo er auch ſein mag, „überall denkt er mit Liebe und Sehnſucht an ſein liebes freundliches Oeſterreich, mit ſeinen gemüthlichen, geſunden Menſchen, ſeinen grünen Wäldern, ſeinen freundlichen

Dörfern mit ihren ſpitzigen Kirchthürmen, ſeinen alten Burgen, Klöſtern und Bauerhöfen zurück."

Der geneigte Leſer, wenn er nicht etwa Europa müde iſt, mag ihn nun ſelber da und dorthin begleiten, es wird ihn ſchwerlich gereuen. Wir aber wollen dem rüſtigen Wanderer, damit er nicht mit andern Touriſten vermengt werde, noch kürzlich ſein näheres Signalement auf die Fahrt mitgeben aus ſeinen eignen Worten, wie ſie oft, gleich Schlaglichtern, ſeine ganze Phyſiognomie beleuchten. Fröhlich, tapfer, Soldat und Jäger aus Herzensluſt, daher ſattelfeſt und ein guter Schütz, der ſo ziemlich überall in's Herz der Dinge trifft; in Krieg und Jagd immer die Höhen ſuchend; daher raſch des Terrains kundig und wohl im Stande, ſich und andere zu orientiren. Gleich in Spanien, unter dem Volke, das er dem Purpurmantel, eines zum Bettler gewordenen Königs verglecht, erklärt er es für unmöglich, dieſes Volk, welches von jeher gegen die Verſchmelzung in ein Ganzes ſich geſträubt, unter die revolutionäre Nivellirmaſchine zu bringen. „Man irrt ſich, wenn man den ſpaniſchen Patriotismus in eine ungeſchickte Nachahmung der Lehren und Maßregeln der franzöſiſchen Revolution ſetzt, ſtatt denſelben in der Entwickelung und Befriedigung deſſen zu ſuchen, was die nationalen Sitten und Gewohnheiten erheiſchen."

Es müßten Generationen erſt ausſterben, bevor der Krieg erliſcht, der ſich hier zwiſchen der Volksthümlichkeit und aufgedrungenen Elementen entzündet hat. Ja, der Bürgerkrieg iſt, wie gewiſſe Krankheiten im menſchlichen Organismus, endlich ſo zu ſagen im Lebensprincip dieſes Volkes verſchmolzen und beinahe ein normaler Zuſtand geworden." —

Mitten in der Doktrinär-Seligkeit von Paris, die nun mit der neuen Welt fertig zu ſein glaubt, ſpürt der wetter-

kundige Alpenwanderer die unheimliche Schwüle aufſteigender Gewitter. „L'ariſtocratie des capacités," ſagt er, „l'ariſtocratie de l'argent" ſoll dort die andere erſetzen. Aber ihre Köpfe ſtehen auch auf keinen feſteren Hälſen, als jene, welche ſie der Guillotine opferten, und eine Zeit wird kommen, wo der Proletär den Beſitzenden eben ſo arg drängen und beneiden wird, als jetzt der Bürger den Adel, wo die garde nationale eben ſo ſehr für eine bewaffnete Tyrannei der Minorität gelten wird, als ehemals das feudaliſtiſche Ritterweſen; und der ſogenannte tiers-etat wird eben ſo wenig ſich einer ewigen Superiorität erfreuen, als jene, welche er geſtürzt hat. Ja, ich behaupte, daß er weniger Sympathie zum Volke hat, als das feudaliſtiſche Prinzip, weil der Grundbeſitz ſchon an und für ſich patriarchaliſchere Verhältniſſe bedingt, als die Induſtrie und das Stadtleben. Was nützt das Alles, wo die Religion, die Charitas, die verſöhnende Menſchenliebe fehlt! Der wahre Adel läßt ſich nicht *machen*. Er entſpringt aus der Geſchichte eines Volkes, läßt ſich weder geben noch nehmen, iſt ein Eigenthum der Nation und nicht des Einzelnen." — Eine ächtſoldatiſche, ſcheue Ehrfurcht aber hat er vor der Wiſſenſchaft, wo ſie ſo ganz hart an jenen Grenzen vorüberſtreift, welche die terra incognita des Jenſeits abſchließen, da, wo die Wiſſenſchaft nur noch auf dem verbotenen Baum der Erkenntniß zu blühen ſcheint. Da, wenn er den geiſtigen Arm nach den Heſperiden-Aepfeln ausſtreckt, wird der Forſcher, der Gelehrte, Held, da ſetzt er nicht bloß ſein zeitliches Wohl, er ſetzt ſein innerſtes Leben, ſeine Seelenruhe ein, um die köſtlichen zu gewinnen, und in ſofern wagt er immer den Kampf mit dem Böſen. Unterliegt er, weh ihm dieſſeits und jenſeits! Den Triumphator erwarten zwar Palme und Lorbeer dort, wo

alle Märtyrer bekränzt werden, hier aber oft nur das Kreuz — ich meine das, worauf er geſchlagen wird, nicht jene, die einem angeheftet werden."

Man ſieht aus dieſem Lebenslauf und kurzem Signalement — welches übrigens, beiläufig geſagt, zugleich das treue Urbild eines ächten „kaiſerlichen" Offiziers von altem Schrot und Korn darſtellt — daß dieſer Landsknecht den frappanten Gegenſatz eines wahrhaft Lebenden zu einem berühmten „Verſtorbenen" bildet, der, ſeine Lorgnette in's Auge kneifend, ſich England und andere Welttheile durch das excluſiv geſchliffene Glas der modernſten Salonbildung fein lächelnd beſchaut, der ſeine Genialität diplomatiſch verwaltend, nach allen Seiten hin mit Weltſchmerz und Mehemed Ali kokettirt und gewiſſe arrières pensées nur zuweilen vornehm hindurchſchimmern läßt, während unſer Landsknecht, ohne nach dem oder jenem zu fragen, wie ein großmüthiger Verſchwender ſich überall ganz und aufrichtig gibt. Es iſt mit einem Wort die unmittelbare Friſche, die den Landsknecht über den Fürſten hebt, und im Grunde eben nichts anders iſt, als die innere Geſundheit. Die Kerngeſundheit aber, das Nomadenleben und die poetiſche Luſt an Abenteuern, der bedeutende hiſtoriſche Hintergrund dieſer Abenteuer mit einzeln auftauchenden Helden- und Narrengeſtalten, die einfache Treuherzigkeit der Auffaſſung und Darſtellung, der verſtändige Soldatenblick, der ſich von keiner falſchen Convention oder poetiſchem Plunder irre machen läßt, die totale Unfähigkeit daher zu affectiren oder mit dem Plunder zu kapituliren; das alles erinnert dagegen oft unwillkürlich an den unvergänglichen Simpliciſſimus. Wie dieſer zwiſchen rauchenden Trümmern im verhallenden Donner des Krieges aufgewachſen, ſteht auch unſer Landsknecht auf der Wetterſcheide einer untergehenden und einer

werdenden Zeit, und zeichnet dieſe Uebergangszeit mit ihren großen Erinnerungen, Thorheiten, Irrthümern und all ihrer ungeheuern Confuſion in kecken Genrebilden auf den Goldgrund eines unverwüſtlichen religiöſen Gefühls. Ja, vergleicht man den materiellen Inhalt, das Leben und Treiben, die Schwänke, Glauben und Aberglauben des Volks in beiden Werken, ſo erſtaunt man, wie grundähnlich die menſchliche Natur unter ähnlichen Verhältniſſen in den verſchiedenſten Zeiten ſich bleibt; eine Uebereinſtimmung, die am beſten für die Treue der Auffaſſung beider Autoren zeugt. Auch die Frivolität ihrer Zeiten in Liebesſachen haben beide untereinander gemein; allein hier wie dort nur ſcheinbar. Denn frivol iſt doch nur der Frevel, das Laſter ſchön und rein waſchen zu wollen. Davon iſt aber keine Spur bei unſerm Landsknecht. Die Liebeshandel der „Frau Roſel", der „Emma", der „Jungfer Soli" u. ſ. w. ſind vielmehr durchaus tragiſch, und zwar nicht durch moderne Knalleffecte, ſondern indem überall einfach und ohne alle Reverenz der Fluch und heimlichwühlende Todeswurm der Sünde nachgewieſen wird. Und wo er ſelbſt muſpielend auftritt, wie in ſeinem „Rendezvous" mit der ſchlauen Margot, auf der „Irrfahrt nach Edinburgh" oder bei dem einen der „zwei Duelle", ſchlägt die Sache — wiederum wie beim Simpliciſſimus — jedesmal auf ſeine eigene Unkoſten in's Lächerliche um. Die Bergleute theilen ſich bekanntlich in die vom Leder und die von der Feder; die Letzteren regiſtriren, wägen und verquicken, was die erſteren aus dem ewigen Schacht zu Tage fördern, wo dieſe gar Mancherlei gewahr werden, wovon jene droben ſich nichts träumen laſſen. Dies gilt indeß begreiflicherweiſe nicht vom Bergbau allein, man könnte vielmehr die Claſſifikation allgemein machen, und die ganze menſchliche

Societat je nach ihrem innerlichen Metier füglich in Soldaten und Schreiber abtheilen, welche beide Klaſſen jenen welthiſtoriſchen Gegenſatz vielleicht am entſchiedenſten repraſentiren; denn es iſt überall ein ſehr verſchieden Ding, ob man ein tüchtiges Roß oder einen gepolſterten Schreibſeſſel reitet. Der Soldat im Krieg, auf Märſchen, im Standquartier, ſteht auf Du und Du mit lebendigen Menſchen, der exkluſive Schreiber dem abſtrakten Begriff eines imaginären Volkes gegenüber. Jenen zwingt die überraſchende Gewalt unvorgeſehener Umſtände beſtändig, wie in höherer Eingebung, zu raſchem Beſchluß, zu dem dieſer nur auf der logiſchen Leiter der Schule mühſelig, zweifelnd und zögernd gelangt. Wenn im harten Heereszuge, wo Luſt und Tod in raſchem Wechſel ſich brüderlich die Hand reichen, oder vor der Schlacht oder auf nächtlich einſamer Feldwacht, wo aller irdiſche Troſt nichtig liegt und keine menſchliche Hülfe mehr ausreicht, der Soldat ſeine Sache vertrauend auf Gott ſetzt: hat der Schreiber ſich kommode in ſeinem Lehnſeſſel auf ſich ſelbſt geſetzt und braucht den lieben Gott nicht, ſondern Pillen gegen etwaige Hämorrhoidalübel. So lernt und beſcheidet ſich Jener, die verſchiedenen Ströme, in die der Herr das Leben gewieſen, weil er ſie befahren und erprobt hat, wohl zu beachten und in Ehren zu halten; während der Schreiber von ſeinem Iſolirſchemel herab alles Leben in Eine Schulformel einfangen zu können glaubt. Und dieſe Formel iſt überdem gegenwärtig noch faſt überall die alte Kantiſche, nur freilich mit der weſentlichen Verſchlimmbeſſerung, daß die Schreiber ſeitdem ſich vom Kant ſelbſt emanzipirt haben, und im lärmenden Geſchwindmarſch des modernen Fortſchritts unverſehens über den ewigen Markſtein hinausgelaufen ſind, wo der alte Meiſter ihrer Göttin Vernunft die Grenzen abſteckt

und ſich ſelber ſcheu vor dem Höheren und Unbegreiflichen zurückgewendet hat. Wenn z. B. unſer Landsknecht ärgerlich ſagt: „Die Bilder unſerer Ahnen, die erprobten Schwerter oder Schilder, die Kränze der Liebe und des Ruhms, ſie ſind alle unnützer Plunder geworden, der nur in die Rumpelkammer taugt. In den Fabrikgebäuden iſt dann wohl reges Treiben, man lebt und webt und müht ſich emſig ab, und am Ende frägt ſich's erſt, wozu man eigentlich gelebt, und beſonders, wofür man geſtorben iſt?“ — ſo finden die Schreiber dieſe Frage, wo nicht impertinent, ſo doch höchſt überflüſſig, und maſchiniren dampfſelig fort und fort, und reden über dies und jenes, über die zähe Anmaßung der Ariſtokratie und die Gleichheit Aller vor dem Geldſack, und trinken im Champagner die Geſundheit ihrer verhungernden Fabrikarbeiter. Vergebens wendet der Landsknecht dagegen ein: „Was nützt es, von der Gleichheit zu ſprechen, ſo lange die höheren Klaſſen Luxus und Verderbtheit, die niedere Roheit und Elend als Kennzeichen an ſich tragen, ſo lange die Einen mit Uebermuth herab, die Anderen mit Neid hinauf blicken? Seid Chriſten, Brüder, verachtet nicht den Armen — haßt und beneidet nicht den reichen Bruder Nicht der Kopf gebe den Nivellirungs-Maßſtab, ſondern das Herz; dann braucht ihr weder Magna Charta, noch Ukaſe. — Nein, nein; ſchrien dann die Schreiber dazwiſchen, nur immer her mit der Magna Charta! für die Ukaſe wollen wir dann ſchon von ſelbſt ſorgen. Der Landsknecht aber läßt ſich durch das Geſchrei in ſeinen ungelegenen Betrachtungen nicht ſonderlich ſtören. Im Theater ruft er verwundert aus: „Merkwürdig iſt, daß das Publikum noch immer eine unläugbare Parteilichkeit für die größtentheils längſt beſeitigten Bedrängniſſe der Bourgeoiſie mitbringt, und dient wohl zu einem der ſtärkſten Belege

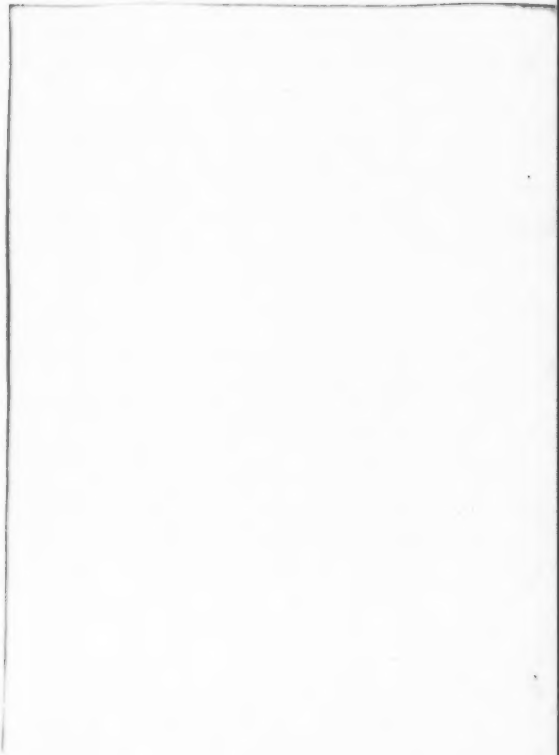
deutſcher Spießbürgerlichkeit, und eines vorzüglich in einer engherzigen Beamten- und Krämerwelt mühſam fortvegetirenden und ſich darin repraſentirenden Nationallebens! Mich ärgert dieſes Publikum, welches immer als Axiom annimmt, ein Schuſter müſſe ein ehrlicher Kerl, ein Graf aber ein ſittenloſer und herzloſer Lump, eine Gräfin eine eitle, übermüthige Kokette, eine Bürgerdirne hingegen eine Lukretia ſein. Es kann wohl zuweilen ſo ſein, iſt aber oft anders. Daß der Arme den Reichen, der Dürftige den Genießenden haßt und beneidet, iſt wohl begreiflich, und nur der milde Balſam der Religion kann die unerklärlichen Ungleichheiten der menſchlichen Stellung ausgleichen und den minder begünſtigten Bruder mit dem bevorzugten verſöhnen, aber dieſer winſelnde, ſentimentale, indirekte und ungerechte Jakobinismus iſt mir viel verhaßter, als der natürliche, blutige, wilde der ächten Sanskulotten. Noch immer ſcheint das alte Iffländiſche Publikum von 1780 bis 1792 zu leben, ein Publikum, für welches die Schlachten und Revolutionen eines halben Jahrhunderts hinter dem Vorhange geſpielt haben." — Weiß denn aber der gute Landsknecht nicht, daß ſeitdem eben dieſer ſentimentale, indirekte Jakobinismus der Schreiber ſelbſt nun die Revolutionen hinter dem Vorhange fortſpielt? Der Streit aber gewinnt an Lebhaftigkeit und Bedeutung, je mehr er ſich dem eigentlichen Mittelpunkt nähert. Um mit ihrem reformatoriſchen Hebel an dieſen zu gelangen, haben die ſchlauen Schreiber es nämlich ſchon längſt insbeſondere auf die Klöſter abgeſehen, die freilich auch außerdem in die allgemeine Nivellirungsfabrik durchaus nicht paſſen. Da kommt ihnen jedoch ſchon wieder der Landsknecht in den Weg, und erlaubt ſich zu ſagen: „Ich habe immer eine gute Meinung von den Leuten, welche ſich zu ihrem Aufenthalte eine ſchöne Gegend

wählen, ich glaube, daß dies immer einen richtigen Sinn für die Schönheit der Natur beurkundet, und der wohnt nie in gemeinen Gemüthern. Es iſt auffallend, daß beſonders die Benediktiner, Prämonſtratenſer, auch die Jeſuiten, folglich die meiſt gebildeten und wiſſenſchaftlich wirkenden, humanſten Mönchsorden ſich zu dem Bau ihrer Klöſter ſtets ſchöne Gegenden wählten, die ſie dann ſpäter noch durch Sorge und Cultur verſchönerten. Die Vertheidiger der Säkulariſirung mögen einwenden, was ſie wollen, aber ich bleibe dabei, daß für unſereinen, für den müden Wanderer, für den hülfe- und rathbedürftigen Landmann, das Portal eines Kloſters mit ſeiner gaſtfreundlichen Klingel ein willkommenerer Anblick iſt, als die Amts, Zucht- oder Krankenhäuſer, in welche die meiſten derſelben umgewandelt wurden, ohne daß die Leute ſeitdem beſſer regiert, minder ausſchweifend oder geſünder geworden wären." — Doch eben das Säkulariſiren, nicht nur der Klöſter, ſondern aller menſchlichen Verhältniſſe, treiben die Schreiber als ihr gewöhnliches Metier, und verſichern unabläſſig, man müſſe endlich von Staatswegen (und der Staat, das ſind ſie) ein Einſehen thun, die Societät, die nun in die Flegeljahre gekommen, ſei nachgrade dem kindiſchen Flügelkleide der poſitiven Religion entwachſen, das ſie an den Gelenken zwänge und die freie Bewegung und den Fortſchritt hindere. Der Landsknecht dagegen: „keine politiſche Form vermöge die ſoziale Dekompoſition zu hemmen, welche einer Geſellſchaft bevorſtehe, in welcher das moraliſche Cement der Religion und Nächſtenliebe fehle." — Der Schreiber: Das müßten ſie beſſer wiſſen, denn ſie hätten in der Rhetorik und in der Poeſie und in der Philoſophie geſeſſen und den Kant ſtudirt; wenn vielleicht noch einige Dekompoſition ſtattfinde, ſo rühre das allein daher, daß ſie in ihrem ſauern Menſch-

heitsbeglückungswerk beſtändig von einer geheimen Revolution der Jeſuiten beläſtiget und geſtört würden, die ihnen allnächtlich hinterliſtigerweiſe einige Zähne und Räder der Nivellirungsmaſchine ausbrächen. — Der Landsknecht hinwieder grade umgekehrt: „Seit der Kölner Angelegenheit fange der alte Kampf zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Autorität wieder an. Letztere glaube ſeit der Reformation die erſtere entbehren zu können. Aus ihrer einſeitigen Ohnmacht folgten alle bisherigen Revolutionen.“ Aber die eiligen Schreiber, die alle Hände voll zu thun haben, hören nicht mehr, und zerfahren geſchäftig in drei breite Geſchwader. Das eine ſind die Vornehmen, die auf dem Schlamm des Indifferentismus, den die Waſſerfluten des vorigen Jahrhunderts abgeſetzt, ihr ſtolzes Lager aufgeſchlagen, und, nachläſſig in einem ſelbſtverfaßten Auszug aus Confuzius Moralſprüchen blätternd, mit herablaſſendem Mitleid den religiöſen Aberglauben der Völker und Zeiten belächeln. Die Andern, die eigentlichen Combattanten: Journaliſten, Touriſten, Magiſter der freien Künſte u. dgl. m. ſind ſchon ſchlimmer daran und haben, weil ſie von der endloſen Bewegung und Negation leben, einen grimmigen Haß gefaßt gegen die unwandelbare Kirche und alle des Chriſtenthums Verdächtige. Und zuletzt endlich der unüberſehbare Troß der total Confuſen, die bald dahin, bald dorthin mitlaufen und, das Gedränge vermehrend, dort Hurrah, hier wieder Nieder mit ihm! ſchreien, ohne jemals zu wiſſen, wen und was es gilt. Und das iſt, wie zwiſchen Geſund und Krank, der bedeutungsvolle Unterſchied zwiſchen einem ehrlichen Soldaten und einem verſchnörkelten Schreiber, der uns unſerm Landsknecht ſo liebenswürdig und ehrenwerth und ſein Wanderbuch dadurch ſo merkwürdig macht.

Erlebtes.

(1857.)



I. Deutſches Adelsleben am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts.

Sehr alte Leute wiſſen ſich wohl noch einigermaßen der ſogenannten guten alten Zeit zu erinnern. Sie war aber eigentlich weder gut noch alt, ſondern nur noch eine Karrikatur des alten Guten. Das Schwert war zum Galanteriedegen, der Helm zur Zopf-Perrücke, aus dem Burgherrn ein penſionirter Huſarenoberſt geworden, der auf ſeinem öden Landſitz, von welchem ſeine Vorfahren einſt die vorüberziehenden Kauffahrer gebrandſchatzt hatten, nun ſeinerſeits von den Induſtriellen belagert und immer enger eingeſchloſſen wurde. Es war mit Einem Wort die mürb und müde gewordene Ritterzeit, die ſich puderte, um den bedeutenden Schimmel der Haare zu verkleiden; einem alten Gecken vergleichbar, der noch immer ſelbſtzufrieden die Schönen umtänzelt, und nicht begreifen kann und höchſt empfindlich darüber iſt, daß ihn die Welt nicht mehr für jung halten will. Der Adel in ſeiner bisherigen Geſtalt war ganz und gar ein mittelalterliches Inſtitut. Er ſtand durchaus auf der Lehenseinrichtung, wo, wie ein Planetenſyſtem, die Centralſonne des Kaiſerthums von den Fürſten und Grafen und dieſe wiederum von ihren Monden und Trabanten umkreiſt wurden. Die wechſelſeitige reli-

giöſe Treue zwiſchen Vaſall und Lehnsherrn war die bewegende Seele aller damaliger Weltbegebenheiten und auch die welthiſtoriſche Macht und Bedeutung des Adels. Aber der dreißigjährige Krieg, dieſe große Tragödie des Mittelalters, hatte den letztern, der ohnedem ſchon längſt an menſchlicher Alterſchwäche litt, völlig gebrochen und beſchloſſen. Indem er die Idee des Kaiſers, wenigſtens faktiſch, aus der Mitte nahm oder doch weſentlich verſchob, mußte nothwendig der ganze ſtarkgegliederte Bau aus ſeinen Fugen weichen. Die Stelle der idealen Treue wurde ſofort von der materiellen Geldkraft eingenommen; die mächtigeren Vaſallen kauften Landsknechte und wurden Raubritter im Großen; die Kleinern, die in der allgemeinen Verwirrung oft ſelbſt nicht mehr wußten, wem ſie verpflichtet, folgten dem größeren Glücke oder beſſerem Solde. Und als endlich die Wogen ſich wieder verlaufen, bemerkte der erſtaunte Adel zu ſpät, daß er ſich ſelbſt aus dem großen Staatsverbande heraus auf den ewig beweglichen Triebſand geſetzt hatte: aus dem freien Lehensadel war unverſehens ein Dienſtadel geworden, der zu Hofe ging oder bei den ſtehenden Heeren ſich einſchreiben ließ.

So war denn namentlich auch die Ritterlichkeit zuletzt faſt ausſchließlich an die modernen Offizierkorps gekommen. Auf dieſe warf zwar der ſiebenjährige Krieg noch einmal einen wunderbaren Glanz. Ruhmbegier, kecke Luſt am Abenteuer, Tapferkeit, aufopfernde Treue und manche der anderen Tugenden, die das Mittelalter groß gemacht, ſchienen von Neuem aufzuleben. Allein es war kein in ſich geſchloſſenes Ritterthum im alten Sinne mehr, ſondern nur das Aufleuchten einzelner bedeutender Perſönlichkeiten, die eben deshalb wohl ihre Namen, nicht aber den Geiſt des Ganzen unſterblich machen konnten. Auch hier giebt ſchon das Koſtüm, das

niemals willkürlich oder zufällig iſt, ein charakteriſtiſches Signalement dieſes neuen Ritters. Die Eiſenrüſtung war ihm allmälig zum Küraß, der Küraß zum bloßen Bruſtharniſch und dieſer endlich gar zu einem handbreiten Blechſchildchen zuſammengeſchrumpft, das er gleichſam zum Andenken an die entſchwundene Rüſtung dicht unter dem Halſe trug, die Rechte, der die Manſchette nicht fehlen durfte, ruhte auf einem ſtattlichen ſpaniſchen Rohr, das gepuderte Haupt umſchwebten zu beiden Seiten, anſtatt der alten Geierflügel, zwei aufgerollte Locken und „der Zopf der hing ihm hinten". Ein Ritter mit dem Zopf iſt aber durchaus eine undenkbare Mißgeburt, was die armen Bildhauer, welche die Helden des ſiebenjährigen Krieges darſtellen ſollen, am ſchmerzlichſten empfinden. Und dieſer fatale Zopf war in der That das myſtiſche Symbol der verwandelten Zeit: alles Naturwüchſige, als ſtörend und abgemacht, hinter ſich geworfen und mumienhaft zuſammengewickelt, bedeutete er zugleich den Stock, die damalige Centripetalkraft der Heere.

Die jungen Kavaliere jener Zeit dienten in der Regel nicht um einen Krieg, ſondern um einen galanten Feldzug gegen die Damen ſo lange mitzumachen, bis ſie die Verwaltung ihrer Güter antreten konnten, oder, wenn ſie keine hatten, bis ſie mit der glänzenden Uniform eine Schöne oder auch Häßliche erobert, die ihre vielen Schulden zu bezahlen bereit und im Stande war. Vom Ritterweſen hatten ſie einige verworrene Reminiscenzen ererbt und auf ihre Weiſe ſich zurechtgemacht: vom ehemaligen Frauendienſt die fade Liebelei, von der altdeutſchen Ehre einen franzöſiſchen point d'honneur, vom ſtrengen Lehnsverbande einen capriciöſen Esprit de corps, der nur ſelten über den ordinärſten Standes-Egoismus hinausreichte. Es war die hohe Schule des

Junkerthums, an die selbst Fouqué's Recken mit ihren Gardereiter-Positionen und ausbündig galanten Redensarten noch zuweilen erinnern.

Der Adel überhaupt aber zerfiel damals in drei sehr verschiedene Hauptrichtungen. Die zahlreichste, gesündeste und beiweitem ergötzlichste Gruppe bildeten die von den großen Städten abgelegenen kleineren Gutsbesitzer in ihrer fast insularischen Abgeschiedenheit, von der man sich heutzutage, wo Chausseen und Eisenbahnen Menschen und Länder zusammengerückt haben und zahllose Journale, wie Schmetterlinge, den Blütenstaub der Civilisation in alle Welt vertragen, kaum mehr eine deutliche Vorstellung machen kann. Die fernen blauen Berge über den Waldeswipfeln waren damals wirklich noch ein unerreichbarer Gegenstand der Sehnsucht und Neugier, das Leben der großen Welt, von der wohl zuweilen die Zeitungen Nachricht brachten, erschien wie ein wunderbares Märchen. Die große Einförmigkeit wurde nur durch häufige Jagden, die gewöhnlich mit ungeheuerem Lärm, Freudenschüssen und abenteuerlichen Jägerlügen endigten, sowie durch die unvermeidlichen Fahrten zum Jahrmarkt der nächsten Landstadt unterbrochen. Die letzteren insbesondere waren seltsam genug und könnten sich jetzt wohl in einem Carnevalszuge mit Glück sehen lassen. Voraus fuhren die Damen im besten Sonntagsstaate, bei den schlechten Wegen nicht ohne Lebensgefahr, unter beständigem Peitschenknall in einer meist mit vier starken Rappen bespannten altmodischen Karosse, die über dem unförmlichen Baltengestell in ledernen Riemen hängend, bedenklich hin und her schwankte. Die Herren dagegen folgten auf einer sogenannten „Wurst", einem langen gepolsterten Koffer, auf welchem diese Haimonskinder dicht hintereinander und einer dem andern auf den Zopf sehend, rittlings

balancirten. — Am liebenswürdigsten aber waren sie unstreitig auf ihren Winterbällen, welche die Nachbarn auf ihren verschneiten Landsitzen wechselweise einander ausrichteten. Hier zeigte es sich, wie wenig Apparat zur Lust gehört, die überall am liebsten improvisirt sein will und jetzt so häufig von lauter Anstalten dazu erdrückt wird. Das größte, schnell ausgeräumte Wohnzimmer mit oft bedroblich elastischem Fußboden stellte den Saal vor, der Schulmeister mit seiner Bande das Orchester, wenige Lichter in den verschiedenartigsten Leuchtern warfen eine ungewisse Dämmerung in die entfernteren Winkel umher und über die Gruppe von Verwalter- und Jägerfrauen, die in der offenen Nebenthüre Kopf an Kopf dem Tanze der „Herrschaften" ehrerbietig zusahen. Desto strahlender aber leuchteten die frischen Augen der vergnügten Landfräuleins, die beständig untereinander etwas zu flüstern, zu lachen und zu necken hatten. Ihre unschuldige Koketterie wußte noch nicht von jener fatalen Prüderie, die immer nur ein Symptom von sittlicher Befangenheit ist. Man konnte sie füglich mit jungen Kätzchen vergleichen, die sorglos in wilden und doch graziös anmuthigen Sprüngen und Windungen im Sonnenscheine spielen. Denn hübsch waren sie meist, bis auf wenige dunkelrothe Exemplare, die in ihrem knappen Festkleide, wie Päonien, von allzu massiver Gesundheit strotzten. — Der Ball wurde jederzeit noch mit dem herkömmlichen Initial-Schnörkel einer ziemlich ungeschickt ausgeführten Menuett eröffnet, und gleichsam parodisch mit dem graden Gegentheil dem tollen „Kehraus" beschlossen. Ein besonders gutgeschultes Paar gab wohl auch, von einem Kreise bewundernder Zuschauer umringt, den „Kosackischen" zum Besten, wo nur ein Herr und eine Dame ohne alle Touren, sie in heiter zierlichen Bewegungen, er mit grotesker Kühnheit

abwechselnd gegeneinander tanzten. Ueberhaupt wurde damals, weil mit Leib und Seele, noch mit einer gewissen Aufopferung und Kunstbeflissenheit getanzt, gegen die das heutige vornehme nachlässige Schlendern ein ermüdendes Bild allgemeiner Blasirtheit darbietet. Dabei schwirrten die Geigen und schmetterten die Trompeten und klirrten unaufhörlich die Gläser im Nebengemach, ja zuweilen, wenn der Punsch stark genug gewesen, stürzten selbst die alten Herren, zum sichtbaren Verdruß ihrer Ehefrauen, sich mit forcirter Gelenkigkeit mit in den Tanz; es war eine wahrhaft ansteckende Lustigkeit. Und zuletzt dann noch auf der nächtlichen Heimfahrt durch die gespensterhafte Stille der Winterlandschaft unter dem klaren Sternenhimmel das selige Nachträumen der schönen Kinder.

Die Glücklichen hausten mit genügsamem Behagen großentheils in ganz unansehnlichen Häusern (unvermeidlich „Schlösser" geheißen), die selbst in der reizendsten Gegend nicht etwa nach ästhetischem Bedürfniß schöner Fernsichten angelegt waren, sondern um aus allen Fenstern Ställe und Scheunen bequem überschauen zu können. Denn ein guter Oekonom war das Ideal der Herren, der Ruf einer „Kernwirthin" der Stolz der Dame. Sie hatten weder Zeit noch Sinn für die Schönheit der Natur, sie waren selbst noch Naturprodukte. Das Bischen Poesie des Lebens war als nutzloser Luxus lediglich den jungen Töchtern überlassen, die denn auch nicht verfehlten, in den wenigen müßigen Stunden längst veraltete Arien und Sonaten auf einem schlechten Klaviere zu klimpern und den hinter dem Hause gelegenen Obst- und Gemüsegarten mit auserlesenen Blumenbeeten zu schmücken. Gleich mit Tagesanbruch entstand ein gewaltiges Rumoren im Haus und Hof, vor dem der erschrockene Fremde, um nicht etwa um-

gerannt zu werden, eilig in den Garten zu flüchten ſuchte. Da flogen überall die Thüren lärmend auf und zu, da wurde unter Gezänk und vergeblichen Rufen gefegt, gemolken, gebuttert, die Schwalben, als ob ſie bei der Wirthſchaft mit betheiligt wären, kreuzten jubelnd über dem Gewirr, und durch die offenen Fenſter ſchien die Morgenſonne heiter durch's ganze Haus über die vergilbten Familienbilder und die Meſſingbeſchläge der alten Möbel, die jetzt als Rococco wieder für jung gelten würden. An ſchönen Sommer-Nachmittagen aber kam häufig Beſuch aus der Nachbarſchaft. Nach geräuſchvollen Empfangskomplimenten und höflichen Fragen nach dem „werthen Befinden", ließ man ſich dann gewöhnlich in der deſolaten Gartenlaube nieder, auf deren Schindeldache der buntübermalte hölzerne Cupido bereits Pfeil und Bogen eingebüßt hatte. Hier wurde mit hergebrachten Späßen und Neckereien gegen die Damen zu Felde gezogen, wurde viel Kaffee getrunken, ſehr viel Taback verraucht, und dabei an den Getreidepreiſen, von dem zu verhoffenden Erntewetter, von Prozeſſen und ſchweren Abgaben verhandelt, während die ungezogenen kleinen Schloßjunker auf dem Kirſchbaum ſaßen und mit den Kernen nach ihren gelangweilten Schweſtern feuerten, die über den Gartenzaun in's Land ſchauten, ob nicht der Federbuſch eines insgeheim erwarteten Reiteroffiziers der nahen Garniſon aus dem fernen Grün emportauche. Und dazwiſchen tönte vom Hofe herüber unmerfort der Lärm der Sperlinge, die ſich in der Linde tummelten, das Gollern der Truthähne, der einförmige Takt der Dreſcher und all' jene wunderliche Muſik des ländlichen Stillebens, die den Landbürtigen in der Fremde, wie das Alphorn den Schweizer oft unvermuthet in Heimweh verſenkt. In den Thälern unten aber ſchlugen die Kornfelder leiſe Wogen,

überall eine faſt unheimlich ſchwüle Gewitterſtille, und Niemand merkte oder beachtete es, daß das Wetter von Weſten bereits aufſtieg und einzelne Blitze ſchon über dem dunklen Waldeskranze prophetiſch hin und her zuckten.

Man ſieht, das Ganze war ein etwas m's Derbe gefertigtes Idyll, nicht von Geßner, ſondern etwa wie das „Nußkernen" vom Maler Müller. Da fehlte es nicht an manchem höchſt ergötzlichen Junker Tobias oder Junker Chriſtoph von Bleichenwang, aber eben ſo wenig auch an tüchtigen Charakteren und patriarchaliſchen Zügen. Denn dieſe Edelleute ſtanden in der Bildung nur wenig über ihren „Unterthanen", ſie verſtanden daher noch das Volk und wurden vom Volke wieder begriffen. Es war zugleich der eigentliche Tummelplatz der jetzt völlig ausgeſtorbenen Originale, jener halb eigenſinnigen, halb humoriſtiſchen Ausnahme-Naturen, die den ſtagnirenden Strom des alltäglichen Philiſteriums mit großem Geräuſch in Bewegung ſetzten, indem ſie, gleich wilden Hummeln, das konventionelle Spinnengewebe beſtändig durchbrachen. Unter ihnen ſah man noch häufig bramarbaſirende Haudegen des ſiebenjährigen Krieges und wieder Andere, die mit einer unnachahmlich lächerlichen Männes-Würde von einer gewiſſen Biederbigkeit Profeſſion machten. Die fruchtbarſten in dieſem Genre aber waren die ſogenannten „Krippenreiter", ganz verarmte und verkommene Edelleute, die, wie die alten Schalksnarren, von Schloß zu Schloß ritten und, als Erholung von dem ewigen Einerlei, überall willkommen waren. Sie waren zugleich Urheber und Zielſcheibe der tollſten Schwänke, Maskeraden und Myſtificationen, denn ſie hatten, wie Falſtaff, die Gabe, nicht nur ſelbſt witzig zu ſein, ſondern auch bei Anderen Witz zu erzeugen.

Unſer deutſcher Lafontaine iſt, bei aller ſentimentalen

Abschwächung, nicht ohne einige historische Bedeutung, indem er uns oft einen recht anschaulichen Prospect in jene gute alte Zeit eröffnet, deren adeliger Zopf sich noch fühlbar durch alle seine Romane hindurchzieht.

In der zweiten Reihe des Adels dagegen standen die Exclusiven, Prätentiösen, die sich und Andere mit übermäßigem Anstande langweilten. Sie verachteten die erstere Gruppe und wurden von dieser eben so gründlich verachtet; Beides sehr natürlich, denn diese hatten die frischere Lebenskraft, die Jene als plebejisches Krautjunkerthum bemitleideten, die Exclusiven aber eine zeitgemäßere Bildung voraus, welche von Ersteren nicht verstanden oder als affectirte Vornehmthuerei zurückgewiesen wurde. Bei diesen Vornehmen war nun die ganze Scenerie eine andere. Sie bewohnten wirkliche Schlösser, der Wirthschaftshof, dessen gemeine Atmosphäre besonders den Damen ganz unerträglich schien, war in möglichste Ferne zurückgeschoben, der Garten trat unmittelbar in den Vordergrund. Und diese Gärten müssen wir uns hier nothwendig etwas genauer ansehen. Denn diese Adelsklassen, wie bereits erwähnt, ambitionirte sich durchaus, mit der Zeitbildung fortzuschreiten; und obgleich sie in der Regel nichts weniger als Literaten waren, so konnten sie doch nicht umhin, den Geist der jedesmaligen Literatur wenigstens äußerlich, als Mode, in ihrem Luxus abzuspiegeln. Die Gartenkunst aber, wie alle Künste untereinander, hängt mit den wechselnden Phasen namentlich der eben herrschenden poetischen Literatur jederzeit wesentlich zusammen.

Es ist leider hinreichend bekannt, daß wir einst das große poetische Pensum, das uns der Himmel aufgegeben, ungeschickterweise vergessen hatten und daher zu gerechter Strafe lange Zeit in der französischen Schule nachsitzen mußten, wo

die Muſe, ſie mochte nun muthwillig oder tragiſch ſein, nur in Schnürleib und Reifrock erſcheinen durfte. Und der abgemeſſenen Architectonik dieſer Schule entſpricht denn auch zunächſt der feierliche Curialſtyl unſerer damaligen geradlinigen Ziergärten:

Es glänzt der Tulpenflor, durchſchnitten von Alleen,
Wo zwiſchen Taxus ſtill die weißen Statuen ſtehen,
Mit goldnen Kugeln ſpielt die Waſſerkunſt im Becken,
Im Laube lauert Sphynx, anmuthig zu erſchrecken.

Die ſchöne Chloe da ſpazieret in dem Garten,
Zur Seit' ein Cavalier, ihr höflich aufzuwarten,
Und hinter ihnen leis Cupido kommt gezogen,
Bald duckend ſich im Grün bald zielend mit dem Bogen.

Es neigt der Cavalier ſich in galantem Koien,
Mit ihrem Fächer ſchlägt ſie manchmal nach dem Koſen,
Es rauſcht der taftne Rock, es blitzen keine Schnallen,
Dazwiſchen hört man oft ein arrig Lachen ſchallen.

Jetzt aber bebt vom Schloß, da ſich's im Weſt will röthen,
Die Spieluhr ſchmachtend an, ein Menuett zu flöten,
Die Laube iſt ſo ſtill, er wirft ſein Tuch zur Erde
Und ſtürzet auf ein Knie mit zärtlicher Geberde.

„Wie wird mir, ach, ach, ach, es fängt ſchon an zu dunkeln —"
„So angenehmer nur ſeh' ich zwei Sterne funkeln —"
„Verwegner Cavalier!" — „Ha Chloe, darf ich hoffen? —"
Da ſchießt Cupido los und hat ſie gut getroffen.

So ungefähr ſind uns dieſe, ganz bezeichnend franzöſiſch benannten, Luſt- und Ziergärten jederzeit vorgekommen. Wir konnten uns dieſelben niemals ohne ſolche Staffage, dieſe Chloe's und galanten Cavaliere nicht ohne ſolchen Garten

denken, und insofern hatten diese Paradegärten allerdings ihre vollkommene Berechtigung. Sie sollten eben nur eine Fortsetzung und Erweiterung des Conversations-Salons vorstellen. Daher mußte die zudringlich störende Natur durch hohe Laubwände und Bogengänge in einer gewissen ehrerbietigen Form gehalten werden, daher mußten Götterbilder in Alongeperücken überall an den Salon und die französirte Antike erinnern; und es ist nicht zu läugnen, daß in dieser exclusiven Einsamkeit, wo anstatt der gemeinen Waldvögel nur der Pfau conrsfähig war, die einzigen Naturlaute: die Tag und Nacht einförmig fortrauschenden Wasserkünste, einen um so gewaltigeren, fast tragischen Eindruck machten. Allein solche wesentlich architectonische Effecte sind immer nur durch große würdige Dimensionen erreichbar, wozu es bei den deutschen Landschlössern gewöhnlich an Raum und Mitteln fehlte. Ueberdies war das Ganze im Grunde nichts weniger als national, sondern nur eine Nachahmung der Versailler Gartenpracht; jede Nachahmung aber, weil sie denn doch immer etwas Neues und Appartes aufweisen will, geräth unfehlbar in das Uebertreiben und Ueberbieten des Vorbildes. Und so erblicken wir denn auch hier, besonders von Holland her, sehr bald die Mosaikbeete von bunten Scherben, die Pyramiden und abgeschmackten Thiergestalten von Buxbaum, die vielen schlechten, zum Theil hölzernen Götterbilder, mit Einem Wort: die Carricatur; und auf diesen Plätzen promenirte der alte Gottsched als Prinz Rococco mit seinem Gefolge.

Aber dem feierlichen Professor trat fast schon auf die Ferse die bekannte literarische Rebellion gegen das französische Regime, zum Theil durch Franzosen selbst. Rousseau, Diderot, Lessing, jeder in seiner Art, vindicirten der Natur wieder ihr angeborenes Recht. Da brach auf einmal auch das

Prachtgerüste jener alten Gärten zusammen, die lang abgesperrte Wildniß kletterte hurtig von allen Seiten über die Buxwände und Scherbenbeete herein, die Natur selbst war ihnen noch nicht natürlich genug, man wollte wo möglich bis in den Urwald zurück, und ein wüstes Gehölz mit wenigen Blumen und vielen ärgerlichen Schlangenpfaden, auf denen man nicht vom Fleck und zum Ziele gelangen konnte, mußte den neuen Park bedeuten. Dazu kam noch die in Deutschland unsterbliche Sentimentalität, in beständigem Handgemenge mit dem Terrorismus einer groben Vaterländerei, Lafontaine und Iffland gegen Spieß und Cramer, und über Alle hinweg schritt der stolze, kein Vaterland anerkennende Kosmopolitismus. Und sofort finden wir denn dieselbe Anarchie auch in dem neuen Garten wieder: idyllische Hütten und Thränenurnen für imaginäre Todte neben schauerlichen Burgruinen, Heiligenkapellen neben japanischen Tempeln und chinesischen Kiosks; und damit in der totalen Konfusion doch Jeder wisse, wie und was er eigentlich zu empfinden habe, wurden an den Bäumen als gefühlvolle Wegweiser, Tafeln mit Sprüchen und sogenannten schönen Stellen aus Dichtern und Philosophen ausgehängt. — Jeder wahre Garten aber ist von seiner eigenthümlichen Lage und Umgebung bedingt, er muß ein schönes Individuum sein, und kann also nur einmal existiren.

Und eben dies war auch das Geschick oder vielmehr Ungeschick der damaligen Bewohner jener Schlösser. Sie waren, wie ihre Gärten, nicht eigenthümlich ausgeprägte Individuen, hatten auch keine National-Gesichter, sondern nur eine ganz allgemeine Staats-Physiognomie; überall bis zur tödtlichsten Langweiligkeit, dieselbe Courtoisie, dieselben banalen Redensarten, Liebhabereien und Abneigungen. Sie waren die Acteurs

der großen Weltbühne, die nicht den Zeitgeist machten, sondern den Zeitgeist spielten; das Decorationswesen der Repräsentation war daher ihr eigentliches Fach und Studium, und bühnengerecht zu sein ihr Stolz. Die alten Cavaliere nebst Haarbeutel und Stahldegen waren nun freilich von der Bühne verschwunden, die neuen hatten aber von ihnen die pedantische Cultur des Anstandes als heiligstes Familien-Erbstück übernommen. Allein der an sich löbliche Anstand ist doch nur der Schein dessen, was er eigentlich bedeuten soll, und so ging ihnen denn auch ihr Dasein lediglich in einer traditionellen Aesthetik des Lebens auf. Ihre Ställe verwandelten sich in Prachttempel, wo mit schönen Pferden und glänzenden Schweizerkühen ein fast abgöttischer Cultus getrieben wurde, im Innern des Schlosses schillerte ein blendender Dilettantismus in allen Künsten und Farben, die Fräuleins musicirten, malten oder spielten mit theatralischer Grazie Federball, die Hausfrau fütterte seltene Hühner und Tauben oder zupfte Goldborten, und Alle thaten eigentlich gar nichts. Sie hatten sich gleichsam die Prosa des Lebensdrama in ein prächtiges Metrum transferirt, und das ist ihre große negative Bedeutsamkeit, daß sie dadurch allerdings langehin das absolut Gemeine und Rohe unterdrückten und abwehrten. Aber Metrik ist noch keine Poesie, und den Gehalt des Lebens konnten sie dadurch nicht veredeln.

Die dritte und beiweitem brillanteste Gruppe endlich war die extreme. Hier figurirten die ganz gedankenlosen Verschwender, jene „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavaliere“, welche zugleich den Zug frioler Libertinage repräsentirten, der sich wie eine narkotische Liane durch die damalige Literatur schlang. Zu diesem Berufe wurden die jungen Herren schon frühzeitig mit der sogenannten „guten Conduite“

ausgerüſtet, d. h. ſie mußten bei meiſt ſehr zweideutigen und abenteuernden Strolchen tanzen, fechten, reiten und franzöſiſch ſprechen lernen. Die Aeltern hatten vor lauter feiner Lebensart und geſellſchaftlichen Pflichten weder Zeit noch Luſt, ſich um die langweilige Pädagogik zu kümmern, die eigentliche Erziehung war vielmehr gewöhnlich gewiſſenloſen oder unwiſſenden Ausländern von armer und geringer „Extraction“ überlaſſen; die natürlich von ihren vornehmen Zöglingen in aller Weiſe dupirt wurden. Eine Anekdote aus dem Leben mag vielleicht am anſchaulichſten andeuten, wie cavalierement ſich dieſes Verhältniß oft geſtaltete. Einer dieſer Jünglinge hatte einen zwar gewiſſenhaften, aber ſehr pedantiſchen Mentor, der wohl nicht ohne Grund nächtliche Ausflüge argwöhnen mochte und daher, wenn er Nachts im Garten eine ungewöhnliche Bewegung wahrnahm, jedesmal ſich vorſichtig zum Fenſter hinauszulehnen pflegte, um ſeinen Zögling zu belauern. Das war dem letztern ſchon längſt ſtörend und verdrießlich geweſen, er machte daher einmal in ſeinem nächtlichen Verſteck abſichtlich ein verdächtiges Geräuſch. Kaum aber hatte der Mentor den Kopf wieder aus dem Fenſter geſteckt, als zwei unten bereitſtehende, als Spukgeiſter vermummte Lakaien ihm ihrer Inſtruction gemäß einen hölzernen Bogen über den Nacken warfen und den Erſchrockenen damit am Fenſterbrett feſtklemmten, während ein Dritter ihm, zum großen Ergötzen der Schalke, mit einem langen Pinſel das ganze Geſicht einſeifte.

Nach dergleichen Studien wurden dann die „jungen Herrſchaften“ mit ihrem automaten Hofmeiſter auf Reiſen geſchickt, um insbeſondere auf der hohen Schule zu Paris ſich in der Praxis der Galanterie zu vervollkommnen. Da ſie jedoch, bei Strafe der ſocialen Excommunication, nirgend mit

dem Volke, ſondern wieder nur in den Kreiſen von Ihresgleichen verkehren durften, die ſich damals überall zum Erſchrecken ähnlich ſahen, ſo iſt es leicht begreiflich, daß ſie auf allen ihren Fahrten nichts erfuhren und lernten, und regelmäßig ziemlich blaſirt zurückkehrten. Und eben ſo natürlich machten ſie nun zu Hauſe, um nur die unerträgliche Langeweile los zu werden, die verzweifeltſten Anſtrengungen fuhren mit Heiducken, Laufern und Kammerhuſaren zum Beſuch, riſſen ihre alten Schlöſſer ein und bauten ſich luſtig moderne Trianons. Allein das forcirte Luſtſpiel nahm gewöhnlich ein tragiſches Ende, dem kurzen Rauſche folgte der moraliſche und finanzielle Katzenjammer. So ein Lebenslauf verpuffte raſch wie ein prachtiges Feuerwerk mit Gepraſſel, leuchtenden Raketen und ſprühenden Feuerrädern, bis zuletzt plötzlich nur noch die halbverbrannten dunklen Gerüſte daſtanden, und das verblüffte Volk rieb ſich die Blendung aus den Augen und lachte auseinanderlaufend über den närriſchen Spaß. — Der Spaß hatte jedoch auch ſeine ſehr ernſte Kehrſeite, und grade dieſe Gruppe hat dem Adel am empfindlichſten geſchadet, wie denn überall liebenswürdiger Leichtſinn und Unverſtand gefährlicher iſt als abſtoßende Bosheit. Denn ſie waren es vorzüglich, die nicht nur ihren eigenen Stand in ſchlimmen Ruf brachten, ſondern auch in den unteren Schichten der Geſellſchaft, die damals noch gläubig und bewundernd zum Adel aufblickten, die Seuche der Glanz- und Genußſucht verbreiteten. Sie haben zuerſt die ſchöne Pietät des von Generation zu Generation fortgeerbten Grundbeſitzes untergraben, indem ſie denſelben in ihrer beſtändigen Geldnoth durch verzweifelte Güterſpeculation zur gemeinen Waare machten. Und ſo legten ſie unwillkürlich mit ihrem eigenen Erbe den Goldgrund zu der von ihnen höchſt verachteten Geldariſto-

kratie, die sie verschlang und ihre Trianons in Fabriken verwandelte.

Glücklicherweise aber läßt sich das menschliche Walten nicht in einzelne Kapitel und Paragraphen einfangen. Es versteht sich daher von selbst, daß die Grenzen aller jener Gruppen, die hier nur des klareren Ueberblicks wegen so concentrirt und scharf gesondert wurden, im Leben häufig ineinanderliefen. Am isolirtesten standen wohl die Prätentiösen durch ihre außerordentliche Langweiligkeit, die sie aller Welt als guten Geschmack aufdringen wollten. Am leichtesten dagegen sympathisirten die erste und dritte Gruppe miteinander, denn die unbefangenen Landjunker besaßen eben noch hinreichenden Humor, um sich an dem Muthwillen und den tollen Luftsprüngen ihrer extremen Standesgenossen zu ergötzen, während die letzteren beständig das Bedürfniß immer neuer und frappanterer Amusements verspürten, und sich von dem ewigen Nectar nach derberer Hausmannskost sehnten; es bestand zwischen Beiden ein stillschweigender Pact wechselseitiger Erfrischung. In allen Klassen aber gab es noch Familien genug, die, gleichsam mit einem nationalen Instinct, den alten Stammbaum frommer Zucht und Ehrenhaftigkeit in den Stürmen und Staubwirbeln der neuen Ueberbildung, wenn auch nicht zu regeneriren, doch wacker aufrecht zu halten wußten; sowie einzelne merkwürdige und alle Standesschranken hoch überragende Charaktere, auf die wir weiterhin noch besonders zurückkommen wollen.

So ungefähr standen die Sachen in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Es brütete, wie schon gesagt, eine unheimliche Gewitterluft über dem ganzen Lande, Jeder fühlte, daß irgend etwas Großes im Anzuge sei, ein unausgesprochenes, banges Erwarten, man wußte nicht von was, hatte mehr

oder minder alle Gemüther beſchlichen. In dieſer Schwüle erſchienen, wie immer vor nahenden Kataſtrophen, ſeltſame Geſtalten und unerhörte Abenteurer, wie der Graf St. Germain, Caglioſtro u. a., gleichſam als Emiſſaire der Zukunft. Die ungewiſſe Unruhe, da ſie nach außen nichts zu thun und zu bilden fand, fraß immer weiter und tiefer nach Innen; es kamen die Roſenkreuzer, die Illuminaten, man improviſirte allerlei private Geheimbünde für Beglückung und Erziehung der Menſchheit, albern und kindiſch, aber als Symptome der Zeit von prophetiſcher Vorbedeutung. Denn der Boden war längſt von heimlichen Minen, welche die Vergangenheit und Gegenwart in die Luft ſprengen ſollten, gründlich unterwühlt, man hörte überall ein ſpukhaftes unterirdiſches Hämmern und Klopfen, darüber aber wuchs noch luſtig der Raſen, auf dem die fetten Heerden ruhig weideten. Vorſichtige Grübler wollten zwar ſchon manchmal gelinde Erdſtöße verſpürt haben, ja die Kirchen bekamen hin und wieder bedenkliche Riſſe, allein die Nachbarn, da ihre Häuſer und Krämerbuden noch ganz unverſehrt ſtanden, lachten darüber, den guten Leuten im „Fauſt“ vergleichbar, die beim Glaſe Bier vom fernen Kriege, weit draußen in der Türkei behaglich diſcuriren.

Man kann ſich daher heutzutage ſchwer noch einen Begriff machen von dem Schreck und der ungeheueren Verwirrung, die der plötzliche Knalleffekt durch das ganze Philiſterium verbreitete, als nun die Mine in Frankreich wirklich explodirte. Die Landjunker wollten gleich aus der Haut fahren und den Pariſer Drachen ohne Barmherzigkeit ſpießen und hängen. Die Prätentiöſen lächelten vornehm und ungläubig und ignorirten den impertinenten Pöbelverſuch, Weltgeſchichte machen zu wollen; ja es galt eine geraume Zeit unter ihnen für plebejiſch, nur davon zu ſprechen. Die Extremen dagegen,

die ohnedem zu Hause damals nicht viel mehr zu verlieren hatten, erfaßten die Revolution als ein ganz neues und höchst pikantes Amusement und stürzten sich haufig kopfüber in den flammenden Krater. — Es ist überhaupt ein Irrthum, wenn man den Adel jener Zeit als die ausschließlich konservative Partei bezeichnen will. Er hatte, wie wir gesehen, damals nur noch ein schwaches Gefühl und Bewußtsein seiner ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung, eigentlich nur noch eine vage Tradition zufälliger Aeußerlichkeiten und folglich selbst keinen richtigen Glauben mehr daran. Ueberdieß war das Neue in Deutschland noch keineswegs bis zum Volke gedrungen, es war lediglich eine Geheimwissenschaft der sogenannten gebildeten Klassen, und daher häufig von Adeligen vertreten. Unter ihnen befanden sich viele ernste und hochgestimmte Naturen, die überall zuletzt den Ausschlag geben; aber grade diese, da sie die Unrettbarkeit des Alten einsahen, waren dem Neuen zugewandt. Und diese hatten den schlimmsten Stand. Den Landjunkern waren sie zu gelehrt und durchaus unverständlich, den Prätentiösen zu bürgerlich, den Extremen zu schulmeisterlich; sie wurden von allen ihren Standesgenossen als Renegaten desavouirt, was sie denn freilich in gewissem Sinne auch wirklich waren. Aus diesen Sonderbündlern sind später, als die Revolution zur That geworden, einige höchst denkwürdige Charaktere hervorgegangen. So der rastlos unruhige Freiheitsfanatiker Baron Grimm, unablässig wie ein Sturmwind die Flammen schürend und wendend, bis sie über ihm zusammenschlugen und ihn selbst verzehrten. So auch der berühmte Pariser Einsiedler Graf Schlabrendorf, der in seiner Klause die ganze sociale Umwälzung wie eine große Welttragödie unangefochten, betrachtend, richtend und häufig lenkend, an sich vorübergehen ließ. Denn

er ſtand ſo hoch über allen Parteien, daß er Sinn und Gang der Geiſterſchlacht jederzeit klar überſchauen konnte, ohne von ihrem wirren Lärm erreicht zu werden. Dieſer prophetiſche Magier trat noch jugendlich vor die große Bühne, und als kaum die Kataſtrophe abgelaufen, war ihm der greiſe Bart bis an den Gürtel gewachſen.

Wenn auf den unwirthbaren Eisgipfeln der Theorie die Lawine fertig und gehörig unterwaſchen iſt, ſo reicht der Flug eines Vogels, der Schall eines Wortes hin, um, Felſen und Wälder entwurzelnd, das Land zu verſchütten; und dieſes Wort hieß: Freiheit und Gleichheit. Das Alte war in der allgemeinen Meinung auf einmal zertrümmert, der goldene Faden aus der Vergangenheit gewaltſam abgeriſſen. Aber unter Trümmern kann Niemand wohnen, es mußte nothwendig auf anderen Fundamenten neugebaut werden, und von da ab begann das verzweifelte Experimentiren der vermeintlichen Staatskünſtler, das noch bis heut die Geſellſchaft in beſtändiger fieberhafter Bewegung erhält. Es wiederholte ſich abermals der uralte Bau des babyloniſchen Thurmes mit ſeiner ungeheueren Sprachenverwirrung, und die Menſchheit ging fortan in die verſchiedenen Stämme der Conſervativen, Liberalen und Radikalen auseinander. Es waren aber vorerſt eigentlich nur die Leidenſchaften, die unter der Maske der Philoſophie, Humanität oder ſogenannten Unterthanentreue, auf Tod und Leben gegen einander kämpften; denn die Ideen waren plötzlich Fleiſch geworden und wußten ſich in dem ungeſchlachten Leibe durchaus noch nicht zurechtzufinden.

Faſſen wir jedoch dieſen Kampf der entfeſſelten und gährenden Elemente ſchärfer in's Auge, ſo bemerken wir den der Religion gegen die Freigeiſterei, als das eigentlich bewegende Grundprinzip, offenbar im Vordertreffen, denn die Verände-

rungen der religiösen Weltansicht machen überall die Geschichte. Hier aber war der Kampf zunächst ein sehr ungleicher. Der kleine Landadel trieb großentheils die Religion nur noch wie ein löbliches Handwerk, und blamirte sich damit nicht wenig vor den weitausgreifenden Fortschrittsmännern. Die vermeintlich gebildeteren Adelsklassen dagegen, denen die Lächerlichkeit jederzeit als die unverzeihlichste Todsünde erschien, hatten, schon längst mit den freigeisterischen französischen Autoren heimlich fraternisirend, die neue Aufklärung als nothwendige Mode- und Anstandssache, gleichsam als moderne Gasbeleuchtung ihrer Salons, stillschweigend bei sich aufgenommen, und erschraken jetzt zu spät vor den ganz unanständigen Consequenzen, da ihre Franzosen plötzlich Gott abschafften und die nackte Vernunft leibhaftig auf den Altar stellten. Wie aber sollten sie so halbherzig und nachdem sie die rechte Waffe selbst aus der Hand gegeben, sich nun den ungestümen Drängen entgegenstemmen? Es konnte nicht anders sein: die neue Welt schritt über ihre ganz verblüfften Köpfe hinweg, ohne nach ihnen zu fragen. Christus galt fortan für einen ganz guten, nur leider etwas überspannten Mann, dem sich jeder Gebildete wenigstens vollkommen ebenbürtig dünkte. Es war eine allgemeine Seligsprechung der Menschheit, die durch ihre eigene Kraft und Geistreichigkeit kurzweg sich selbst zu erlösen unternahm; mit Einem Wort: der vor lauter Hochmuth endlich tollgewordene Rationalismus, welcher in seiner praktischen Anwendung eine Religion des Egoismus proklamirte. Hatte man aber hiermit Alles auf die subjective Eigenmacht gestellt, so kam es natürlich nur darauf an, diese Eigenmacht auch wirklich zu einer Weltkraft zu entwickeln; und daraus folgte von selbst der gewaltige Stoß der neuen Pädagogik gegen die alte Education. Diese

war bisher wesentlich eine partikuläre Standeserziehung gewesen, das Individuum ging in seinem bestimmten Stande, alle Stände aber in der allgemeinen Idee des Christenthums auf. Jetzt dagegen sollte auch hier die bloße Natur frei walten, jeder Knabe sollte seine subjective Art oder Unart ungenirt herausbilden, gleichsam spielend sich selbst erziehen, man wollte lauter Rousseau'sche Emile, das Endziel war der „starke Mensch". Diese Emancipation der Jugend vom alten Schulzwange hatte zunächst Basedow in die derbe Faust genommen, von dessen Dessauer Philantropie Herder sagte: „Mir kommt Alles schrecklich vor; man erzählte mir neulich von einer Methode, Eichwälder in zehn Jahren zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzeln nähme, so schieße Alles über der Erde in Stamm und Aeste. Das ganze Arkanum Basedows liegt, glaub' ich, darin, und ihm möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen." — Basedow war ein revolutionärer Renommist, sein Nachfolger Campe ein zahmer Philister; Jener hat diesen Realismus aufgebracht, Campe hat ihn für die Gebildeten zurecht gemacht und Goethe das ganze Treiben in seinen „Wanderjahren" köstlich parodirt.

Allein solcher Umschwung macht sich nirgend so plötzlich, als die sich überstürzenden Pädagogen es wollten und erwarteten. Namentlich die Gymnasien waren noch keineswegs nach der neuen Schablone zugeschnitten, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe hier der moderne Realismus, neben dem alten Classicismus freundnachbarlich Platz nehmen konnte. Sie waren noch weit davon entfernt, jene Musterkarte von Vielwisserei zu bieten, die nur das eingebildete Halbwissen erzeugt, indem sie das fröhliche Argonautenschiff der Jugend über seine natürliche Tragfähigkeit, mit einer ganz disparaten

Ausrüstung belastet, von der dann gewöhnlich die Hälfte als unnützer Ballast wieder über Bord geworfen wird. Die protestantischen Gymnasien jener Zeit basirten noch wesentlich auf der Reformation, welche die Philologie als eine Weltmacht hingestellt hatte. Sie litten daher allerdings jetzt an einer, fast nur für künftige Professoren oder Theologen berechneten philologischen Starrheit; haben aber in dieser einseitigen Gründlichkeit Außerordentliches geleistet und eine Menge namhafter Gelehrten in die Welt gesandt. — Dasselbe kann man von den damaligen katholischen Gymnasien nicht rühmen. Diese befanden sich früher größtentheils in den Händen der Jesuiten, die eine mehr allgemeine Bildung mit einer gewissen klösterlichen Zucht und Strenge gar wohl zu vereinigen wußten. Jetzt aber, nach Aufhebung des Ordens, sahen sie sich plötzlich von allen Seiten den Anfechtungen des tumultuarischen Zeitgeistes, und zwar wehrlos, ausgesetzt. Denn die übrig gebliebenen Exjesuiten und mit ihnen ihre alten Erziehungstraditionen waren allmälig ausgestorben, und die neuen Lehrkräfte, wie sie die veränderte Zeit durchaus erfordete, noch keineswegs herangebildet. Es entstand daher, bevor man sich nur erst einigermaßen orientirt hatte, nothwendig ein augenblicklicher Stillstand, eine sehr fühlbare hin und her schwankende Unsicherheit und schüchterne Nachahmung des protestantischen Wesens, die natürlich Anfangs ziemlich ungeschickt ausfallen mußte. Nur das fortdauernde Bedürfniß eines feierlichen Gottesdienstes erhielt hier noch lange Zeit eine ernste und gründliche musikalische Schule, aus der mancher berühmte Künstler hervorgegangen ist. Die Schüler veranstalteten zwar noch immer zur Weihnachtszeit theatralische Vorstellungen, aber statt der früheren, mit aller würdigen Pracht ausgestatteten Aufführung geistlicher Schau-

ſpiele, wo man nicht ſelten kühn auf die Meiſterwerke Calderons zurückgegriffen hatte, wurden jetzt alberne Stücke aus dem „Kinderfreund“, ja ſogar Kotzebueaden gegeben. Auch ihre ſogenannten Convicte beſtanden noch, wirkten jedoch häufig ſtörend durch den ariſtokratiſchen Unterſchied zwiſchen den armen Freiſchülern (Fundatiſten) und den reichen Penſionärs, die faſt ausſchließlich dem Adel angehörten. Denn auch der Adel mußte nun, wenn er nicht von der Zukunft excludirt ſein wollte, dem allgemeinen Zuge folgen. Das nach dem neuen Maßſtabe durchaus unzureichende Hauslehrer-Unweſen, ſowie die Pariſer Reiſeſtudien hatten faſt ganz aufgehört, der Offizierdienſt reduzirte ſich immer mehr erblich von Generation zu Generation auf beſtimmte unbegüterte Militärfamilien, die jungen Cavaliere gingen auf die Gymnaſien wie die Andern. Ihre Erziehung war alſo keine ſpecifiſch adelige mehr, ſondern mehr oder minder in die Volksſchule aufgegangen.

Faſt noch unmittelbarer berührte jedoch den Adel der gleichzeitig zur Herrſchaft gelangte Kosmopolitismus, jener ſeltſame „Ueberall und Nirgends“, der in aller Welt und alſo recht eigentlich nirgends zu Hauſe war. Aus allen möglichen und unmöglichen Tugenden hatte man für das geſammte Menſchengeſchlecht eine prächtige Bürgerkrone verfertigt, die auf alle Köpfe paſſen ſollte, als ſei die Menſchheit ein bloßes Abſtractum und nicht vielmehr ein lebendiger Föderativſtaat der verſchiedenſten Volker-Individuen. Alle Geſchichte, alles Nationale und Eigenthümliche wurde ſorgfältigſt verwiſcht, die Schulbücher, die Romane und Schauſpiele predigten davon; was Wunder, daß die Welt es endlich glaubte! Der Adel aber war durchaus hiſtoriſch, ſeine Stammbäume wurzelten grade in dem Boden ihres ſpeziellen Vaterlandes, der ihnen nun plötzlich unter den Füßen hinwegphiloſophirt

wurde. Tiefe barbariſche Gleichmacherei, dieſes Verſchneiden des friſchen Lebensbaumes nach Einem eingebildeten Maße war die größte Sklaverei; denn was wäre denn die Freiheit anders, als eben die möglichſt ungehinderte Entwickelung der geiſtigen Eigenthümlichkeit?

Hiermit hing weſentlich auch das politiſche Dogma zuſammen, wonach alle Laſten, wie etwa jetzt den Jeſuiten, dem Adel, alle Tugenden den niederen Ständen zugewieſen wurden. Wer erinnert ſich nicht noch aus den damaligen Leihbibliotheken und Theatern der falſchen Miniſter, der abgefeimten Kammerherren, der Schaaren unglücklicher Liebender, die vom Ahnenſtolz unbarmherzig unter die Füße getreten werden, ſowie andererſeits der edelmüthigen Eſſighändler, biederen Förſter u. ſ. w., wovon z. B. Schillers „Kabale und Liebe" ein geiſtreiches Reſumé giebt. Allein in der Wirklichkeit verhielt es ſich anders als in den Leihbibliotheken; es war, nur unter verſchiedenen Formen und Richtungen, der Eine eben nicht beſſer und nicht ſchlimmer als der Andere. Der Bauernſtolz iſt ſprüchwörtlich geworden, und die Bauern ſind noch heutzutage die letzten Ariſtokraten vom alten Styl. Der Burgerſtand aber hatte längſt dieſelbe retrograde Bewegung gemacht, wie der Adel. Seine urſprüngliche Bedeutung und Aufgabe war die Wiederbelebung der allmälig ſtagnirenden Geſellſchaft durch neue bewegende Elemente, mit Einem Wort: die Oppoſition gegen den verknöcherten Ariſtokratismus. In ſeiner friſchen Jugend daher, da er noch mit dem Ritterthum um die Weltherrſchaft gerungen, athmete er weſentlich einen republikaniſchen Geiſt. Die Städte regierten und vertheidigten ſich ſelbſt, ihre ſtreng gegliederten Handwerker-Innungen waren zugleich eine kriegeriſche Verbrüderung zu Schutz und Trutz, und die Handelsfahrten in die ferne

Fremde erweiterten ihr geistiges Gebiet weit über den beschränkten Gesichtskreis der einsam lebenden Ritter hinaus. Da war überall ein rüstiges Treiben, Erfinden, Wagen, Bauen und Bilden, wovon ihre Münster, sowie ihre welthistorische Hansa ein ewig denkwürdiges Zeugniß geben. Nachdem aber draußen die Burgen gebrochen und somit die bewegenden Ideen der zu erobernden Reichsfreiheit abgenutzt und verbraucht waren, fingen sie nach menschlicher Weise an, die materiellen Mittel, womit ihre jugendliche Begeisterung so Großes geleistet, als Selbstzweck zu betrachten; gleichwie sie ja auch in der Kunst nun die handwerksmäßigen Reimtabulaturen ihres Meistergesanges für Poesie nahmen. Und mit dieser gemeinen Herabstimmung hatten sie auch sich selbst schon aufgegeben, denn ihre Stärke war die Korporation, die Korporation aber ist nur stark durch den beseelenden Geist, der Alle dem Ganzen unterordnet und keinen Egoismus duldet. Da aber, wie gesagt, dieser strenge Geist ihnen im Siegesrausch abhanden gekommen, so mußten nun wohl ihre großartigen Vereine in ihre einzelnen Bestandtheile auseinanderfallen und jeder Theil in seinen bloßen Schein umschlagen; von ihrer lebendigen Gliederung blieb nur die pedantische Schablone, von ihrem fröhlichen Volksliede nur die Reimtabulatur übrig, ihre Stadtwehr wurde zur geputzten Schützengilde, die nach gemalten Feinden schoß, der alte Welthandel zur Kleinkrämerei. In ihrer schönen Jugendzeit hatten sie die Buchdruckerkunst um der Wissenschaft willen ersonnen und um Gotteswillen Kirchen gebaut, an deren kühnen Pfeilern und Thürmen die heutigen Geschlechter schwindelnd emporschauen. Jetzt bauten sie Fabriken und Arbeiterkasernen, erfanden klappernde Maschinen zum Spinnen und Weben, und es ist offenbar, die Industrie wuchs zusehends weit und

breit. Aber wir dürfen uns keine Illusionen machen. Die Industrie an sich ist eine ganz gleichgültige Sache, sie erhält nur durch die Art ihrer Verwendung und Beziehung auf höhere Lebenszwecke Werth und Bedeutung.

So hatte also der Bürgerstand — dessen Seele die geistige Bewegung, oder wie wir es jetzt nennen würden: das Prinzip des beständigen Fortschritts war — sich kampfesmüde auf den goldenen Boden des Handwerks gelegt, und die Städte waren allmälig aus einer Weltmacht eine Geldmacht geworden. Allein hierin war ihnen der Adel im Allgemeinen durch seinen großen Landbesitz noch immer bedeutend überlegen; sie hatten sich mit ihm auf denselben materiellen Boden gestellt, auf dem sie ihn unmöglich innerlich bewältigen konnten. Sie suchten daher nun äußerlich mit ihm zu rivalisiren, sie wollten nicht blos frei und reich, sondern auch vornehm sein. Das ist aber jederzeit ein höchst mißliches Unternehmen, denn um vornehm zu erscheinen, muß man wirklich vornehm, d. h. durch die allgemeine Meinung irgendwie bereits geadelt sein. Das forcirte Vornehmthun macht grade den entgegengesetzten Effect: „man merkt die Absicht und ist verstimmt"; wogegen das wirklich Vornehme sich durchaus bequem und passiv zeigt, als ein natürliches bloßes Ablehnen des Gemeinen bei völliger Unbekümmertheit um eine höhere Gattung, die sich ja schon ganz von selbst versteht. Es ist demnach sehr begreiflich, daß jene kleinliche Rivalität der Bürgerlichen, da sie auf der neuen Bühne die ihnen noch mangelnde Routine durch feierlichen Pathos zu ersetzen strebten, Anfangs noch ziemlich ungeschickt ausfallen mußte, und daß der Adel seinerseits diese gewaltsamen und pompösen Anstrengungen der „Ellenreiter" mit einer gewissen Schadenfreude belächelte.

Beides indeß, dieſes Lächeln ſowie jenes Großthun, nahm plötzlich ein Ende mit Schrecken, als gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts auf einmal die ganze Aufklärung, die echte und die falſche, aus den Bücherſchränken in alle Welt ausgefahren. Es handelte ſich nun nicht mehr um Dies und Jenes, ſondern um die geſammte Exiſtenz. Satan ſollte durch Beelzebub ausgetrieben werden, es war ein Krieg Aller gegen Alle. Der grobe Materialismus rang mit körperloſen Abſtracten, die zärtliche Humanität fraternisirte mit der Beſtialität des Freiheitspöbels, die dickköpfige Menſchheit wurde mit Bluthunden zu ihrer neuen Glückſeligkeit gehetzt, und Philoſophie und Aberglauben und Atheismus rannten wild gegeneinander, ſo daß zuletzt Niemand mehr wußte, wer Freund oder Feind. — Und in dieſer ungeheueren Konfuſion that der Adel grade das Allerungeſchickteſte. Anſtatt die im Sturm umherflatternden Zügel kraft höherer Intelligenz kühn zu erfaſſen, iſolirte er ſich ſtolz grollend und meinte durch Haß und Verachtung die eilfertige Zeit zu bezwingen, die ihn natürlich in ſeinem Schmollwinkel ſitzen ließ. Aber nur die völlige Barbarei kann ohne Adel beſtehen. In jedem Stadium der Civiliſation wird es, gleichviel unter welchen Namen und Formen, immer wieder Ariſtokraten geben, d. h. eine bevorzugte Klaſſe, die ſich über die Maßen erhebt, um ſie zu lenken. Denn der Adel (um ihn bei dem einmal traditionell gewordenen Namen zu nennen) iſt ſeiner unvergänglichen Natur nach das ideale Element der Geſellſchaft; er hat die Aufgabe, alles Große, Edle und Schöne, wie und wo es auch im Volke auftauchen mag, ritterlich zu wahren, das ewig wandelbare Neue mit dem ewig Beſtehenden zu vermitteln und ſomit erſt wirklich lebensfähig zu machen. Mit romantiſchen Illuſionen und dem bloßen eigenſinnigen Feſt-

halten des Längſtverjährten iſt alſo hierbei gar nichts gethan. Dahin aber ſcheint der heutige excluſive Ariſtokratismus allerdings zu zielen.

II. Halle und Heidelberg.

Das vorige Jahrhundert wird mit Recht als das Zeitalter der Geiſterrevolution bezeichnet. Allein damals wurden nur erſt Parole und Feldgeſchrei ausgetheilt, es war nur der erſte Ausbruch des großen Kampfes, der ſich unter wechſelnden Evolutionen an das neunzehnte Jahrhundert vererbt hat, und noch bis heute nicht ausgefochten iſt. Die deutſchen Univerſitäten aber ſind die Werbeplätze und Uebungslager dieſes von Generation zu Generation ſich erneuernden Kriegsheeres. Von Wittenberg ging einſt die Reformation aus, von Halle die Wolf'ſche Lehre, von Königsberg die Kant'ſche, von Jena die Fichte'ſche und Schelling'ſche Philoſophie; lauter unſichtbare Gedanken-Kataſtrophen, die einen weſentlicheren und entſcheidenderen Einfluß auf das Geſammtleben ausgeübt haben, als ſich die Staatskünſtler träumen ließen.

Bekanntlich iſt unſer Jahrhundert unter dem Geſtirn der Aufklärung geboren. Kant hatte ſoeben die philoſophiſche Arbeit ſeiner Vorgänger ſtreng geordnet und, da er dieſelbe in ſeiner großartigen Wahrheitsliebe für das Ganze als unzureichend erkannte, die Welt lieber ſogleich in zwei Provinzen getheilt: in die durch menſchliche Erfahrung wahrnehmbaren, die er ſich glorreich erobert, und in die terra incognita des Unſichtbaren, die er mit der nur dem Genie eigenen heiligen Scheu auf ſich beruhen ließ. Seine Schüler aber wollten klüger ſein als der Meiſter und Alles aufklä-

ren; eine Art chinesischer Schönmalerei ohne allen Schatten, der doch das Bild erst wahrhaft lebendig macht. Sie setzten daher nun ihren lichtseligen Verstand ganz allgemein als alleinigen Weltbeherrscher ein; es sollte fortan nur noch einen Vernunftstaat, nur Vernunftreligion, Vernunftpoesie u. s. w. geben. Da jedoch jene zweite dunkle Provinz höchst unvernünftig mit ihrer Phantasie, mit ihrem Glauben, ihren Volksgefühlen und Traditionen gegen dieses unerhörte Regiment zu rebelliren unternahm, so machten sie sich's bequem, indem sie das Geheimnißvolle und Unerforschliche, das sich durch das ganze menschliche Dasein hindurchzieht, ohne weiteres als störend und überflüssig negirten. Kein Wunder demnach, daß das deutsche Leben und das deutsche Reich, das grade auf diesen unsichtbaren Fundamenten vorzugsweise geruht, sich nun nach allen Seiten hin bedenklich senkte und zuletzt so lebensgefährliche Risse bekam, daß es von Polizei wegen abgetragen werden mußte. Und so war denn in der That der ganze alte Bau schon im Anfange unseres Jahrhunderts in sich zusammengebrochen; der Sturm der französischen Revolution und der nachfolgenden Fremdherrschaft hat nur den unnützen Schutt auseinandergefegt.

Allein auf freiem Felde können dauernd nur Wilde wohnen, über die man sich bei aller Naturvergötterung doch so unendlich erhaben fühlte. Das begreifen Alle, und so entstand damals sofort ein unerhörtes Treiben, Klopfen, Hämmern und Richten, als wäre alle Welt plötzlich Freimaurer geworden. Aber der Neubau förderte nicht, weil sie über Fundament, Grund- und Aufriß fortwährend untereinander zankten. Am geschäftigsten und vergnügtesten nämlich zeigten sich zunächst die alten zähen Encyklopädisten, die jetzt auf dem völlig kahlgefegten Bauplatze endlich ganz freie Hand hatten.

Diese wußten wirklich nicht, daß seit Erschaffung der Erde schon mancherlei Bemerkenswerthes darauf sich zugetragen; sie wollten daher schlechterdings die Welt ganz von Neuem anfangen und abstract construiren. Als Material hierzu trockneten sie vorerst alle Seelenkräfte auf, um sie in ihren philosophischen Herbarien gehörig zu klassifiziren, und daraus gingen damals die zahllosen neuen Gesetzbücher mit ihren Urrechten und Menschenveredelungen hervor. Sie waren, was sie freilich am wenigsten sein wollten, eigentlich gutmüthige Phantasten, wie ja jederzeit grade bei den Nüchternsten das Bischen defecte Phantasie am häufigsten überschnappt, welches der gesunden nicht leicht begegnet. Es ist hiernach auch sehr begreiflich, daß in dieser Alles verwischenden Gleichmacherei ohne Nationalität und Geschichte ein kühner Geist, wie Napoleon, den Gedanken einer ganz gleichförmigen europäischen Universalmonarchie fassen konnte.

Aber diesen Transcendentalen gegenüber oder vielmehr direct entgegen arbeiteten gleichzeitig ganz andere Bauleute: die Freischaar der Romantiker, die in Religion, Haus und Staat auf die Vergangenheit wieder zurückgingen; also eigentlich die historische Schule. Das deutsche Leben sollte aus seinen verschütteten geheimnißvollen Wurzeln wieder frisch ausschlagen, das ewig Alte und Neue wieder zu Bewußtsein und Ehren kommen. — Da jedoch beide Parteien einander keineswegs hinreichend gewachsen waren, so nahm bei solchem Stoß und Gegenstoß späterhin die ganze Sache eine diagonale Richtung. Es entstand die aus beiden widerstrebenden Elementen wunderlich kompromittirte moderne Vaterländerei; ein imaginäres Deutschland, das weder recht vernünftig, noch recht historisch war.

Alle diese verschiedenen Richtungen waren natürlich vor-

zugsweise und in möglichſter Concentration auch auf den deutſchen Univerſitäten repräſentirt. Namentlich in dem erſten Decennium unſeres Jahrhunderts bildeten die oben erwähnten Abſtracten, meiſt halbverkommene Kantianer, durchaus noch die tonangebende Majorität. Die Philoſophen ſetzten in ihrer Logik, wie wenn man beim Leſen erſt wieder buchſtabiren ſollte, umſtändlich auseinander, was ſich ganz von ſelbſt verſtand; die Theologen lehrten eine elegante Aufklärungsreligion; die Juriſten ein ſogenanntes Naturrecht, das nirgends galt und niemals gelten konnte. Nur etwa die Lehrer des römiſchen Rechts machten hie und da eine auffallende Ausnahme, weil der Gegenſtand ſie zwang, ſich in das Poſitive einer großartigen Vergangenheit zu vertiefen. Es iſt bekannt, wie Bedeutendes Thibaut auf dieſem Felde geleiſtet und wie der mild-ernſte Savigny, der überdieß niemals in dieſer Reihe geſtanden, grade damals ſich überall neue Bahnen gebrochen hat. Jene halbinvaliden und philoſophiſchen Handwerker dagegen, da ſie an ſich ſo wenig Anziehungskraft beſaßen, ſuchten nun mit allerlei ſchlauen Kunſtſtücken zu erwerben; die derbſten unter ihnen durch zum Theil ſehr ſchmutzige Witze und Späße, die alljährlich bei demſelben Paragraphen wiederkehrten; die vornehmern, zumal wenn ſie heirathsluſtige Töchter hatten, durch intime Soireen und Plaudertheés, um die bärtigen Burſchen zu civiliſiren. Und das gelang auch ganz vortrefflich, denn zu ihnen hielt in der That beiweitem die Mehrzahl der jungen Leute, nämlich alle die unſterblichen Bettelſtudenten, wie man ſie billigerweiſe nennen ſollte, da ſie blos auf Brod ſtudiren. Es war wahrhaft rührend anzuſehen, wie da in den überfüllten Auditorien in der ſchwülen Atmoſphäre der entſetzlichſten Langenweile Lehrer und Schüler um die Wette verzweiflungsvoll mit dem Schlummer rangen

und dennoch überall die Federn unermüdlich fortschwirrten, um die verschlafene Wissenschaft zu Papier zu bringen und in sauberen Heften gewissenhaft heimzutragen.

Allein nebenher ging auch noch ein anderer geharnischter Geist durch diese Universitäten. Sie hatten vom Mittelalter noch ein gut Stück Romantik ererbt, was freilich in der veränderten Welt wunderlich und seltsam genug, fast wie Don Quixote, sich ausnahm. Der durchgreifende Grundgedanke war dennoch ein kerngesunder: der Gegensatz von Ritter und Philister. Stets schlagfertige Tapferkeit war die Cardinaltugend des Studenten, die Muse, die er oft gar nicht kannte, war seine Dame, der Philister der tausendköpfige Drache, der sie schmählich gebunden hielt, und gegen den er daher, wie der Maltheser gegen die Ungläubigen, mit Faust, List und Spott beständig zu Felde lag; denn die Jugend kapitulirt nicht und kennt noch keine Concessionen. Und gleichwie überall grade unter Verwandten — weil sie durch gleichartige Gewohnheiten und Prätensionen einander wechselseitig in den Weg treten — oft die grimmigste Feindschaft ausbricht, so wurde auch hier aller Philisterhaß ganz besonders auf die Handwerksburschen (Knoten) gerichtet. Wo diese etwa auf dem sogenannten breiten Steine (dem bescheidenen Vorläufer des jetzigen Trottoirs) sich betreten ließen, oder gar Studentenlieder anzustimmen wagten, wurden sie sofort in die Flucht geschlagen. Waren sie vielleicht in allzubedeutender Mehrzahl, so erscholl das allgemeine Feldgeschrei: Burschen heraus! Da stürzten, ohne nach Grund und Veranlassung zu fragen, halbverkleidete Studenten mit Rappieren und Knütteln aus allen Thüren, durch den herbeieilenden Succurs des nicht minder rauflustigen Gegenparts wuchs das improvisirte Handgemenge von Schritt zu Schritt, dichte

Staubwirbel verhüllten Freund und Feind, die Hunde bellten, die Häscher warfen ihre Bleistifte (mit Fangeisen versehene Stangen) in den verwickelten Knäuel; so wälzte sich der Kampf oft mitten in der Nacht durch Straßen und Gäßchen fort, daß überall Schlafmützen erschrocken aus den Fenstern fuhren und hie und da wohl auch ein gelocktes Mädchenköpfchen in scheuer Neugier hinter den Scheiben sichtbar wurde.

Die damaligen Universitäten hatten überhaupt noch ein durchaus fremdes Aussehen, als lägen sie außer der Welt. Man konnte kaum etwas Malerreisches sehen, als diese phantastischen Studententrachten, ihre sangreichen Wanderzüge in der Umgebung, die nächtlichen Ständchen unter den Fenstern imaginärer Liebchen; dazu das beständige Klirren von Sporen und Rappieren auf allen Straßen, die schönen jugendlichen Gestalten zu Roß, und Alles bewaffnet und kampfbereit wie ein lustiges Kriegslager oder ein permanenter Mummenschanz. Alles dieß aber kam erst zu rechter Blüte und Bedeutsamkeit, wo die Natur, die ewig jung, auch am getreuesten zu der Jugend hält, selber mitdichtend studiren half. Wo, wie z. B. in Heidelberg, der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen ging und Nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschten, und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlugen, mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit; da athmete auch der Student freier auf und schämte vor der ernsten Sagenwelt sich der kleinlichen Brodjägerei und der kindischen Brutalität. Wie großartig im Vergleich mit anderen Studentengelagen war namentlich der Heidelberger Commers, hoch über der Stadt auf der Altane des halbverfallenen Burgschlosses, wenn rings die Thäler abendlich versanken, und von dem Schlosse nun der Wiederschein der

Fackeln die Stadt, den Neckar und die drauf hingleitenden Nachen beleuchtete, die freudigen Burschenlieder dann wie ein Frühlingsgruß durch die träumerische Stille hinzogen und Wald und Neckar wunderbar mitsangen. — So war das ganze Studentenwesen eigentlich ein wildschönes Märchen, dem gegenüber die übrige Menschheit, die altklug den Maaßstab des gewöhnlichen Lebens daran legte, nothwendig, wie Sancho Pansa neben Don Quixote, philisterhaft und lächerlich erscheinen mußte.

In jener Zeit brütete äußerlich noch ein unheimlicher Frieden über Deutschland, aber die prophetischen Gedanken, die den Krieg bedeuten, arbeiteten gebunden in jeder Brust, und suchten sich überall in wunderlichen Geheimbünden Luft zu machen. Auch auf den Universitäten bestanden dergleichen Ordensverbindungen, noch ohne speziell politischen Beischmack, bloß auf allgemeine humanistische Zwecke gerichtet, mit allerlei abenteuerlichen Symbolen, furchtbaren Eiden und rasselndem Heldenschmuck, wie man es damals in den vielen Ritterromanen fand. Bestand auch ihr Hauptreiz eben nur in ihrer Heimlichkeit, die Sache war doch ehrlich, bitterernst und für die ganze Lebenszeit gemeint. Als aber jene humanistischen Ideen nach und nach abgenutzt, und alle Lebensverhältnisse immer matter wurden, da trat auch hier an die Stelle der strengen Orden die lagere Observanz der Landsmannschaften. Wie man draußen in der Philisterwelt nun mit dem Anstand statt der Tugend sich begnügte, so gingen auch diese Landsmannschaften eigentlich nur auf den Schein des Seins, auf den bloßen „Comment". Gegen eine nähere Verbrüderung der speziellen Landsleute, obgleich im Allgemeinen beengend und einseitig, ließ sich im Grunde nicht viel einwenden. Allein dies war nicht einmal der Fall bei ihnen.

sie warben eifersüchtig auch aus anderen Provinzen und verfolgten die eigenen Landsleute, wenn sie sich ihrem Zwange nicht unterwerfen mochten. Und da mithin hier die rechte sittliche Grundlage fehlte, dieses Treiben vielmehr, wie schon der selbstgewählte fade Name „Kränzchen" andeutet, sich lediglich auf der Oberfläche geselliger Verhältnisse bewegte; so artete das Ganze sehr bald in bloßes Decorationswesen, in ein pedantisches Systematisiren der Jugendlust aus: Muth, Fröhlichkeit, Tracht, Trinken, Singen, Alles hatte seine handwerksmäßige Tabulatur, das unwürdige Prellen und Pressen der Füchse war ein löbliches Geschäft, Sittenlosigkeit und affectirte Rohheit eine besondere Auszeichnung, und es ist hiernach leicht erklärlich, daß gerade ihre Matadore im späteren Leben oft die stattlichsten Philister wurden. Mit der inneren Hohlheit aber wuchs die Prätension, sie knechteten die akademische Freiheit, indem Jeder nur auf ihre Weise frei sein sollte, und so währte noch langehin ein gewaltiges Ringen zwischen ihnen und den alternden Orden; ein Kampf, der in einzelnen Fällen mit einer heroischen Aufopferung geführt wurde, die wohl eines größeren Zieles würdig gewesen wäre. So faßte z. B. einst ein hervorragendes Ordensmitglied den kühnen Gedanken sich unerkannt mitten in das feindliche Lager zu begeben, um durch Ueberredung, Rath und That die Gegenpartei zu den Seinigen herüberzuführen. Er hatte sich auch wirklich bereits zum Senior einer Landsmannschaft heraufgeschwungen, und der abenteuerliche Plan wäre fast geglückt, als feiger Verrath Alles zu früh aufdeckte, und er nun in zahllosen Zweikämpfen sich durch sämmtliche Landsmannschaften wieder herausschlagen mußte, was allerdings ein Kampf auf Tod und Leben war. Das mag uns in gesetzteren Jahren jetzt unnütz und kindisch erscheinen; es

war aber immerhin eine Vorſchule bedeutender Charaktere, die, wie wir wiſſen, zur Zeit der Noth und als es höhere Dinge galt, ſich als tüchtig bewährt haben.

So war in der That auf den Univerſitäten eine gewiſſe mittelalterliche Ritterlichkeit niemals völlig ausgegangen und ſelbſt in jener Verzerrung und Profanation noch erkennbar. Unter allen dieſen Jünglingen aber bildeten die eigentlichen, die literariſchen Romantiker wiederum eine ganz beſondere Sekte. — Die allgemeine Stimmung oder vielmehr Verſtimmung war ſchon ſeit langer Zeit ſo proſaiſch geworden, daß jeder romantiſche Anflug für ein Sacrilegium gegen den geſunden Menſchenverſtand gehalten und höchſtens als ein barocker Jugendſtreich noch tolerirt wurde. Der ſchwere Proviantwagen der Brodwiſſenſchaften bewegte ſich langſam in dem hergebrachten Geleiſe eines hölzernen Schematismus, die Religion mußte Vernunft annehmen und beim Rationalismus in die Schule gehn, die Natur wurde atomiſtiſch wie ein todter Leichnam zerlegt, die Philologie vergnügte ſich gleich einem kindiſch gewordenen Greiſe mit Sylbenſtechen und endloſen Variationen über ein Thema, das ſie längſt vergeſſen, die bildende Kunſt endlich tröſtete ſich mit einer ſklaviſchen Nachahmung der ſogenannten Natur. Die Kraftgenies in den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten durch ihre Uebertreibung und lärmende Renommiſterei das Uebel eigentlich nur noch ſchlimmer und unheilbarer gemacht, indem ſie in vollem Burſchenwichs ohne weiteres aus der Univerſität in die Welt hinausſprengten und Leben und Literatur burſchikos einrichten wollten, was natürlicherweiſe einen allgemeinen Landſturm der Gelehrten gegen dieſe Freibeuter auf die Beine brachte. Zwar hatten Leſſing, Hamann und Herder nach den verſchiedenſten Richtungen hin ſchon Blitze und Leucht-

kugeln dazwischengeschleudert. Allein Lessings kritische Blitze waren nur kalte Schläge, und da sie nicht zündeten, meinte Jeder, es gelte dem Nachbar, und hielt ihn getrost für den Seinigen. Herder dagegen trug aus aller Welt herrliche Bausteine zusammen, als es aber an's Bauen kam, war er inzwischen alt und müde geworden, sein Leben und Wirken blieb ein großartiges Fragment; und Hamanns Geisterstimme verklang unverstanden in den Wolken. Auch in der Poesie hatten Göthe und Schiller bereits den neuen Tag angebrochen, aber sie hatten noch keine Gemeinde. Das Wetterleuchten dieser Genien, obgleich den Frühling andeutend und vorbereitend, blendete und erschreckte vielmehr im ersten Augenblick die Menge; man hörte überall die Sturmglocken gehn, niemand aber wußte, ob und wo es brennt, die Einen wollten löschen, die Anderen schüren, und so entstand die allgemeine Konfusion, womit das neunzehnte Jahrhundert debütirte.

Da standen unerwartet und fast gleichzeitig mehrere gewaltige Geister in bisher ganz unerhörter Richtung auf: Schelling, Novalis, die Schlegels, Görres, Steffens und Tieck. Schelling mit seiner kleinen Schrift über das akademische Studium, worin er den geheimnißvollen Zusammenhang in den Erscheinungen der Natur sowie in den Wissenschaften andeutete, warf den ersten Feuerbrand in die Jugend; gleich darauf suchten Andere diese pulsirende Weltseele in den einzelnen Doctrinen nachzuweisen: Werner in der Geologie, Creuzer im Alterthum und dessen Götterlehre, Novalis in der Poesie. Es war, als sei überall, ohne Verabredung und sichtbaren Verein, eine Verschwörung der Gelehrten ausgebrochen, die auf einmal eine ganz neue wunderbare Welt aufdeckte.

Am auffallendsten wohl zeigte sich die Verwirrung, welche

dieſe plötzliche Revolution anrichtete, auf der damals frequenteſten Univerſität, in Halle, weil dort das heterogenſte Material auch den entſchiedenſten Kampf provocirte. Hier trennte ſich Alles in zwei Hauptlager: in das ſtabile der Halbinvaliden, und das bewegliche des neuen Freicorps, während das letztere wieder in mehrere verſchiedenartige Gruppen zerfiel, welche aber von der Jugend, die noch nicht ſo ängſtlich ſondert, unter den Begriff der Romantik zuſammengefaßt wurden. An der Spitze der Romantiker ſtand Steffens. Jung, ſchlank, von edler Geſichtsbildung und feurigem Auge, in begeiſterter Rede kühn und wunderbar mit der ihm noch fremden Sprache ringend, ſo war ſeine Perſönlichkeit ſelbſt ſchon eine romantiſche Erſcheinung, und zum Führer einer begeiſterungsfähigen Jugend vorzüglich geeignet. Sein freier Vortrag hatte durchaus etwas hinreißendes durch die dichteriſche Improviſation, womit er in allen Erſcheinungen des Lebens die verhüllte Poeſie mehr divinirte, als wirklich nachwies. Am unmittelbarſten mußte dieſe Naturphiloſophie begreiflicherweiſe die Mediziner berühren, unter denen die beſſeren Köpfe ſich jetzt von der bisherigen Empirie zu dem ritterlichen Steil und zu Froriep wandten, die überall auf das geheimnißvolle Walten höherer Naturkräfte hindeuteten. — Eine andere Gruppe wieder bildeten die jungen Theologen, welche ſich um Schleiermacher, ſchaarten. Dieſer merkwürdig komponirte Geiſt ſchien ſeiner urſprünglichen ſtacheligen Anlage nach zum Antipoden der Romantik geeignet, und doch hielt er wacker zur ihr, und hat auf demſelben platoniſchen Wege der Theologie, die damals zum Theil in todten Formeln, zum Theil in fader Erfahrungsſeelenlehre ſich erging, wieder Gemüth erobert; eine Art von geharniſchtem Pietismus, der mit ſcharfer Dialektik alle Sentimentalität männlich zurückwies. — Am

entfernteſten wären vielleicht die Philologen geblieben, hätte nicht Wolf, obgleich perſönlich nichts weniger als Romantiker, hier wider Wiſſen und Willen die Vermittelung übernommen durch den divinatoriſchen Geiſt, womit er das ganze Alterthum wieder lebendig zu machen wußte, ſowie durch eine genialе Humoriſtik und den ſchneidenden Witz, mit dem der ſtets Streitluſtige gegen Schütz und andere, welche die Alten noch immer mumienhaft einzubalſamiren fortfuhren, faſt in dramatiſcher Weiſe beſtändig zu Felde lag. — Zwiſchen dieſe Gruppen klemmte ſich endlich noch eine ganz beſondere Spezies von Philoſophen herein, die den unmöglichen Verſuch machte, die Kant'ſche Lehre in's Romantiſche zu überſetzen. Hierher gehörte Profeſſor Kayſler, ein ehemaliger katholiſcher Prieſter, der geheirathet, und nun, gleichſam zur Rechtfertigung dieſes abenteuerlichen Schrittes, ſich eine noch abenteuerlichere Philoſophie erfunden hatte. Er hatte es indeß als doppelter Renegat mit den Kantianern wie mit der Romantikern verdorben; ſeine trockenen, abſtrufen Vorträge fanden faſt nur unter ſeinen ſchleſiſchen Landsleuten geringen Anklang, und wir wollten ihn hier bloß nennen, um das Bild der damaligen elementariſchen Gährung möglichſt zu vervollſtändigen. — Gegenüber allen dieſen neuen Beſtrebungen lag aber die breite ſchwere Maſſe der Kantſchen Orthodoxen und der Stockjuriſten, ſämmtlich von dem wohlfeilen Kunſtſtück vornehmen Ignorirens fleißig Gebrauch machend; unter den letzteren einerſeits Schmalz, der nachherige Geheimrath der Demagogenjäger, der die Kantſche Philoſophie, die er vor Kurzen ſich in Königsberg geholt, auf ſeine ſaſelige Weiſe elegant zu machen ſuchte; andererſeits Tabelow, König, Woltaer u. a., die von der Philoſophie überhaupt nichts wußten.

Uebrigens ſtand Halle, ſo unfreundlich auch die Stadt

und ein großer Theil ihrer Umgebung ist, in jener Zeit noch in mancherlei lokalen Rapport mit der romantischen Stimmung. Der nahe Gibichenstein mit seiner Burgruine, an die sich die Sage von Ludwig dem Springer knüpft, war damals noch nicht modern englisirt und eingehegt, wie jetzt und bot in seiner verödeten Einsamkeit eine ganz artige Werkstatt für ein junges Dichterherz.

Völlig mystisch dagegen erschien gar Vielen der am Gibichenstein belegene Reichhard'sche Garten mit seinen geistreichen und schönen Töchtern, von denen die eine Göthe'sche Lieder componirte, die andere sogar Steffens' Braut war. Dort aus den geheimnißvollen Boskets schallten oft in laue Sommernächten, wie von einer unnahbaren Zauberinsel, Gesang und Guitarrenklänge herüber; und wie mancher junge Poet blickte da vergeblich durch das Gitterthor oder saß auf der Gartenmauer zwischen den blühenden Zweigen die halbe Nacht, künftige Romane vorausträumend. — Nicht allzufern davon aber, um auch in dieser Beziehung die Gegensätze zu vervollständigen, bewohnte Lafontaine ein idyllisches Landhaus. Man erzählt von ihm, daß er an seinen schlechten Romanen eigentlich am wenigsten Schuld sei, daß ihn vielmehr seine Verleger von Zeit zu Zeit nach Berlin verlockten und dort so lange eingesperrt hielten, bis er einen neuen dicken Roman fertig gemacht, was er denn, um nur wieder freizukommen, jedesmal mit unglaublicher Geschwindigkeit besorgt habe. Und hiermit stimmte in der That auch seine ganze äußere Erscheinung. Es war ein bequemer, freundlicher, lebensfroher Mann, der jetzt, da die Zeit seine Sentimentalität quiescirt hatte, sich getrost auf das Uebersetzen alter Klassiker verlegte und wie ein harmloser Revenant unter der verwandelten Generation umherging.

Von nicht geringer Bedeutſamkeit war auch die Nähe von Lauchſtädt, wo die Weimar'ſchen Schauſpieler während der Badeſaiſon Vorſtellungen gaben. Dieſe Truppe war damals in der That ein merkwürdiges Phänomen, und hatte unter Göthe's und Schiller's perſönlicher Leitung wirklich erreicht, was ſpäterhin Andere, z. B. Immermann in Düſſeldorf vergeblich anſtrebten, nämlich das Theater zu einer höheren Kunſtanſtalt und poetiſchen Schule des Publikums emporzuheben. Sie hatten allerdings, und wir möchten faſt hinzufügen: glücklicherweiſe, keine eminent hervorragenden Talente, die durch das Hervortreten einer übermächtigen Perſönlichkeit ſo oft die Harmonie des Ganzen mehr ſtören als fördern, gleichwie die ſogenannten ſchönen Stellen noch lange kein Gedicht machen. Aber ſie hatten, was damals überall fehlte, ein künſtleriſches Zuſammenſpiel. Denn eben jener höhere Aufſchwung der waltenden Intentionen hob alle gleichmäßig über das Gewöhnliche und ſchloß das Gemeine oder Mittelmäßige von ſelbſt aus; jeder hatte ein intimeres Verſtändniß ſeiner Kunſt und ſeiner jedesmaligen Aufgabe, und ging daher mit Luſt und Begeiſterung an's Werk. Und ſo durften ſie wagen, was den berühmteſten Hoftheatern bei unverhältnißmäßig größeren Kräften damals noch gar nicht in den Sinn kam. Mitten in der allgemeinen Miſere der Kotzebueaden und Iffländerei eroberten ſie ſich kühn ganz neue Provinzen; gleichſam die Tragweite der Kunſtwerke und des Publikums nach allen Seiten hin prüfend, brachten ſie Calderon auf die Bühne, gaben den Alarcos und den Ion der Schlegel, Brentano's Porce de Leon u. ſ. w. — Man kann leicht denken, wie ſehr dieſes Verfahren grade das empfänglichſte und dankbarſte Publikum der Studenten enthuſiaſmiren mußte. Die Komödienzettel kamen des Morgens ſchon, gleich

Götterboten, nach Halle hinüber, und wurden, wie später etwa die politischen Zeitungen und Kriegsbülletins, beim „Kuchenprofessor“ eifrigst studirt. War nun eines jener literarischen Meteore oder ein Stück von Göthe oder Schiller angekündigt, so begann sofort eine wahre Völkerwanderung zu Pferde, zu Fuß, oder in einspännigen Kabriolets, nicht selten einer großen Retirade mit lahmen Gaulen und umgeworfenen Wägen vergleichbar, niemand wollte zurückbleiben, die Reicheren griffen den Unbemittelten mit Entrée und sonstiger Ausrüstung willig unter die Arme, denn die Sache wurde ganz richtig als eine Nationalangelegenheit betrachtet. In Lauchstädt selbst aber konnte man, wenn es sich glücklich fügte, Göthe und Schiller oft leibhaftig erblicken, als ob die olympischen Götter wieder unter den Sterblichen umherwandelten. Und außerdem gab es dort auch vor und nach der Theatervorstellung in der großen Promenade noch eine kleine Weltkomödie, in welcher, wenigstens in den Augen der jüngeren Damen, die Studenten selbst die Heldenrollen spielten. Diese fühlten sich hier überhaupt wahrhaft als Musensöhne, es war ihnen zu Muthe, als sei dieß alles eigentlich nur ihretwegen veranstaltet; und sie hatten im Grunde Recht, da sie vor allen andern das rechte Herz dazu mitbrachten.

Dieses althallesche Leben aber wurde im Jahre 1806 beim Zusammensturz der Preußischen Monarchie unter ihren Trümmern mit begraben. Die Studenten hatten unzweideutig Miene gemacht, sich in ein bewaffnetes Freikorps zusammenzuthun. Napoleon, dem hier zum erstenmale ein Symptom ernsteren Volkswillens gleichsam prophetisch warnend entgegentrat, bob daher zornentbrannt die Universität auf, die Studenten wurden mit unerhörtem Vandalismus

plötzlich und unter großem Wehgeſchrei der Bürger nach allen Weltgegenden auseinandergetrieben und mußten, ausgeplündert und zum Theil ſelbſt der nöthigen Kleidungsſtücke beraubt, ſich einzeln nach Hauſe betteln. — Wunderbarer Gang der Weltgerichte! Dieſelben vom übermüthigen Sieger in den Staub getretenen Jünglinge ſollten einſt ſiegreich in Paris einziehen.

Der Geiſt einer beſtimmten Bildungsphaſe läßt ſich nicht aufheben wie eine Univerſität. Was wir vorhin als das Charakteriſtiſche jener Periode bezeichnet, die Oppoſition der jungen Romantik gegen die alte Proſa war keineswegs auf Halle beſchränkt, ſondern ging wie ein unſichtbarer Frühlingsſturm, allmählich wachſend durch ganz Deutſchland. Insbeſondere aber gab es dazumal in Heidelberg einen tiefen, nachhaltenden Klang. Heidelberg iſt ſelbſt eine prächtige Romantik; da umſchlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen, und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt. Solch' gewaltige Scenerie konnte zu allen Zeiten nicht verfehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen und von den Feſſeln eines pedantiſchen Comments zu befreien; die Studenten tranken leichten Wein anſtatt des ſchweren Bieres, und waren fröhlicher und geſitteter zugleich als in Halle. Aber es trat grade damals in Heidelberg noch eine ganz beſondere Macht hinzu, um jene glückliche Stimmung zu vertiefen. Es hauſte dort ein einſiedleriſcher Zauberer, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit ſeinen magiſchen Kreiſen umſchreibend — das war Görres.

Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung und unberühmt, über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnißvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl, womit er die einmal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben vertheidigte; denn alles Halbe war ihm tödtlich verhaßt, ja unmöglich, er wollte die ganze Wahrheit. Wenn Gott noch in unserer Zeit Einzelne mit prophetischer Gabe begnadigt, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend; auch darin den Propheten vergleichbar, daß das „Steiniget ihn!" häufig genug über ihn ausgerufen wurde. Trüben in Frankreich hatte er bei den Banketten der bluttriefenden Revolution, hier in den Congreß-Sälen der politischen Weltweisen das Mene Thekel kühn an die Wand geschrieben, und konnte sich nur durch rasche Flucht vor Kerker und Banden retten, oft monatelang arm und heimathlos umherirrend. — Seine äußere Erscheinung erinnerte einigermaßen an Steffens und war doch wieder grundverschieden. Steffens hatte bei aller Tüchtigkeit etwas Theatralisches, während Görres, ohne es zu wollen oder auch nur zu wissen, schlicht und bis zum Extrem selbst die unschuldigsten Mittel des Effects verschmähte. Sein durchaus freier Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen, schwellend und sinkend, aber durch dieses einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und her; es war wie ein prächtiges nächtliches Gewitter, hier verhüllte Abgründe, dort

neue ungeahnte Landſchaften plötzlich aufdeckend, und überall gewaltig weckend und zündend für's ganze Leben.

Neben ihm ſtanden zwei Freunde und Kampfgenoſſen: Achim von Arnim und Clemens Brentano, welche ſich zur ſelben Zeit nach mancherlei Wanderzügen in Heidelberg niedergelaſſen hatten. Sie bewohnten im „Faulpelz", einer ehrbaren aber obſcuren Kneipe am Schloßberg, einen großen luftigen Saal, deſſen ſechs Fenſter mit der Ausſicht über Stadt und Land die herrlichſten Wandgemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchthurms ihre Stockuhr vorſtellte; ſonſt war wenig von Pracht oder Hausgeräth darin zu bemerken. Beide verhielten ſich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meiſter, untereinander aber wie ein ſeltſames Ehepaar, wovon der ruhige mild-ernſte Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Arnim gehörte zu den ſeltenen Dichternaturen, die, wie Goethe, ihre poetiſche Weltanſicht jederzeit von der Wirklichkeit zu ſondern wiſſen, und daher beſonnen über dem Leben ſtehen und dieſes frei als ein Kunſtwerk behandeln. Den lebhafteren Brentano dagegen riß eine übermächtige Phantaſie beſtändig hin, die Poeſie in's Leben zu miſchen, was denn häufig eine Confuſion und Verwickelungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rath und That zu löſen hatte. Auch äußerlich zeigte ſich der große Unterſchied. Achim von Arnim war von hohem Wuchs und ſo auffallender männlicher Schönheit, daß eine geiſtreiche Dame einſt bei ſeinem Anblick und Namen in das begeiſterte Wortſpiel: „Ach im Arm ihm" ausbrach; während Bettina, welcher, wie ſie ſelber ſagt, eigentlich alle Menſchen närriſch vorkamen, damals an ihren Bruder Clemens ſchrieb: „Der Arnim ſieht doch königlich aus, er iſt nicht in der Welt zum

zweitenmal." — Das Letztere konnte man zwar auch von Brentano, nur in ganz anderer Beziehung sagen. Während Arnim's Wesen etwas wohlthuend Beschwichtigendes hatte, war Brentano durchaus aufregend; Jener erschien im vollsten Sinne des Worts wie ein Dichter, Brentano dagegen selber wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Uebergang in sein Gegentheil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete, eine eingeborene Genialität, die er selbst keineswegs respectirte und auch von Andern nicht respectirt wissen wollte. Und dieser unversöhnliche Kampf mit dem eigenen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens, und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinctartig aufspürte und niemals unterlassen konnte, jedem Thoren, der sich weise dünkte, die ihm gebührende Schellenkappe aufzustülpen, und sich somit überall ingrimmige Feinde zu erwecken. Klein, gewandt und südlichen Ausdrucks, mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstcomponirte Lieder oft aus dem Stegreif zur Guitarre sang. Dies that er am liebsten in Görres einsamer Klause, wo die Freunde allabendlich einzusprechen pflegten; und man konnte schwerlich einen ergötzlicheren Gegensatz der damals florirenden ästhetischen Thee's ersinnen, als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht hinein: wie da die Treie alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen, und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk da-

zwischen fuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte.

Das nächste Resultat dieser Abende war die Einsiedlerzeitung, welche damals Arnim und Brentano in Heidelberg herausgaben. Das selten gewordene Blatt war eigentlich ein Programm der Romantik; einerseits die Kriegserklärung an das philisterhafte Publikum, dem es feierlich gewidmet und mit dessen wohlgetroffenen Porträt es verziert war; andrerseits eine Probe- und Musterkarte der neuen Bestrebungen: Beleuchtung des vergessenen Mittelalters und seiner poetischen Meisterwerke, sowie die ersten Lieder von Uhland, Justinus Kerner u. a. Die merkwürdige Zeitung hat nicht lange gelebt, aber ihren Zweck als Leuchtkugel und Feuersignal vollkommen erfüllt. Uebrigens standen ihre Verfasser in der That einsiedlerisch genug über dem großen Treiben und Arnim und Brentano, obgleich sie neben Tieck die einzigen Produzenten der Romantiker waren, wurden doch von der Schule niemals als vollkommen zünftig anerkannt. Sie strebten vielmehr, die Schule, die schon damals in überkünstlichen Formen üppig zu luxuriren anfing, auf die ursprüngliche Reinheit und Einfachheit des Naturlauts zurückzuweisen. In diesem Sinne sammelten sie selbst auf ihren Fahrten und durch gleichgestimmte Studenten überall die halbverschollenen Volkslieder für „des Knaben Wunderhorn", das, wie einst Herders Stimmen der Völker, durch ganz Deutschland einen erfrischenden Klang gab.

Auch Creuzer lebte damals in Heidelberg und gehörte, wiewohl dem genannten Triumvirat persönlich ziemlich fern stehend, durch seine Bestrebungen diesem Kreise an. Seine mystische Lehre hat, z. B. später in Lobeck, sehr tüchtige Gegner gefunden, und wir wollen keineswegs in Abrede stellen,

daß die phantastische Weise, womit er die alte Götterlehre als ein bloßes Symbolum christlich umzudeuten sucht, gar oft an den mittelalterlichen Neuplatonismus erinnert und am Ende zu einer gänzlichen Auflösung des Alterthums führt. Allein in Kriegszeiten bedarf ein grober Feind auch eines gewaltsamen Gegenstoßes. Erwägt man, wie geistlos dazumal die Mythologie als ein bloßes Schulpensum getrieben wurde, so wird man Creuzer's That billigerweise wenigstens als eine sehr zeitgemäße und heilsame Aufregung anerkennen müssen. Noch zwei andere höchst verschiedene Heidelberger Zeitgenossen dürfen hier nicht unerwähnt bleiben; wir meinen Thibaut und Gries. In solchen Uebergangsperioden ist die sanguinische Jugend gern bereit, den Spruch: „Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns" gelegentlich auch umzukehren und Jeden für den Ihrigen zu nehmen, der nicht zum Gegenpart hält. Und in dieser Lage befand sich Thibaut. Schon seine äußere Erscheinung mit den langherabwallenden, damals noch dunkeln Locken, was ihm ein gewisses apostolisches Ansehen gab, noch mehr der eingeborene Widerwille gegen alles Kleinliche und Gemeine unterschied ihn sehr fühlbar von dem Troß seiner eigentlichen Zunftgenossen, und mit seiner propagandistischen Liebe und Kenntniß von der Musik der alten tiefsinnigen Meister berührte er in der That den Kreis der Romantiker. — Bei weitem unmittelbarer indeß wirkte Gries. Wilhelm Schlegel hatte soeben durch das dicke Gewölk verjährter Vorurtheile auf das Zauberland der südlichen Poesie hingewiesen. Gries hat es uns wirklich erobert. Seine meisterhaften Uebersetzungen von Tiost, Tasso und Calderon's Schauspielen treffen, ohne philologische Pedanterie und Wortängstlichkeit, überall den eigenthumlichen Sinn und Klang dieser Wunderwelt; sie haben den poetischen Gesichtskreis

unendlich erweitert und jene glückliche Formfertigkeit erzeugt, deren ſich unſere jüngeren Poeten noch bis heute erfreuen. Auch war Gries ſchon geeignet, für den Ritt in das alte romantiſche Land Proſelyten zu machen. Er verkehrte gern und viel mit den Studenten, die Abendtafel im Gaſthofe zum Prinzen Karl war ſein Katheder, und es war, da er ſehr ſchwerhörig, oft wahrhaft komiſch, wie da die leichten Scherze und Witze gleichſam aus der Trompete geſtoßen wurden, ſo daß die heitere Converſation ſich nicht ſelten wie ein heftiges Gezänke ausnahm.

Man ſieht, die Romantik war dort reich vertreten. Allein ſie hatte auch damals ſchon ihren ſehr bedenklichen Afterkultus. Graf von Löben war in Heidelberg der Hoheprieſter dieſer Winkelkirche. Der alte Göthe ſoll ihn einſt den vorzüglichſten Dichter jener Zeit genannt haben. Und in der That, er beſaß ganz unglaubliche Formengewandtheit und alles äußere Rüſtzeug des Dichters, aber nicht die Kraft, es gehörig zu brauchen und zu ſchwingen. Er hatte ein durchaus weibliches Gemüth mit unendlich feinem Gefühl für den ſalonmäßigen Anſtand der Poeſie, eine überzarte empfängliche Weichheit, die nichts Schönes ſelbſtändig geſtaltete, ſondern von allem Schönen wechſelnd umgeſtaltet wurde. So durchwandelte er in ſeiner kurzen Lebenszeit ziemlich faſt alle Zonen und Regionen der Romantik, bald erſchien er als begeiſterungsmuthiger Seher, bald als arkadiſcher Schäfer, dann plötzlich wieder als aſcetiſcher Mönch, ohne ſich jemals ein eigenthümliches Revier ſchaffen zu können. In Heidelberg war er gerade „Iſidoris Orientalis“ und novaliſirte, nur leider ohne den Tiefſinn und den dichteriſchen Verſtand von Novalis. In dieſer Periode entſtand ſein früheſter Roman „Guido,“ ſowie die „Blätter aus dem Reiſebüchlein eines

andächtigen Pilgrims"; jener durch seine mystische Ueberschwenglichkeit, diese durch ein unkatholisches Katholisiren, ganz wider Wissen und Willen, die erstaunlichste Karikatur der Romantik darstellend.

Er hatte in Heidelberg nur wenige sehr junge Jünger, die ihn gehörig bewunderten; aber die Gemeinde dieser Gleichgestimmten war damals sehr zahlreich durch ganz Deutschland verbreitet. Es wäre eine schwierige, ja fast unmögliche Aufgabe, jenes wunderliche Gewirr von Talent und Zopf, Lüge und Wahrheit mit wenigen Worten in einen Begriff zusammenzufassen; und doch ist dieses Treiben insofern von literarhistorischer Wichtigkeit, als dasselbe den schmählichen Verfall der Romantik vorzüglich verschuldet hat. Es sei uns daher lieber vergönnt, aus unserer frühesten Schrift (Ahnung und Gegenwart) die aus dem Leben gegriffene Darstellung der damaligen Salonwirthschaft hier einzuschalten, da sie, vielleicht unmittelbarer, als eine Definition, in den Zirkel einführen dürfte.

Es ist nämlich dort von einer Soirée in der Residenz die Rede, wobei die Gesellschaft über die soeben beendigte Darstellung eines lebenden Bildes in große Bewegung gerathen. „Mitten in dieser Entzückung fiel der Vorhang plötzlich wieder, das Ganze verdeckend, herab, der Kronleuchter wurde heruntergelassen und ein schnatterndes Gewühl und Lachen erfüllte auf einmal wieder den Saal. Der größte Theil der Gesellschaft brach nun von allen Sitzen auf und zerstreute sich. Nur ein kleiner Theil von Auserwählten blieb im Saale zurück. Graf Friedrich (der Held des Romans) wurde während dessen vom Minister, der auch zugegen war, bemerkt und sogleich der Frau vom Hause vorgestellt. Es war eine fast durchsichtig schlanke schmächtige Gestalt, gleich-

ſam im Nachſommer ihrer Blüte und Schönheit. Sie bat ihn mit ſo überaus ſanften, leiſen, lispelnden Worten, daß er Mühe hatte ſie zu verſtehen, ihre künſtleriſchen „Abendandachten“, wie ſie ſich ausdrückte, mit ſeiner Gegenwart zu beehren, und ſah ihn dabei mit blinzelnden, faſt zugedrückten Augen an, von denen es zweifelhaft war, ob ſie ausforſchend, gelehrt, ſanft, verliebt, oder nur intereſſant ſein ſollten.

Die Geſellſchaft zog ſich nun in eine kleinere Stube zuſammen. Die Zimmer waren durchaus prachtvoll und im neueſten Geſchmacke decorirt, nur hin und wieder bemerkte man einige auffallende Beſonderheiten und Nachläſſigkeiten, aſymmetriſche Spiegel, Guitarren, aufgeſchlagene Muſikalien und Bücher, die auf den Ottomanen zerſtreut umherlagen. Friedrich kam es vor, als hätte es der Frau vom Hauſe vorher einige Stunden mühſamen Studiums gekoſtet, um in das Ganze eine gewiſſe unordentliche Genialität hineinzubringen.“

„Es hatte ſich unterdeß ein niedliches, etwa zehnjähriges Mädchen eingefunden, die in einer reizenden Kleidung mit langen Beinkleidern und kurzem ſchleiernen Röckchen darüber, keck im Zimmer herumſprang. Es war die Tochter vom Hauſe. Ein Herr aus der Geſellſchaft reichte ihr ein Tambourin, das in einer Ecke auf dem Fußboden gelegen hatte. Alle ſchloſſen bald einen Kreis um ſie, und das zierliche Mädchen tanzte mit einer wirklich bewunderungswürdigen Anmuth und Geſchicklichkeit, während ſie das Tambourin auf mannigfache Weiſe ſchwang und berührte und ein niedliches italieniſches Liedchen dazu ſang. Jeder war begeiſtert, erſchöpfte ſich in Lobſprüchen und wünſchte der Mutter Glück, die ſehr zufrieden lächelte. Nur Friedrich ſchwieg ſtill, denn einmal war ihm ſchon die moderne Knabentracht bei Mädchen zu-

wider, ganz abscheulich aber war ihm diese gottlose Art, unschuldige Kinder durch Eitelkeit zu dressiren. Er fühlte vielmehr ein tiefes Mitleid mit der schönen kleinen Bajadere. Sein Aerger und das Lobpreisen der Anderen stieg, als nachher das Wunderkind sich unter die Gesellschaft mischte, nach allen Seiten hin in fertigem Französisch schnippische Antworten ertheilte, die eine Klugheit weit über ihr Alter zeigten, und überhaupt jede Unart als genial genommen wurde."

„Die Damen, welche sämmtlich sehr ästhetische Mienen machten, setzten sich darauf nebst mehreren Herren unter dem Vorsitz der Frau vom Hause, die mit vieler Grazie den Thee einzuschenken wußte, förmlich in Schlachtordnung und fingen an, von Ohrenschmäusen zu reden. Der Minister entfernte sich in die Nebenstube, um zu spielen. — Friedrich erstaunte, wie diese Weiber geläufig mit den neuesten Erscheinungen der Literatur umzuspringen wußten, von denen er selber manche kaum dem Namen nach kannte; wie leicht sie mit Namen herumwarfen, die er nie ohne heilige tiefe Ehrfurcht auszusprechen gewohnt war. Unter ihnen schien besonders ein junger Mann mit einer verachtenden Miene in einem gewissen Glauben und Ansehen zu stehen. Die Frauenzimmer sahen ihn beständig an, wenn es darauf ankam, ein Urtheil zu sagen, und suchten in seinem Gesichte seinen Beifall oder Tadel im Voraus herauszulesen, um sich nicht etwa mit Etwas Abgeschmacktem zu prostituiren. Er hatte viele genialische Reisen gemacht, in den meisten Hauptstädten auf seine eigene Faust Ball gespielt, Kotzebue einmal in einer Gesellschaft in den Sack gesprochen, fast mit allen berühmtesten Schriftstellern zu Mittag gegessen oder kleine Fußreisen gemacht. Uebrigens gehörte er eigentlich zu keiner Partei, er übersah Alle weit und belächelte die entgegengesetzten Gesin-

nungen und Bestrebungen, den eifrigen Streit unter den Philosophen oder Dichtern. Er war sich der Lichtpunkt dieser verschiedenen Reflexe. Seine Urtheile waren alle nur wie zum Spiele flüchtig hingeworfen mit einem nachlässig mystischen Anstrich, und die Frauenzimmer erstaunten nicht über das, was er sagte, sondern was er, in der Ueberzeugung nicht verstanden zu werden, zu verschweigen schien."

„Wenn dieser heimlich die Meinung zu regieren schien, so führte dagegen ein Anderer fast einzig das hohe Wort. Es war ein junger voller Mensch mit strotzender Gesundheit, ein Antlitz, das vor wohlbehaglicher Selbstständigkeit glänzte und strahlte. Er wußte für jedes Ding ein hohes Schwungwort, lobte und tadelte ohne Maaß und sprach hastig mit einer durchdringenden gellenden Stimme. Er schien ein wüthend Begeisterter von Profession und ließ sich von den Frauenzimmern, denen er sehr gewogen schien, gern den heiligen Thyrsusschwinger nennen. Es fehlte ihm dabei nicht an einer gewissen schlauen Miene, womit er niedere, nicht so saftige Naturen seiner Ironie Preis zu geben pflegte. Friedrich wußte gar nicht, wohin dieser während seiner Deklamationen so viel Liebesblicke verschwende, bis er endlich ihm gerade gegenüber einen großen Wandspiegel entdeckte. Der Begeisterte ließ sich übrigens nicht lange bitten, etwas von seinen Poesien mitzutheilen. Er las eine lange Dithyrambe von Gott, Himmel, Hölle, Erde und dem Karfunkelstein mit angestrengtester Heftigkeit vor, und schloß mit solchem Schrei und Nachdruck, daß er ganz blau im Gesicht wurde. Die Damen waren ganz außer sich über die heroische Kraft des Gedichts, sowie des Vortrages."

„Ein anderer junger Dichter von mehr schmachtendem Ansehen, der neben der Frau vom Hause seinen Wohnsitz

aufgeschlagen hatte, lebte zwar auch mit, warf aber dabei einige durchbohrende neidische Blicke auf den vom Lesen erschöpften Begeisterten. Ueberhaupt war dieser Friedrich schon vom Anfang an durch seinen großen Unterschied von jenen beiden Flausenmachern aufgefallen. Er hatte sich während der ganzen Zeit, ohne sich um die Verhandlungen der Andern zu bekümmern, ausschließlich mit der Frau vom Hause unterhalten, mit der er Eine Seele zu sein schien, wie man von dem süßen zugespitzten Munde Beider abnehmen konnte, und Friedrich hörte nur manchmal einzelne Laute, wie: „„mein ganzes Leben wird zum Roman““ — „„überschwängliches Gemüth““ — „„Priesterleben““ herüberschallen. Endlich zog auch dieser ein ungeheures Packet aus der Tasche und begann vorzulesen einen Haufen Sonette mit einer Art von priesterlicher Feierlichkeit. Keinem derselben fehlte es an irgend einem wirklich aufrichtigem kleinen Gefühlchen, an großen Ausdrücken und lieblichen Bildern. Alle hatten einen einzigen, bis in's Unendliche breit auseinander geschlagenen Gedanken, sie bezogen sich alle auf den Beruf des Dichters und die Göttlichkeit der Poesie; aber die Poesie selber, das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber sprechen, kam nicht zum Vorschein vor lauter Komplimenten davor und Anstalten dazu. Friedrich kamen diese Poesieen in ihrer durchaus polirten, glänzenden, wohlerzogenen Weichlichkeit wie der fade unerquickliche Theedampf, die zierliche Theekanne mit ihrem lodernden Spiritus auf dem Tische, wie der Opferaltar dieser Musen vor. — Es ist aber eigentlich Nichts künstlicher und lustiger, als die Unterhaltung einer solchen Gesellschaft. Was das Ganze noch so leidlich zusammenhält, sind tausend feine, fast unsichtbare Fäden von Eitelkeit, Lob und Gegenlob u. s. w., und sie nennen es

dann gar zu gern ein Liebesnetz. Arbeitet aber unverhofft einmal Einer, der davon nichts weiß, tüchtig darin herum, so geht die ganze Spinnewebe von ewiger Freundschaft und heiligem Bunde auseinander."

„So hatte auch heute Friedrich den ganzen Thee versalzen. Keiner konnte das künstlerische Weberschiffchen, das sonst fein im Takte so zarte ästhetische Abende wob, wieder recht in Gang bringen. Die Meisten wurden mißlaunisch. Keiner konnte oder mochte, wie beim babylonischen Baue, des Anderen Wortgepränge verstehen, und so beleidigte einer den andern in der gänzlichen Verwirrung. Mehrere Herren nahmen endlich unwillig Abschied, die Gesellschaft wurde kleiner und vereinzelter. Die Damen gruppirten sich hin und wieder auf den Ottomannen in malerischen und ziemlich unanständigen Stellungen. Friedrich merkte bald ein heimliches Verständniß zwischen der Frau vom Hause und dem Schmachtend u. Doch glaubte er zugleich an ihr ein feines Liebäugeln zu entdecken, das ihm selber zu gelten schien. Er fand sie überhaupt viel schlauer, als man anfänglich ihrer lispelnden Sanftmuth hätte zutrauen mögen; sie schien ihren schmachtenden Liebhaber bei weitem zu übersehen und selber nicht so viel von ihm zu halten, als sie vorgab und er aus ganzer Seele glaubte."

„Als aber Friedrich späterhin, noch ganz entrüstet, dieses Abenteuer einem Freunde erzählt, erwiedert dieser: „Ich kann Dir im Gegentheil versichern, daß ich nicht bald so lustig war, als an jenem Abende, da ich zum ersten Male in diese Theetaufe oder Traufe gerieth. Aller Augen waren prüfend und in erwartungsvoller Stille auf mich neuen Jünger gerichtet. Da ich die ganze heilige Synode, gleich den Freimaurern mit Schurz und Kelle, so feierlich im poetischen

Ornate daſitzen ſah, konnt' ich mich nicht enthalten, deſpektirlich von der Poeſie zu ſprechen und mit unermüdlichem Eifer ein Geſpräch von der Landwirthſchaft, von Runkelrüben u. ſ. w. anzuſpinnen, ſo daß die Damen wie über den Dampf von Kuhmiſt die Naſen rümpften und mich bald verloren hielten. Mit dem Schmachtenden unterhielt ich mich beſonders viel. Er iſt ein guter Kerl, aber er hat nicht eine Mannesmuskel im Leibe. Ich weiß nicht, was er gerade damals für eine fixe Idee von der Dichtkunſt im Kopfe hatte, aber er las ein Gedicht vor, wovon ich trotz der größten Anſtrengung nichts verſtand und wobei mir unaufhörlich des ſimplicianiſch-deutſchen Michels verſtümmeltes Sprachgepränge im Sinne lag. Denn es waren deutſche Worte, ſpaniſche Konſtruktionen, welſche Bilder, altdeutſche Redensarten, doch Alles mit überaus feinem Firniß von Sanftmuth verſchmiert. Ich gab ihm ernſthaft den Rath, alle Morgen gepfeffertes Schnapps zu nehmen, denn der ewige Nektar erſchlaffe nur den Magen, worüber er ſich entrüſtet von mir wandte. — Mit dem vom Hochmuthsteufel beſeſſenen Dithyrambiſten aber beſtand ich den ſchönſten Strauß. Er hatte mit pfiffiger Miene alle Segel ſeines Witzes aufgeſpannt und kam mit vollem Winde der Eitelkeit auf mich losgefahren, um mich Unpoetiſchen vor den Augen der Damen in den Grund zu bugſiren. Um mich zu retten, fing ich zum Beweiſe meiner poetiſchen Beſeſſenheit an, aus Shakſpeare's „Was Ihr wollt" wo Junker Tobias den Malvolio peinigt, zu recitiren. „Und beſäße ich eine Legion ſelbſt, ſo will ich ihn doch anreden." Er ſtutzte und fragte mich mit herablaſſender Genügſamkeit und kniffigem Geſichte, ob vielleicht gar Shakeſpeare mein Lieblingsautor ſei? Ich ließ mich aber nicht ſtören, ſondern fuhr mit Junker Tobias fort: „Ei Freund leiſtet dem Teufel Widerſtand, er iſt der

Erbfeind der Menſchenkinder.“ Er fing nun an, ſehr ſalbungsvolle, genialiſche Worte über Shakſpeare ergehen zu laſſen. ich aber, da ich ihn ſich ſo aufblaſen ſah, ſagte weiter: „Sanftmüthig, ſanftmüthig! Ei, was machſt du, mein Täubchen? Wie geht's, mein Puthühnchen? Ei ſieh doch, komm, tuck tuck.“ — Er ſchien nun mit Malvolio zu bemerken, daß er nicht in meine Sphäre gehöre, und kehrte ſich mit einem unſäglich ſtolzen Blicke, wie von einem unerhört Tollen, von mir. Das Schlimmſte war aber nun, daß ich dadurch demaskirt war, ich konnte nicht länger für einen Ignoranten gelten; und die Frauenzimmer merkten dieß nicht ſobald, als ſie mit allerhand Phraſen, die ſie da und dort erhaſcht, über mich herfielen. In der Angſt fing ich daher nun an, wüthend mit gelehrten Redensarten und poetiſchen Paradoxen nach allen Seiten um mich herumzuwerfen, bis ſie mich, ich ſie, und ich mich ſelber nicht mehr verſtand und Alles verwirrt wurde. Seit dieſer Zeit haßte mich der ganze Zirkel und hat mich als eine Peſt der Poeſie förmlich exkommunicirt.“ — —

Es iſt ſehr begreiflich, daß dieſes prätentiöſe Unweſen von den Gedankenloſen und Schwachmüthigen für die wirkliche Romantik gehalten, von den Hämiſchen aber gern benutzt wurde, den neuen Aufſchwung überhaupt zu verketzern. Vergebens verſpottete Tieck ſelbſt in den wenigen Nummern ſeines „Poetiſchen Journals“ jene falſche Romantik, vergebens zogen Arnim und Görres mitten durch den Lärm neue leuchtende Bahnen; das Gekläff der Wächter des guten Geſchmacks, die den Mond anbellen und bei Muſik heulen, war einmal unaufhaltſam erwacht. Es erſchien ein „Klingkling-Almanach“, der die Lyrik der Romantiker paradiſch lächerlich machen ſollte, aber durch ein ſtupides Mißverſtändniß des Parodirten nur ſich ſelbſt blamirte. Der Däne Baggeſen ſchrieb einen „Fauſt“,

eine Komödie, worin Fichte, Schelling, Schlegel und Tieck die lächerlichen Personen spielen; an Witzlosigkeit, Bosheit und Langweiligkeit, etwa Nicolai's „Werthers Leiden" vergleichbar. Garlieb Merkel endlich trommelte in seinem „Freimüthigen" ein wahres Falstaffsheer zusammen, allerdings freimüthig genug, denn die armuthselige Gemeinheit lag ganz offen zu Tage. In Heidelberg selbst aber saß der alte Voß, der sich bereits überlebt hatte, und darüber ganz gräulich geworden war. Mitten in dem staubigen Gewebe seiner Gelehrsamkeit lauerte er wie eine ungesellige Spinne, tückisch auf alles Junge und Neue zufahrend, das sich unvorsichtig dem Gespinnste zu nähern unterfing. Besonders waren ihm, nebst dem Katholizismus, die Sonette verhaßt. Daher konnte Arnim, obgleich er Anfangs aus großmüthiger Pietät mit dem vereinsamten Greise friedlich zu verkehren suchte, dennoch zuletzt nicht umhin, ihm zu Ehren in der Einsiedler-Zeitung in hundert Sonetten den Kampf des Sonetts mit dem alten Drachen zu beschreiben.

Und auf ähnliche Weise hatte sich die Romantik überhaupt ihren Gegnern gegenübergestellt, indem sie, — wie in Tiecks verkehrter Welt, im Zerbino und gestiefeltem Kater, in Schlegels Triumphpforte für den Theaterpräsidenten Kotzebue, in Mahlmanns Hussiten vor Naumburg — jenes hämische Treiben heiter als bloßes Material nahm und humoristisch der Poesie selbst dienstbar zu machen wußte.

Aber die Romantik war keine bloß literarische Erscheinung, sie unternahm vielmehr eine innere Regeneration des Gesammtlebens, wie sie Novalis angekündiget hat; und was man später die romantische Schule nannte, war eben nur ein literarisch abgesonderter Zweig des schon kränkelnden Baumes. Ihre ursprünglichen Intentionen, alles Irdische auf ein Höheres,

das Diesſeits auf ein größeres Jenſeits zu beziehen, mußten daher insbeſondere auch das ganze Gebiet der Kunſt gleichmäßig umfaſſen und durchdringen. Die Revolution, die ſie in der Poeſie bewirkt, iſt ſchon vielfach beſprochen, um hier noch beſonders, erörtert zu werden. Der Malerei vindicirte ſie die Schönheit der Religion als höchſte Aufgabe, und begründete durch deutſche Jünglinge in Rom die bekannte Malerſchule, deren Führer Overbeck, Philipp Veit und Cornelius waren. Derſelbe ernſtere Sinn führte die Tonkunſt vom frivolen Sinnenkitzel zur Kirche, zu den altitalieniſchen Meiſtern, zu Sebaſtian Bach, Gluck und Händel zurück; er weckte auch in der Proſamuſik das geheimnißvolle wunderbare Lied, das verborgen in allen Dingen ſchlummert, und Mozart, Beethoven und Carl Maria von Weber ſind ächte Romantiker. Die Baukunſt endlich, dieſe hieroglyphiſche Lapidarſchrift der wechſelnden Nationalbildung, war grade in das allgemeine Stadium der damaligen Literatur mit eingerückt; kaſernirtes Bürgerwohl mit heidniſchen Subſtructionen, die Antike im Schlafrock des häuslichen Familienglücks. Da erfaßte plötzlich die erſtaunten Deutſchen wieder eine Ahnung von der Schönheit und ſymboliſchen Bedeutung ihrer alten Bauwerke, an denen ſie ſolange gleichgültig vorübergegangen. Der junge Göthe hatte zuerſt vom Straßburger Münſter den neuen Tag ausgerufen, ſich aber leider dabei ſo bedeutend überſchrieen, daß er ſeitdem ziemlich heiſer blieb. Beſonnener und gründlicher wies Sulpice Boiſſerée auf den Rieſengeiſt des Kölner Domes hin, der bekanntlich noch bis heut ſein mühſeliges Auferſtehungsfeſt feiert. — Das augenfälligſte Bild dieſer Umwandlung aber giebt die Geſchichte der Marienburg, des Haupthauſes des deutſchen Ritterordens in Preußen. Dieſer merkwürdige Bau hatte nicht einmal die Genugthuung, in maleriſche

Trümmer zerfallen zu dürfen, er wurde methodisch für den neuen Orden der Industrie-Ritter verstümmelt und zugerichtet. Die kühnen Gewölbe wurden mit unsäglicher Mühe eingeschlagen, in den hohen luftigen Sälen drei niedrige Steckwerke schmutziger Weberwerkstätten eingeklebt; ja um den letzten Prachtgiebel des Schlosses waren bereits die Stricke geschlungen, um ihn niederzureißen, als ein Romantiker Max von Schenkendorf, ganz unerwartet in einer vielgelesenen Zeitschrift Protest einlegte gegen diesen modernen Vandalismus, den der damalige Minister von Schrötter, ein sonst geistvoller und für alles Große empfänglicher Mann, im Namen der Aufklärung als ein löblich Unternehmen trieb. Jetzt veränderte sich plötzlich die Scene. Schrötter, da er seinen wohlgemeinten Mißverstand begriff, hieß, fast erschrocken darüber, sofort alle weitere Zerstörung einstellen, die Weber wurden ausgetrieben, Künstler, Alterthumsfreunde und Techniker, stiegen verwundert in den räthselhaft gewordenen Bau hinab, wie in einem Bergwerke dort ein Fenster, hier einen verborgnen Gang oder Reuter entdeckend, und je mehr von der alten Pracht zu Tage kam, je mehr wuchs, erst in der Provinz, dann in immer weiteren Kreisen der Enthusiasmus, und weckte, soviel davon noch zu retten war, das wunderbare Bauwerk aus seinem Jahrhundertlangen Zauberschlaf.

Ein ähnliches Bewandtniß beinah hatte es mit dem Einfluß der Romantik auf die religiöse Stimmung der Jugend, indem sie gleichfalls den halbvergessenen Wunderbau der alten Kirche aus seinem Schutte wieder emporzuheben strebte. Allein, was dort genügte, konnte hier unmöglich ausreichen, denn die Romantiker, wenn wir Novalis, Görres und Friedrich Schlegel ausnehmen, thaten es nicht um der Religion, sondern um der Kunst willen, für die ihnen der Protestan-

tismus allzu geringe Ausbeute bot; ein Grundthema, das in „Sternbald's Wanderungen," in Tieck's „Phantasien" und in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" durch die ganze Klaviatur der Künste hindurch auf das anmuthigste variirt ist. Wir wollen daher auf die Konversion einiger durch die Musik, die Pracht des äußeren Gottesdienstes u. dergl. m. bekehrten protestantischen Jünglinge keineswegs ein besonderes Gewicht legen. Der ganze Hergang aber erinnert lebhaft an Schiller's Grundsatz von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts, wir meinen die indirecte Macht, welche diese katholisirende Macht auf die katholische Jugend selber ausgeübt. Es ist nicht zu läugnen, ein großer Theil dieser fast überall protestantisch geschulten Jugend ist in der That durch die Vorhalle der Romantik zur Kirche zurückgekehrt. Die katholischen Studenten, die überhaupt etwas wollten und konnten, erstaunten nicht wenig, als sie in ihren Schriften auf einmal die Schönheit ihrer Religion erkannten, die sie bisher nur geschmäht oder mitleidig belächelt gesehen. Der Widerspruch, in dem sie durch diese Entdeckung mit der gemeinen Menge geriethen, entzündete ihren Eifer, voll Begeisterung brachten sie die altneue Lehre von der Universität mit nach Hause, ja sie kokettirten zum Theil damit in der Philisterwelt, wo man über die jungen Zeloten verwundert den Kopf schüttelte; mit Einem Wort: das Katholische wurde förmlich Mode. Die Mode ging nach Art aller Mode bald vorüber, aber der einmal angeschlagene Ton blieb und hallte in immer weiteren Kreisen nach, und daraus entstand im Verlauf der immer ernster werdenden Zeiten endlich wieder eine starke katholische Gesinnung, die der Romantik nicht mehr bedarf.

So war die Romantik bei ihrem Aufgange wirklich ein

Frühlingshauch, der alle verborgenen Keime belebte, eine ſchöne Zeit des Erwachens, der Erwartung und Verheißung. Allein ſie hat die Verheißung nicht erfüllt, und weil ſie ſie nicht erfüllte, ging ſie unter, und wie und warum dieß geſchehen mußte, haben wir bereits an einem anderen Orte ausführlich nachzuweiſen verſucht. Als jedoch auf ſolche Weiſe die Ebbe kam und jene Springfluten zurücktobten, wurde auch der alte Boden wieder trocken gelegt, den man für neu entdecktes Land hielt. Der zähe Rationalismus, die altkluge Verachtung des Mittelalters; die Lehre von der alleinſeligmachenden Nützlichkeit, wozu die ſublime Wiſſenſchaft nicht ſonderlich nöthig ſei; all' das vorromantiſche Ungeziefer, das ſich unterdeß im Sande eingewühlt, kam jetzt wieder zum Vorſchein, und deckte erſtaunlich. Dennoch war aber der bloßgelegte Boden nicht mehr ganz derſelbe. Die Romantik hatte einige unvertilgbare Spuren darauf hinterlaſſen; ſie hatte durch ihr beſtändiges Hinweiſen auf die nationale Vergangenheit die Vaterlandsliebe, durch ihren Experimental-Katholizismus ein religiöſes Bedürfniß erweckt. Allein dieſe Vaterlandsliebe war durch die abermalige Trennung vom Mittelalter ihres hiſtoriſchen Bodens und aller nationalen Färbung beraubt, und ſo entſtand aus dem alten abſtracten Weltbürgerthum die ebenſo abſtracte Deutſchthümelei. Andererſeits konnte das wiederangeregte religiöſe Gefühl natürlicherweiſe weder von dem romantiſchen Katholiſiren, noch von dem wiedererſtandenen Rationalismus befriedigt werden, und flüchtete ſich daher bei den Proteſtanten zu dem neueſten Pietismus.

Von dieſen veränderten Zuſtänden mußten denn auch zunächſt die Univerſitäten wieder berührt werden; ſie verloren allmählich ihr mittelalterliches Koſtum und ſuchten ſich der modernen Gegenwart möglichſt zu akkomodiren. Das deutſche

Universitätsleben war bis dahin im Grunde ein lustiger Mummenschanz, in exceptioneller Maskenfreiheit die übrige Welt neckend, herausfordernd und parodirend, eine Art harmloser Humoristik, die der Jugend, weil sie ihr natürlich ist, großentheils gar wohl anstand. Jetzt dagegen, durch die halbe Schulweisheit und Vielwisserei aufgeblasen, und von der epidemischen neuen Altklugheit mit fortgerissen, begnügten sie sich nicht mehr, sich an den dünkelhaften Thorheiten der Philisterwelt lachend zu ergötzen; sie wollten sich über die Welt stellen, sie meistern und vernünftiger einrichten. Dazu kam, daß sie in den Befreiungskriegen wirklich auf dem Welttheater rühmlich mit agirt hatten, und nun das Recht beanspruchten, die übrigen Akte des großen Weltdramas mit fortzuspielen, mit Einem Worte: Politik zu machen. Das war aber höchst unpolitisch, denn auf dieser komplizirten Bühne fehlte es glücklicherweise der Jugend durchaus an der unerläßlichen Kenntniß, Erfahrung und Routine. Die Burschenschaften, die zunächst aus jener inneren Umwandlung der Universitäten hervorgingen, waren ohne allen Zweifel gut und ernst gemeint und mit einem nicht genug zu würdigenden moralischen Stoizismus gegen die alte Rohheit und Sittenlosigkeit gerichtet. Anstatt aber nur erst sich selbst gehörig zu befestigen, wollten sie sehr bald im leicht erklärlichen Eifer des guten Gewissens auch die kranken Staaten durch utopische Weltverbesserungspläne regeneriren, die man am füglichsten als unschädliche Donquixotiaden hätte übersehen sollen, wenn sich nicht, wie es scheint, nun die wirklichen Politiker mit darein gemischt, und die jugendliche Unbefangenheit für ihre ehrgeizigen und unlauteren Zwecke gemißbraucht hätten. Und so wurden die Studenten, die solange heiter die Welt dupirt hatten, nun selber von der undankbaren Welt dupirt.

Als ein anderes Symptom der neuesten Zeit haben wir vorhin den bei den Protestanten wieder erwachten Pietismus bezeichnet. Man könnte ihn, da er wesentlich auf der subjectiven Gefühlsauffassung beruht, füglich die Sentimentalität der Religion nennen. Daher der absonderliche Haß der Pietisten gegen das strenge positive Prinzip der Kirche, die von einem subjectiven Dafürhalten und Umdeuten der Glaubenswahrheiten nichts weiß. Dieser moderne Pietismus ist jetzt auf den deutschen Universitäten sehr zahlreich vertreten, nicht eben zum sonderlichen Heile der Jugend. Denn der nackte Rationalismus war an sich so arm, trocken und trostlos, daß er ein tüchtiges Gemüth von selbst zur resoluten Umkehr trieb. Der weichliche sanft einschmeichelnde Pietismus dagegen, zumal wenn er Mode wird und zeitliche Vortheile in Aussicht stellt, erzeugt gar leicht heuchlerische Tartüffe, oder, wo er tiefer greifen, einen geistlichen Dünkel und Fanatismus, der das ganze folgende Leben vergiftet. Eine Sekte dieser Pietisten gefällt sich darin, grundsätzlich allen Zweikampf abzulehnen und sich dies als einen Act besonderen Muthes anzurechnen. Allein dieser passive Muth, die gemeine Meinung zu verachten und gelassen über sich ergehen zu lassen, ist noch sehr verschieden von der persönlichen Tapferkeit, die jeden Jüngling ziert. Es ist ganz löblich, aber noch lange nicht genug, das Unrechte hinter dem breiten Schilde der vortrefflichsten Grundsätze von sich selber abzuwehren, das Böse soll direct bekämpft werden. Ueberhaupt aber darf hierbei nicht übersehen werden, daß dem Zweikampf ein an sich sehr ehrenwerthes Motiv zum Grunde liegt: das der gesunden Jugend eigenthumliche, spartanische Gerechtigkeitsgefühl, das sich ohne innere Einbuße nicht unterdrücken läßt. Es giebt fast unsichtbare Kränkungen, infam,

perfid und boshaft, die bis in das innerſte Mark verwunden, und doch, eben weil ſie juridiſch ungreifbar ſind, vom Geſetz nicht vorgeſehen werden können. Dies iſt der eigentliche Sitz des Uebels, der Kampfplatz, wo der Zweikampf, wie früher die Gottesgerichte, ausgleichend eintritt. Daſſelbe gilt im Großen auch von den Kriegen, dieſen barbariſchen Völker-Duellen um Güter, die das materielle Staatsrecht nicht zu würdigen und zu ſchützen vermag und zu denen wir namentlich die National-Ehre rechnen. — Demungeachtet ſind wir weit entfernt, die ganz unchriſtliche Selbſthülfe des Zweikampfs irgenwie vertheidigen zu wollen, wünſchen vielmehr vorerſt nur eine genügende Vermittelung und Beſeitigung jenes tieferen Grundes, ohne welche nach menſchlichem Ermeſſen alle Verbotsgeſetze dagegen ſtets illuſoriſch bleiben werden.

Mit der neuen Umwandelung des Zeitgeiſtes hängt auch der Grundſatz weſentlich zuſammen, die Univerſitäten möglichſt in die großen Reſidenzſtädte zu verlegen. Wir wollen keineswegs in Abrede ſtellen, daß die großen Städte mit ihrem geſelligen Verkehr, mit ihren Kunſtſchätzen, Bibliotheken, Muſeen und induſtriellen Anſtalten eine ſehr bequeme Umſchau, eine wahre Universitas alles Wiſſenswürdigen bieten. Allein es frägt ſich doch, ob dieſer Vortheil nicht etwa durch Nachtheile anderer Art wieder neutraliſirt, ja überwogen wird? Uns wenigſtens ſcheint das alles mehr für die Profeſſoren, als für die Studenten geeignet zu ſein. Es kommt für die letzteren auf der Univerſität doch vorzüglich nur auf eine Orientirung in dem Labyrinth der neuen Bildung an. Auf jenen großen Stapelplätzen der Kunſt und Wiſſenſchaft aber erdrückt und verwirrt die überwältigende Maſſe des Verſchiedenartigſten, gleichwie ſchon jeder Reiſende, wenn er eine reiche Bildergallerie haſtig durchlaufen hat, zuletzt ſelbſt nicht

mehr weiß, was er gesehen; und namentlich die großen Bibliotheken kann nur der Gelehrte, der sich bereits für ein bestimmtes Studium entschieden und gehörig vorbereitet hat, mit Nutzen gebrauchen. Wie aber soll der für Alles gleich empfängliche Jüngling mitten zwischen den nach allen Seiten auslaufenden Bahnen sich wahrhaft entscheiden, wo jedes natürliche Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, wie es in kleinen Universitätsstädten stattfindet, durch den betäubenden Lärm und die allgemeine Zerfahrenheit der Residenz ganz unmöglich wird. Auch hier also droht abermals ein vager Dilettantismus und der lähmende Dünkel der Vielwisserei. Bei der Jugend ist eine kecke Wanderlust, sie ahnt hinter dem Morgenduft die wunderbare Schönheit der Welt; sie sich selbstthätig zu erobern ist ihre Freude. In den großen Städten aber fängt die Jugend gleich mit dem Ende an: aller Reichthum der Welt liegt in der staubigen Mittagschwüle schon wohlgeordnet um sie her, sie braucht ihren Fauteuil nur gähnend da oder dorthin zu wenden, sie hat nichts mehr zu wünschen und zu ahnen — und ist blasirt. Und auch in sittlicher Hinsicht ist der Gewinn nur illusorisch. In den kleinen Universitätsstädten herrscht allerdings oft eine arge Verwilderung, und die Studenten werden in den großen Städten gewiß ruhiger und manierlicher sein. Allein dort erscheint die Lüderlichkeit in der Regel so handgreiflich, bestialisch roh und abschreckend, daß jedes gesunde Gemüth von selbst ein Ekel davor überkommt, während hier die schön übertünchten und ästhetisirten Pestgruben wohl auch die Besseren mit ihrem Gifthauch betäuben. — Unsere Universitäten sind endlich bisher eine Art von Republik gewesen, die einzigen noch übrig gebliebenen Trümmer deutscher Einheit, ein brüderlicher Verein ohne Rücksicht auf die Unterschiede der Provinz,

des Ranges oder Reichthums, wo den Niedriggeborenen die Ueberlegenheit des Geistes und Charakters zum Senior über Fürsten und Grafen erhob. Diese uralte Bedeutung der Universitäten wird von der in ganz andern Bahnen kreisenden Großstädterei nothwendig verwischt, die Studenten werden immer mehr in das allgemeine Philisterium eingefangen und frühzeitig gewöhnt, die Welt diplomatisch mit Glacehandschuhen anzufassen.

Dieß halten wir aber, zumal in unserer materialistischen Zeit für ein bedeutendes Unglück. Denn was ist denn eigentlich die Jugend? Doch im Grunde nichts Anderes, als das gesunde und noch ungeknickte, vom kleinlichen Treiben der Welt noch unberührte Gefühl der ursprünglichen Freiheit und der Unendlichkeit der Lebensaufgabe. Daher ist die Jugend jederzeit fähiger zu entscheidenden Entschlüssen und Aufopferungen, und steht in der That dem Himmel näher, als das müde und abgenutzte Alter, daher legt sie gern den ungeheuersten Maaßstab großer Gedanken und Thaten an ihre Zukunft. Ganz recht: denn die geschäftige Welt wird schon dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und ihnen die kleine Krämerelle aufdrängen. Die Jugend ist die Poesie des Lebens, und die äußerlich ungebundene und sorgenlose Freiheit der Studenten auf der Universität die bedeutendste Schule dieser Poesie, und man möchte ihr beständig zurufen: sei nur vor allen Dingen jung! Denn ohne Blüte keine Frucht.

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Inhalt.

Seite

1. Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg 3
   - I. Größe, Schuld und Buße 5
   - II. Die polnische Wirthschaft 48
   - III. Die Zopfzeit 72
   - IV. Die Wiederherstellung 84
2. Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Klostergutes in Deutschland . 139
3. Ueber Verfassungs-Garantien 203
4. „Auch ich war in Arkadien" 221
5. Landsknecht und Schreiber 245
6. Erlebtes 261
   - I. Deutsches Adelsleben am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts 263
   - II. Halle und Heidelberg 290